

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.



Ein Anempfinder.

Novelle

von

Hermann Presber.



Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein Anempfinder.

Von

Hermann Presber.



I.

Ich konnte unmöglich länger im Staatsdienst bleiben. Mein Beruf lastete auf mir wie ein Fluch. Aussicht zum Vorankommen hatte ich in dem kleinen Lande nicht, in welchem vier Gymnasien, von denen mindestens zwei zu viel sind, jeden Gevatter Schneider und Handschuhmacher einluden, seine Kinder studiren zu lassen, woraus denn folgte, daß bald für jede freie Staatsdienerstelle sich zwanzig Candidaten meldeten und Berücksichtigung verlangten.

Als ich in die unterste Classe des Gymnasiums als Schüler eintrat, brachte mir Collaborator Rieger die neun und dreißig auf ein is, welche sind masculini generis, im Schweiße seines Angesichtes für dreihundert Gulden jährlich bei und als ich zwölf Jahre später von der Universität kam, laborirte Doctor Rieger noch immer an dem Collaborator, docirte noch immer die neun und dreißig auf ein is, freite noch immer um die Conrectorwürde wie Jacob um Rahel und hatte vierhun-

dert Gulden Gehalt. Glücklicher Weise war er sehr musikalisch und leitete einen Gesangverein. Die Tochter unseres Ministers starb. Rieger folgte mit seinem Vereine der Leiche und ließ einen Trauerchor bevor und einen nachdem der Sarg ins Grab gesenkt worden, anstimmen. Vier Wochen darauf war er Conrector und hatte für jeden Chor hundert, also zwei hundert Gulden Zulage. Jede weitere Beförderung war ihm aber nun, wie er selbst sagte, abgeschnitten, da der Minister keine Tochter mehr hatte und seine zweite Gemahlin sich einer solchen Gesundheit erfreute, daß sie nach menschlicher Berechnung den alten Herrn überleben mußte.

Riegers musikalische Leistung und die warme Verwendung des Präsidenten von Hagen, dessen Güter mein Vater früher verwaltet hatte, brachten mir die Collaborator-Würde und zur Aufmunterung, wie der Präsident sich ausdrückte, einen Gehalt von zweihundert Gulden. Nun wußte ich aber, daß unsere Regierung die aufmunterndste von der Welt war. Sie munterte ihre Diener, so lange sie lebten, auf und munterte manchen armen verkümmerten Schullehrer sehr frühe ins Grab hinein.

Nichts destoweniger fühlte ich mich in den beiden ersten Jahren glücklich in meinem Berufe. Der Director des Gymnasiums hatte eine sehr kluge Frau und

fünf herangewachsene, unverheirathete Töchter und somit alle Eigenschaften, um junge, zumal von Präsidenten beschützte Lehrer freundlich zu behandeln. Meinem heißen, dringenden, bei Gattin und Töchtern oft wiederholten Wunsche hatte er endlich nachgegeben und mir in den oberen Classen eine Literaturstunde anvertraut. Da erschien plötzlich, mit meinem Namen versehen, eine Sammlung „Skizzen aus der Heimath" im Drucke und setzten seine Geduld und Gnade auf eine harte Probe. Daß ein Lehrer, ein bevorzugter, aufgemunterter Lehrer, der für zweihundert Gulden jährlich nur sieben Stunden täglich zu arbeiten und außerdem zu Hause nur noch Aufsätze und Exercitien zu corrigiren und den Sonntag Morgen in der Kirche die Aufsicht zu führen hatte, daß ein so gesegneter, beglückter und begnadeter Lehrer, der einst am Grabe noch die Hoffnung aufpflanzen konnte, es gewagt hatte, in scherzhaftem Gewande der Wirklichkeit entlehnte Scenen der Oeffentlichkeit zu übergeben, war geradezu unerhört. Während das Büchlein auswärts sehr freundlich aufgenommen wurde, kam von der Regierung ein strenger Verweis, der meinem hohen Vorgesetzten die größte Verlegenheit bereitete.

Seine Versetzung an ein andres Gymnasium, zu welcher ich möglicher Weise mit beigetragen hatte, beendete den Kampf zwischen Gehorsam und freundschaftlicher Neigung, in welchen er durch mich gerathen war.

Der neue Director kam und was für ein Director! Er bestand aus Unterthänigkeit und Christenthum. Er erstarb in De- und Wehmuth nach oben und drückte mit pietistischer Salbung und Verschlagenheit Alle, die unter ihm standen. Er führte ein, daß jeden Morgen in den Classen vor Eröffnung der Stunden gebetet werden mußte, und brachte es dahin, daß die in seinen Ergüssen nie fehlende Bitte: „Herr erlöse uns vom Uebel!" allein mit Inbrunst erfaßt wurde, da Lehrer und Schüler ihn selbst als das Uebel ansahen. Obgleich Protestant hielt er auf Beichte und befahl den Lehrern vom Lande, die sich ihm vorstellten, an hohen Feiertagen „ihren Seelsorgern Bekenntnisse abzulegen". Wie alle, die auf der Universität nichts gesammelt haben, nichts schaffen können und doch schaffen wollen, hatte auch er einige Gedichte-Sammlungen veranstaltet und kurze Notizen über das Leben der Poeten hinzugefügt. Glockenklänge, Harfentöne, Beschauliches und Erbauliches, so lauteten die Titel seiner Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Alles in den Büchern war Frühling und christlich germanische Liebe. Die Lieder der verschiedensten Dichter sahen sich ähnlich wie ein Maikäfer dem andern, ein Schneeglöckchen dem andern. Auch den Faust hatte er in einer philologischen Zeitschrift commentirt und die ganze Kraft seiner Erklärung in der Scene zwischen Valentin und Gretchen auf die Stelle:

Mein Gretchen, sieh! Du bist noch jung
Und gar noch nicht gescheidt genung

geworfen. Keine Sylbe hatte er für die Schönheit, Gewalt und Bedeutung der Scene; nur das Wort „genung" beschäftigte seinen Scharfsinn und war auch das Einzige, was ich von dem Commentar im Gedächtniß behielt und als Motto auf alle meine Verhandlungen mit dem Herrn Director setzen könnte. Schon als wir uns zum ersten Male vorgestellt wurden, hatten wir gegenseitig genung. Von Tag zu Tag bekamen wir uns genunger, bis es endlich am genungsten wurde und der von ihm mit allen Kräften erstrebte Conflict da war. Ich hatte in der Secunda in einer Stunde wöchentlich Hermann und Dorothea zu lesen. In dieser fehlte der auf seinen literarischen Ruhm nicht wenig stolze Faust-Erklärer fast nie. Wir standen an dem reizenden, „Dorothea" überschriebenen Abschnitt. Als die Stelle kam, in welcher Hermann mit dem Mädchen, um den Krug zu füllen, zum Brunnen hinabsteigt, ließ ich einhalten nach den Versen:

Also sprach sie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Ich machte aufmerksam auf die Feinheit, mit welcher der Dichter die Natur mit in den Bund zieht, um das zurückhaltende und ernste Mädchen und den schüchternen und verlegenen Jüngling zutraulicher zu machen. Ich griff vor und citirte die später folgende Stelle, in welcher Hermann mit Dorothea in dem Schatten desselben herrlichen Baumes ruht, der noch am Morgen die Thränen um die Vertriebene gesehen. Ich las die Verse:

Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben.
Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird — —

Ich meinte, auch auf diese Stelle lasse sich ein Wort der Dichtung selbst anwenden; dadurch daß der Blick des Mädchens zunächst auf das Besitzthum des Wirthes zum goldenen Löwen falle und auf dem Zimmer des Jünglings ruhe, erscheine die ganze Scene „in ahnungsvoller Beleuchtung“. Dies und alles Andere, was ich vortrug, verursachte dem Herrn Director während der Stunde die heftigste Unruhe. Er bat mich endlich, ohne Erklärung weiter lesen zu lassen und nannte nach der Stunde

meine Vorträge lächerliches Literaten-Geschwätz, womit er den höchsten Grad der Verachtung bezeigen wollte.

Er selbst hatte eine wahre Wuth, seinen Namen in den Zeitungen zu lesen. Wenn er nur einmal öffentlich gehustet hatte, sorgte er dafür, daß über seinen Husten in irgend einem Blatte berichtet wurde. Auch hatte er früher, bevor er sich die hohe Würde erkrochen, correspondirt, referirt, recensirt, kurz nach allen Richtungen hin zu Fuß und zu Roß gedient. Seitdem er aber von der Tagesschriftstellerei zum Gelehrtenstande übergegangen war, ging es ihm wie vielen getauften Juden, die, obgleich sie die ausgeprägteste Shylocksphysiognomie mit ins Bett nehmen und wieder damit aufstehen, sich gebärden, als wären sie zur Zeit der Apostel zum Christenthum übergetreten. Da sie selbst das Speculiren und Handeln und somit den Umgang mit den Stammverwandten nicht lassen können, so befehlen sie wenigstens den Frauen, nur christliche Gesellschaft zu suchen und Jüdinnen von den Einladungen auszuschließen. Diese Gattung der Getauften ist die verächtliche und ein solcher zum Gelehrten getaufter Literat war mein Director.

Was ich zu erwarten hatte, erschien auch meinem Geiste „in ahnungsvoller Beleuchtung" und blieb bei der ersten Veränderung des Lehrplanes nicht aus. Man nahm mir die wenigen deutschen Stunden in der oberen

und beschränkte meinen Unterricht auf die zwei untersten Classen des Gymnasiums. Grauenvolle Zukunft! In ahnungsvoller Beleuchtung sah ich mich vierzehn Jahre lang die neun und dreißig auf ein is, welche sind masculini generis, vortragen. In ahnungsvoller Beleuchtung ließ ich vierzehn Jahre lang — — mit und zur Abwechslung ohne Eigenschaftswörter — — Sätze nach Wurst's deutscher Grammatik bilden. Und wenn ich dann daran dachte, daß zwei-, vielleicht später vierhundert Gulden mein ganzer Lohn sein würden, dann wurde die ahnungsvolle Beleuchtung ganz dunkel und ich weinte oft bitterlich.

Ich wandte mich an die Regierung, berief mich auf meinen früheren Director, bat um Versetzung und erhielt zur Antwort: „Dem Gesuche des Dr. Edmund Müller um Versetzung ist nicht willfahrt worden." —

Der Sammler lyrischer Gedichte und Erklärer des Faust überreichte mir das Rescript mit den Worten: die Antwort sei zwar kurz, aber sehr klar, was ich in der That nicht bestreiten konnte. Nun schmiedete ich die verschiedensten Pläne. Ich wollte mich um eine Stelle — und wäre es als Hauslehrer im Auslande — bewerben, ich wollte von literarischen Arbeiten zu leben suchen und während ich dieses und jenes wollte, litt ich unsäglich.

Besserung in dem kleinen Lande selbst war nicht zu

hoffen. Pietisten saßen am Steuer des Staatsschiffes, Pietisten umgaben den Thron. Die dumpfe, schwere, jeden gesunden Athemzug hemmende pietistische Schwüle lagerte über dem ganzen Fürstenthume.

Was hatte der Regent im Jahre 1848 für Versprechungen erlassen! Seine sich an Freisinnigkeit überbietenden Verheißungen waren von dem Volke mit Jubel aufgenommen worden. Im Enthusiasmus des Augenblicks hatten die gläubigen Unterthanen die Reden des Fürsten citirt, declamirt, in Musik gesetzt, gesungen, getanzt und auf die Orgel gebracht. Was nur im Freudenrausche geschehen konnte, war geleistet worden. Und nun ließ derselbe Herrscher die Augen verdrehende Heuchlerschaar in seinem Lande walten. Nichts hatte er gelernt, aber auch gar nichts vergessen. Wer im Jahre 1848 nur irgend wie an der Bewegung Theil genommen, wer nur ein freisinniges, in die Presse übergegangenes Wort geredet hatte, war von Beförderung ausgeschlossen. Abhängig und schwach, empfänglich für die Weihrauch-Umnebelung der Frommen, war er selbstständig nach dieser Seite. Wer sich ihm mit einem Bittgesuch nahte, mußte hören, was er in dem — dem Fürsten und dem Volke unvergeßlichen — Jahre gethan hatte. Aber wie sollte man die Kleinen loben, kam doch das Aergerniß von oben. Verläugnete doch der mächtigste protestantische Herrscher, von dem man erwartet

hatte, er werde die Fahne des Fortschrittes aufpflanzen, vollständig seine Begabung. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, so lautete sein Wahlspruch und siehe! gegen das Ende seiner Regierung war der Beamtenstand verrottet und ergriffen von der ansteckendsten und verderblichsten Fäulniß der Scheinheiligkeit. Die Macht des Staates selbst war zum Kinderspott geworden.

Wie viel entsetzliches Elend rief dieser Fürst, ohne es zu wollen oder nur zu ahnen, im Vaterlande hervor. Da standen freilich, wenn die Schulinspectoren zu den Lehrern auf dem Lande kamen und nun dem Befehle der Regierung gemäß die kleine Bibliothek musterten, Gebet- und Gesangbücher und fromme Tractätlein in Fülle auf dem Bücherbrett. Aber in sicherer Verborgenheit, gut verwahrt wie das Allerheiligste, waren die Staat und Kirche unterwühlenden Schriften der Revolution und des Materialismus. In ihnen fand der gedrückte, mit Gewalt zum Aeußersten getriebene Mann seine befriedigende Erholung. Und während man ihm auf allerhöchsten Befehl ein Brett vor den Kopf nageln und jede wissenschaftliche Bildung von Staats wegen verbieten wollte, wurde er, statt ruhig heranzureifen, faul und wurmstichig.

II.

Meinen Eltern hatte ich meinen Kummer vielfach geklagt. Vater und Mutter suchten mich in Briefen zu beruhigen und baten mich dringend, meine Stellung nicht aufzugeben. Auch mein Bruder, der als Advocat bei ihnen im Heimathstädtchen lebte, schrieb mir häufig in diesem Sinne, malte mir die literarische Laufbahn mit grellen Farben aus und rief mir das Wort eines berühmten, von mir hochverehrten Mannes ins Gedächtniß zurück. Dieser hatte, als ich die Universität verließ und Abschied von ihm nahm, mich mit den Worten entlassen: „Leben Sie wohl, und damit Sie wohl leben, erwählen Sie eine ganz bestimmte Thätigkeit. Sorgen Sie dafür, daß Sie jeden Tag wenigstens drei oder vier Stunden sich sagen müssen, jetzt muß ich dies thun. Arbeit ist nicht der Fluch, wohl aber der höchste Segen des Menschen; die einzige Rettung in allen, selbst in den körperlichen Leiden." — Ferner machte mich mein Bruder aufmerksam, wie schwer ich den Vater kränke,

wenn ich aus dem Staatsdienste austrete; dieser habe die Mittel zum Studiren nicht gehabt, sein Stolz aber sei, daß seine beiden einzigen Kinder das erreicht hätten, was er selbst nicht erreichen konnte. Der geringe Gehalt brauche, das wisse ich am besten, mich nicht zu ängstigen, an materieller Unterstützung werde es mir nie fehlen.

Alle diese Briefe konnten mich in keine freudige Stimmung versetzen. Ich sehnte mich krankhaft nach den Osterferien, um mit den Eltern und dem Bruder noch einmal meine Lage zu besprechen. Der Schlaf, „das Bad der wunden Müh, der Balsam kranker Seelen, der zweite Gang im Gastmahl der Natur, das nährendste Gericht beim Fest des Lebens," fehlte mir fast gänzlich. Ich gerieth in die größte Aufregung und befürchtete die heimtückische Krankheit, welcher leider zu derselben Zeit mein Bruder zum Opfer fallen sollte.

Während ich mich jeden Tag wunderte, daß sich noch kein Nervenfieber eingestellt habe und jeden Frostschauer als ersten Vorboten ansah, erhielt ich plötzlich die Schreckensnachricht, daß mein Bruder, den ich stets als die Fleisch und Blut gewordene verkörperte Gesundheit betrachtet hatte, todtkrank darniederliege und daß ich, mir selbst zur Beruhigung und den Eltern zum Trost, augenblicklich nach Hause kommen solle.

Ich schrieb dem Director, löste auf der Post ein Billet und trat die qualvolle Fahrt an. Eine schreckliche Nacht brachte ich im Wagen zu, dann fuhr ich auf dem Dampfschiffe stromaufwärts. Als ich den Kirchthurm meines Heimathstädtchens und dann den freundlichen Ort mit den weiß angestrichenen Häusern und den Gärtchen, die von diesem zum Strome führten, erblickte, schwoll mir das Herz und im Aussteigen aus dem Schiffe in den Kahn begann ich heftig zu schluchzen. Die Schiffer, die mich sonst immer freundlich begrüßt hatten, brachten mich schweigend ans Ufer. Ich wagte nicht zu fragen. Zitternd und schwankend durchschritt ich die Straßen und eilte nach dem Markte. Da stand das stattliche Haus mit dem schweren grünen eisernen Thore vor mir. Die Fenster des unteren Stockes waren geschlossen, nur eins halb geöffnet. Kaum vermochte ich mich noch fortzuschleppen. In dem Hausgange kam mir der Vater, aus dem obern Stocke herniedersteigend, entgegen. Als mich der alte Mann sah, fing er laut an zu weinen und führte mich ohne zu sprechen, in das größte Zimmer. Indem wir die Thüre öffneten, wurde ein Theil der spanischen Wand, welche die Stube zur Hälfte schied, zurückgeschlagen. Ruhig aber leichenblaß und im schwarzen Kleide stand die Mutter vor mir und neben ihr auf dem Bette lag mein einziger, heißgeliebter Bruder, der Stolz und die Freude

der ganzen Familie. Die Mutter hatte ihm bereits das Todtenhemd angezogen, die Hände gefaltet und die blauen, offenen, treuen, jetzt aber schon eingefallenen Augen geschlossen. Die größte Aehnlichkeit, die ich im Leben nie wahrgenommen hatte, fand sich zwischen der Leiche und dem Bilde des Schmerzes, das zur Seite stand und keine Thränen mehr hatte für das furchtbare Unglück, das alle getroffen.

Während der Vater und ich uns nicht zu fassen wußten, entfaltete die Mutter eine ruhige, wahrhaft erhebende Thätigkeit. Blumen hatte der Verstorbene im Leben so gerne gehabt und Blumen sollten ihm trotz der Kargheit der Jahreszeit in die Gruft folgen. Die Treibhäuser benachbarter herrschaftlicher Gärten mußten Schätze hergeben. Die Mädchen der Stadt verfertigten einen Kranz für den Sarg und mit einem anderen wollten sie die Leiche zur Gruft geleiten. Die allgemeine Theilnahme erfreute das Herz der Mutter. Ein großer Zug sollte den Sarg ihres Kindes begleiten, das die Eltern im Leben so sehr geehrt hatte und das nun auch im Tode geehrt werden sollte. Dies war ihr heißester Wunsch. Dabei vergaß sie ihre Pflichten als Hausfrau nicht. Den Abend, bevor wir uns in den oberen Stock zurückzogen, führte sie uns noch einmal in das Zimmer, um von dem Todten Abschied zu nehmen. Den nächsten Morgen in aller Frühe sollte er in den

Sarg gelegt werden. In diesem Momente aber brach ihre Kraft. Wir mußten sie mit Gewalt wegführen.

Was für eine Nacht verlebte ich! Das war ein anderer Schmerz, der mich wach hielt und mir den Schlaf raubte. Ich horchte, als ich den Morgen gegen vier Uhr das schwere Thor öffnen hörte, athemlos auf, ob in dem Nebenzimmer die Mutter sich rege. Ich hatte dringend gebeten, keinen Lärm zu machen. Bald aber hörte ich klopfen und wußte, was es zu bedeuten habe. Leise schlich ich zur Thüre, sah in das Schlafzimmer und wurde von innigem Danke erfaßt, als ich die Eltern in sanftem Schlummer fand. Dann verbarg ich schluchzend den Kopf unter der Decke und suchte mich selbst dem Klopfen und Hämmern zu entziehen.

Den Mittag um drei Uhr fand die Beerdigung statt. Der Vater und ich folgten dem mit Blumen reich geschmückten Sarge. Als wir um die Ecke des Hauses in eine andere Straße einbogen, schaute ich auf zu den Fenstern des Zimmers, in welchem die Mutter sich befand. Ich sah, wie die Vorhänge ein wenig zurück gezogen wurden und wußte, daß der große Trauerzug für den Augenblick ihren Schmerz lindern würde.

So war denn auch das Schrecklichste vorüber. Verhallt waren die Worte des Priesters: „Staub bist du, Staub wirst du, aber deine unsterbliche Seele schwang sich auf zum Himmel. Wir haben dich scheiden sehen

mit Weinen und Trauern, Gott aber wird dich uns wiedergeben mit Wonne und Freude ewiglich.“ Verhallt war der von Freunden des Bruders gesungene Chor: „Wie sie so sanft ruh'n alle die Seligen.“ Das dumpfe Geräusch der unter dem Sarge weggezogenen Seile war vorüber. Die ersten Schollen Erde waren gefallen; das Sterbeglöcklein hatte aufgehört zu läuten. — —

Ich saß in dem Arbeitszimmer des Bruders und gelobte mir heilig, die Stütze meiner alten Eltern zu sein und mich vollständig ihrem Willen zu fügen. Meine Vorsätze sollten aber bald mächtig erschüttert werden.

In den ersten Tagen wurde unsere Wohnung nicht leer von Theilnehmenden und ich hatte stündlich Gelegenheit zu sehen, wie lästig und wohlthuend zugleich diese sogenannte Theilnahme ist. Hundertmal mußten die Eltern dieselbe Krankheitsgeschichte, den ganzen Verlauf des Fiebers, erzählen. Nach und nach bekam ihr Bericht etwas feststehendes, referatartiges. Sie gewöhnten sich selbst daran, sie lernten, ohne Thränen zu vergießen, das ausführlich mitzutheilen, an was sie, wenn sie allein waren, ohne den heftigsten Schmerz nicht denken konnten. Oft beschwerten sie sich über die Zudringlichkeit und hatten alle Ursache dazu; denn einzelne Frauen kamen drei, viermal und begleiteten wieder Andere, um die Jammergeschichte nochmals zu hören, in

den Thränen meiner Eltern herumzuplätschern und sich in ihrem Jammer zu baden. Darüber war die Mutter empört und doch kränkte es sie wieder tief, wenn Jemand nicht kam oder Trostbriefe von den Verwandten ausblieben.

So mochten vierzehn Tage vergangen sein, als wir am Abende vor Ostern beim Lampenlichte in der Wohnstube zusammen saßen. Vater und Mutter hatten wenig gesprochen und doch war es mir vorgekommen, als wünschten sie, die Magd möchte sich mit dem Abdecken des Tisches etwas mehr beeilen. Als diese endlich die Stube verlassen hatte, meinte der Vater, meine Lebenslage habe sich durch den Tod des Bruders bedeutend geändert. Ich begriff nicht, was er sagen wollte. Da machten mir die Eltern eine Eröffnung, die mich momentan lähmte und mir bewies, daß ich Jahre lang mit sehenden Augen blind, mit eingebildetem Scharfsinn vollständig thöricht gewesen war.

Ein unverheiratheter Bruder meiner Mutter hatte sich nach mannichfachen und abentheuerlichen Schicksalen in England und den Colonien in mein Heimathstädtchen zurückgezogen, um bei seiner Schwester das Ende seines Lebens zu erwarten. Sein Vermögen war nicht groß, er hatte es aber so angelegt, daß es sich gut verzinste und von seinem Erben das Capital selbst nicht angegriffen werden konnte. Vor zehn Jahren war er ge-

storben und hatte meinem Bruder, dessen Pathe er war, eine Rente hinterlassen, welche bis zur Großjährigkeit dem Vater, dann dem Erben und im Falle, daß dieser ohne Familie sterbe, mir lebenslänglich ausgezahlt werden mußte. Mit unserem Tode fiel das Geld einer englischen Bank anheim. Das waren die Bedingungen, unter welchen er eine Summe alljährlich erhielt, die in keinem Verhältniß zu dem Capitale selbst stand.

Wohl hatte ich gemerkt, daß mit dem Tode des Onkels unser Wohlstand gewachsen war, der Vater seine Oekonomie vergrößert hatte und die Gelder zu unserem Studium reichlicher flossen. Nie aber hatte ich eine Ahnung von der Absonderlichkeit der Erbschaft. Man hatte mir dies vollständig verschwiegen. Im Testamente des Vaters sollte sich Alles ausgeglichen finden. So lautete der Bericht der Eltern, der mich in eine grenzenlose Verwirrung versetzte.

Ich hatte das Geld in meinem Leben schätzen lernen. Ich wußte, daß es etwas gab, wonach ich krankhaft und krampfhaft jagte — Freiheit und Unabhängigkeit. Meine Wünsche waren bescheiden, jetzt konnten sie erfüllt werden. Ich suchte mich zu fassen und stieg hinauf auf mein Zimmer. Ich öffnete das Fenster. Ein sanfter Regen fiel hernieder und war der erste Verkünder des Frühlings. Dunkle schwere Wolken jagten am Himmel. Der Westwind fegte durch die dürren Zweige

der Bäume. Mein Blick fiel auf die katholische Kirche, welche unserer Wohnung gegenüber lag und sich mächtig aus dem alten, sie umgebenden, jetzt zu einem Garten umgewandelten Kirchhofe erhob. Die ewige Lampe brannte in der Nähe des Hochaltares und von ihr aus fiel ein unheimlicher Schein des Lichtes auf zwei hohe gothische Bogenfenster. Dicht vor diesen stand auf dem Kirchhofe ein kolossales Bild des Gekreuzigten, an seiner Seite ein Mandelbaum, in dessen dürren Aesten der Wind spielte und knisternd einzelne Zweige brach.

Immer hatte ich das erste Frühlingswehen jubelnd begrüßt. Im verflossenen Winter war, gedrückt durch meine aussichtslose kummervolle Lage, mein Sehnen krankhaft gewesen. Und nun mußte sich Alles ändern.

Wieder wandte sich, während ein Strahl des Mondes durch die zerklüfteten dunkeln Wolken fiel, mein Blick nach dem Schein der ewigen Lampe und ruhte dann auf dem Christusbilde, das mir seltsam und wie beleuchtet erschien. Ein heftiger Schauer überfiel mich. Der Garten wurde wieder zum Kirchhofe. Ich dachte an meinen Bruder. Meine freudige Aufregung war nur durch seinen Tod möglich geworden. Angst erfaßte mich, ich fürchtete mich vor mir selbst. Ich suchte das Auge von dem Kirchhofe weg nach dem Thurm zu wenden. Indem hob die Schwarzwälder Uhr, welche im Hausgange über einem Absatze der Treppe aufgehängt

war, aus. Ich lauschte. Es schlug zwölf. Die Geisterstunde vermehrte meinen Schrecken. Rasch legte ich mich nieder. Wenn ich sonst in die Ferien gekommen war, schlief mein Bruder mir gegenüber. Manchmal war es vorgekommen, daß wir uns erzürnt und entzweit niedergelegt hatten. Nie aber konnten wir einschlafen, ohne uns wieder versöhnt und „Gute Nacht!“ zugerufen zu haben. Während ich nun in fieberhafter Aufregung, aber ganz ruhig, als erwartete ich den Todten, da lag und unverwandt nach der Richtung starrte, in welcher das Bett meines Bruders zu stehen pflegte, schien es mir plötzlich, nachdem Aufregung und Müdigkeit einen furchtbaren Kampf gekämpft hatten, als rufe mir eine wohlbekannte freundliche Stimme zu: „Edmund, schläfst du schon! Gute Nacht, Edmund, schlaf recht wohl!“

Als ich erwachte, tönte das Geläute der Heimathglocken mächtig und feierlich über das Städchen hin. Manchmal wurde es unterbrochen durch das grelle gellende Klingen großer Schellen. Ich schob den Vorhang ein wenig zurück und sah, daß eine Procession mit Fahnen und Kreuzen um die Kirche zog, deren Haupt-Eingang fest verschlossen war. Die Mädchen und Jünglinge stellten sich auf dem Kirchhofe auf, nachdem sie das Gotteshaus umschritten hatten. Der Priester, dem die älteren Leute folgten, trat unter dem Himmel, den die Kirchen-Aeltesten trugen, hervor, stimmte einen Ge-

sang an und berührte mit dem Crucifix die geschlossene Thüre. Ein Chor aus der Kirche erwiederte. Abermals klopfte der Geistliche mit dem Crucifix gegen die Thüre und nun öffnete diese sich und unter dem brausenden Geläute aller Glocken und dem feierlichen Gesange der Gemeinde wurde der Einzug in die Kirche gehalten. — — Es war Ostern, das Auferstehungsfest des Herrn.

Noch läuteten die Heimathglocken und sie läuteten meine Kindheit in mir wach. Wie oft hatte ich als Knabe den Protestantismus meiner Eltern und somit den meinigen bitterlich beweint. Ich durfte nicht mit die Kirche putzen, die Heiligen-Bilder schmücken und die Fahne bei Processionen tragen. Drängte ich mich zu solchen beglückenden Handlungen, so wurde ich nur geduldet, hatte zu Hause den Tadel des Vaters zu erwarten und mußte in der Kirche mit äußerster Demuth und Aengstlichkeit auftreten, da die Augen aller Kinder auf mich gerichtet waren, um zu sehen, ob ich das Kreuz zur richtigen Zeit mache, wie sich's gehört an die Brust schlage und alle anderen Vorschriften des Katholicismus gut erfülle. Da ich die Fahne nicht öffentlich tragen durfte, so suchte ich durch Bestechungen mit Aepfeln, Kirschen und anderen zur Oekonomie gehörigen und die Jugend lockenden Früchten die Vergünstigung zu erhalten, daß ich neben einer in der Kirche aufgesteckten Fahne wenigstens sitzen durfte, die ich dann leise und verstoh-

len, aber doch mit dem nothwendigen Nachdruck zu wenden und drehen suchte. War mir dies gelungen, so waren meine Kniebeugungen beim Herausgehen vor dem Hochaltare doppelt tief und mit Weihwasser besprengte ich mich, daß zum Abtrocknen mindestens ein Taschentuch nöthig war. Wie kahl und dürftig fand ich dagegen die Wände unseres, in einem Nachbardorfe gemietheten protestantischen Betsaales.

Dann kam freilich eine Zeit, wo ich dünkelhaft stolz auf meine Weisheit und Verstandesaufklärung, all diesen Flitter zu verachten vorgab, mich aber mit Ehrfurcht und Zittern und Zagen in schwarzer Kleidung unserem Geistlichen näherte, um zum ersten Male des Leibes und Blutes Christi theilhaftig zu werden. Es war ein hoher Festtag und als mich meine Mutter nach der Kirche unter Thränen umarmte und mir der Vater zum Zeichen meiner nahenden Selbstständigkeit eine Uhr, der Bruder aber ein für die Jugend bearbeitetes Leben Schillers überreichte, da war ich auf dem Gipfel des Glückes, stolz auf meine Familie, auf meinen Protestantismus und auf meine eigene kleine Person selbst.

Und nun ———? Wohl übten die Glocken der Heimath noch den alten Zauber. Die weiß gekleideten, Blumen streuenden kleinen Mädchen, die Musik und die Fahnen erregten Herz und Phantasie, aber der Priester kam und vorüber war jede Täuschung. Ich hatte sie

kennen gelernt in den Städten diese zum größten Theile Falschmünzer der Religion. Ich wußte, wie geschickt sie die kirchliche Thätigkeit, welche der Katholicismus verlangt und welche die Jugend und die am Aeußerlichen klebende und bei der Thätigkeit der Hände stehen bleibende Masse so sehr fesselt, zu lenken und leiten wußten. Ich hatte in jenen Tagen des Schmerzes den heißesten Wunsch, beten — von Herzen, schlicht und kindlich beten zu können. Ich konnte es nicht. Die Vertreter und Prediger des Glaubens hatten mir zuerst und gründlich alle meine religiöse Anschauungen erschüttert. Indem ich mich anzog, sagte ich, wie seit Jahren am Osterfeste, unwillkürlich Stellen aus dem Monologe Fausts auf. — — Die Botschaft hörte ich wohl, allein mir fehlte der Glaube.

III.

Nun war ich also ein unabhängiger Mann. Zwar fand ich selbst die gesicherte Lebensrente nicht allzugroß, aber meinen Staatsdienergehalt überstieg sie um das sechsfache. Ich hatte zwei Würden, den Conrector und Prorector, übersprungen und war dem Einkommen nach gleich vom Collaborator zum Professor vorgerückt. An eine Rückkehr zu Wurst's Grammatik und den neun und dreißig auf ein is, deren Geschlecht mir ganz gleichgültig geworden war, mochte ich gar nicht mehr denken. Auf einsamen Spaziergängen, an der Grabstätte meines Bruders, allüberall beschäftigte ich mich mit meiner Zukunft. In blühender Jugend hatte ich als echter Sohn Germaniens oft darüber nachgedacht, was ich wohl thun würde, wenn ich einen Schatz fände, ohne Loos in der Lotterie gewänne, oder es plötzlich Geld vor mir nieder regnete. In solchen denkwürdigen Momenten war ich mit meinen Mitschülern eines Sinnes. Gleich hätten

wir uns eine Flasche Champagner bestellt und dann hätte sich das Andere von selbst gefunden. Nun aber, im fünf und zwanzigsten Lebensjahre, wollte ich reisen, die Welt kennen lernen. Außer der Rente war aus dem Nachlasse meines Bruders eine für den Augenblick nicht unbedeutende Summe mir zugefallen. Mit dieser wollte ich meine Wünsche befriedigen, mich dann zu meinen Eltern zurückziehen und schriftstellerisch thätig sein.

Als das Ende der Osterferien herannahte, vertraute ich mich zuerst der Mutter an. Zu meiner freudigen Ueberraschung ging sie auf meinen Plan ein. Offenbar gefiel es ihr, daß ich im elterlichen Hause wohnen und später als ruhiger Mann, der den Frieden gefunden hatte, die Oekonomie übernehmen wollte. Von der Verwendung der ererbten Summe wagte ich freilich nichts zu sagen. Härteren Kampf hatte ich mit dem Vater zu bestehen. Es schmerzte ihn tief, daß kein Staatsdiener aus seiner Familie hervorgehen sollte. Er beruhigte sich erst, als ich meine schriftstellerische Thätigkeit mit Farben ausmalte, die mich selbst in angstvolle Aufregung versetzten. Endlich gab er seine Einwilligung. Ein Entlassungsgesuch wurde bei der Regierung eingereicht und diesmal war dem Bittsteller in Gnaden willfahrt worden.

In jenen Tagen erhielt ich einen Brief von meinem Freunde Karl Leyer, den ich in Heidelberg als

Student hatte kennen lernen. Er war der Sohn eines reichen Kaufmannes und sollte seinem Vater als Leiter des Geschäftes folgen. Obschon er später bei jeder Gelegenheit von seinem kaufmännischen Standpunkte zu reden pflegte, so hatte er es doch in der Lehre nur bis zum Comptoir-Auskehren, Tinte-Eingießen und Brief-Copiren gebracht. Dann war er entlaufen um zu studiren und hatte auch in der That Juristerei, Philosophie, Medicin und leider auch Theologie durchaus studirt, aber nicht mit heißem Bemühen. Von Allem hatte er genascht und eine furchtbare Geldsumme verschwendet, so daß seine Familie die Hand von ihm abzog, um ihn auf diese Weise zu retten. Als ihn nun alle Stammverwandten im Stiche ließen, ging er im Jahre 1848 als Soldat nach Schleswig-Holstein meerumschlungen, focht tapfer, wurde verwundet und von dem Vater wieder in Gnaden angenommen. Seit dieser Zeit führte er ein freies Wanderleben in den Hauptstädten Europas. Den Doctortitel hatte er sich verschafft. Wo, wie, wann, wodurch — das konnte Niemand erfahren, wenn man ihn fragte, holte er ein Diplom hervor, hielt es in der Ferne an die Wand und meinte, das Nähere sei sein und des lieben Gottes Geheimniß. Zu Allem besaß er Talent; er malte, componirte, dichtete; keine Fähigkeit aber hatte er irgend wie entwickelt. Durch sein Herumflattern hatte sich bei ihm

eine citatenreiche, redeselige Zerfahrenheit ausgebildet. Mit einem Witz glaubte er alle göttlichen und menschlichen Angelegenheiten erschöpfen und abmachen zu können. Von dem Witze selbst hatte er sich, halb der Aesthetik, halb ihm zugehörig, eine Erklärung geschaffen, welche lautete: Ein Witz ist ein rasch auftauchendes, blitzartiges, unerklärliches geistiges Etwas, das mit einem grellen Streiflichte zwei entfernte und nicht zusammen gehörige Dinge unter eine gemeinsame Beleuchtung bringt und dadurch eine komische Wirkung hervorruft. Dieses rasch auftauchende, unerklärliche geistige Etwas besitzen sehr wenig Menschen, weshalb sehr viele auf die schimpfen, denen solche Blitze zu Gebote stehen. —

Die ganze Erklärung wurde wegen des letzten Satzes von ihm geschaffen und häufig citirt, weil Manchem seine sprunghafte, nie bei der Sache bleibende Unterhaltung verhaßt war. Alle aber, die ihn näher kannten, mußten ihn schätzen, weil offenbar unter der närrischen Vermummung sich ein gutmüthiger, ehrlicher Geselle verbarg.

Sein Brief lautete:

„Schulmeister, Doctor, Auerbachischer Kohlebrater id est Langweiler und Mensch!

Aus Hesperiens paradiesischen Gefilden, aus dem

Lande, in welchem im dunklen Laub die Goldorange glüht und Tag und Nacht der Floh den Menschen beißt, eile ich nach dem rauhen Norden. Ein ahnungsvolles Sehnen treibt mich zu Dir. Ich kehre ein in der Stadt, die sich durch ein Gymnasium im Thale und eine Entbindungsanstalt auf dem Berge auszeichnet. Ich pflanze mich auf an der Thüre des Ersteren und erwarte den feierlichen Moment, in welchem ein Schulmeisterlein, den Kopf gebückt, die Rockärmel zu kurz, die Beinchen schlotternd, mit einem Pack Hefte unter dem Arme, heran naht und staunend ausruft: „Du bist hier, mein Leyer ohne Schwert!“ Ich warte und warte, aber es kommt Niemand. Ich kehre zum Wirthshaus zurück und erfahre, — wer schildert mein Staunen! — Du seiest, wie vor Zeiten unser Freund Sancho Pansa, Herr der wiederentdeckten Insula Taprobana, oder wie sie sonst heißt, geworden.

Um Gotteswillen folge jetzt nur nicht dem urgermanischen Zuge, sich gleich zu verheirathen, wenn man hundert Gulden in der Tasche hat. Bleibe ledig. Du mußt noch mehr steigen und kommst dann nicht in die Verlegenheit des armen Sancho, dessen Ehehälfte Hanne Gutierrez sich nur zur Statthalterin, nicht aber zur Königin und Mutter von Infanten eignete. Seitdem ich von Deiner Erbschaft gehört habe, hat eine Todesangst mich erfaßt. Ich fürchte, Du bist schon verlobt.

Meine Befürchtung wird noch genährt durch Studien, welche ich gegenwärtig anstelle und die ich unter dem Titel: „Heirathswuth deutscher Schriftsteller" zu veröffentlichen gedenke. Das Studium unserer Literatur liefert die unglaublichsten Beispiele. Schon auf der Universität fragen die jungen Talente in solidester Absicht:

Und du, o Freundin, die du mich künftig liebst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsames,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!

Oder sie reden die zukünftige Geliebte an und rufen aus:

Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst; o so verhehle mir's nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
Das aus innerster Brust Klage seufzet und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe,
Daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist.

Mit Klopstock beginnt nach dem Spruche der Literarhistoriker „die Morgenröthe" der deutschen Literatur und mit Klopstock beginnt die Heirathswuth, von der sich nur wenige Poeten, vor Allen die Einzig-Einen Goethe und Lessing, frei erhalten. Kaum fängt die Sonne des Lebens an, dem Morgenröthe-Dichter freundlich aufzugehen, so hat der jugendliche Hauslehrer schon

einen Gegenstand für seine unsterbliche Sehnsucht gefunden und strebt mit allen Kräften nach „ehelicher Vereinigung". Um dies Ziel zu erreichen, ist der Schöpfer der Messiade, der heilige Sänger, bereit, in eine Seidendruckerei einzutreten und dort „Dessins zu revidiren". Als aber Sophia Schmidt, genannt Schmidtin, weder den Hauslehrer noch den Dessin-Revidirer beglücken will, eilt der große Poet nach Dänemark. Er lernt auf der Durchreise durch Hamburg Margarethe Moller kennen und ist alsbald unendlich glücklich, daß sie seine Gattin werden will.

Im entschiedensten Gegensatze zu Klopstock steht nach dem Urtheile der Literatur-Geschichte Wieland. Wie sehr auch diese Poeten im Leben und Wirken von einander abweichen, die Heirathslust ist Beiden gemeinsam. Schon als Student denkt der Dichter des Oberon Tage lang darüber nach, wo und wie er sich ein Lehramt verschaffe, um seine innigst geliebte Sophia heimzuführen. Als aber das Lehramt ausbleibt und die innigst geliebte Sophie von Guttermann den kurmainzischen Hofrath de la Roche heirathet, sucht und findet Wieland Trost in seiner Bekanntschaft mit Julia Bondeli. Diese Freundschaft wird bald so zärtlich und vertraut, daß der Dichter Buchhändler werden will, um die Geliebte heimzuführen. Da wird er selbst nach Biberach zurück berufen und kaum ist er dort definitiv zum Kanzlei-

director ernannt, als ihm nichts fehlt, als ein Weib. Nun läßt er gar für sich suchen und nimmt auf gut Glück, was man für ihn fand.

Selbst der Zweite unter den Halbgöttern unserer Literatur, selbst Schiller ist von der Krankheit übertriebenster Heirathslust schwer befallen. Er wirbt in kurzer Zeit um sehr verschiedene Gestalten und hat hervorragend unpoetische Gedanken, wenn er darüber nachsinnt, wie seine Heirathspläne Verwirklichung finden könnten. Um diesen Größten aber schaaren sich die Großen. Kaum hat ein Voß das tägliche Brod, ein Bürger ein Aemtlein, da verlobt sich der Erstere und der Zweite sucht nach Kräften eine Frau Amtmännin.

> Und wie soll man die Knechte loben,
> Kömmt doch das Aergerniß von oben.

Hüte, hüte dich, Knechtlein! Je kleiner der Mann, desto gefährlicher die Nachahmung des bösen Beispiels.

Jetzt aber wieder zur Sache. Man erzählt hier, Du habest durch den Tod einer Tante eine halbe Million geerbt und deßhalb Deinen Kohlebrater-Beruf aufgegeben. Gott habe sie selig diese edle Tante und lasse sie nicht vor der Zeit wieder auferstehen. Du hast Recht, meide jeden Beruf und widme Dich nur der süßen Gewohnheit des Nichtsthuns. Im vorigen Jahre habe ich, ich schwöre Dir, zum letzten Male eine Sache ernsthaft ergriffen und mich nochmals vertieft, das heißt

Bergwerkactien genommen und eine Grube befahren lassen. Dabei wäre aber beinahe mein Geld und meine Ruhe zur Grube gefahren und nun bin und bleibe ich Dr. Leyer, Coupon-Abschneider. Du hast immer Anlage zu diesem Berufe gezeigt und mußt wieder, wie Du es früher warst, mein Schüler werden. Ernstlich, Edmund, komm zu mir nach L . . . . dort werden wir ein herrliches Leben führen. Reisen kann ich jetzt nicht. Obgleich ich noch im Frühlinge meines Lebens bin und somit eine Rosenknospe, die von der Rose erst träumt, so muß ich doch leider meinen Sommer in der Kalt-Wasser-Heilanstalt zubringen. Dort wird jetzt auch Heilgymnastik getrieben. Das wäre etwas für Dich. Eins, vier, drei, zwei, fünf u. s. w. wird commandirt und jedes Mal mit militärischer Genauigkeit eine Bewegung ausgeführt. Am wichtigsten ist Commando Nummer drei. Das ist eine rasche, entschiedene Bewegung des rechten Fußes von unten nach oben, welche man im gewöhnlichen Leben sehr gut brauchen kann und welche von Uneingeweihten Fußtritt genannt zu werden pflegt. —

Es ist merkwürdig, was die Heilgymnastik um sich greift. Neulich gastirte in L . . . . Maria Seebach. Ich weiß, Du schwärmst für das wunderbare Mädchen, das mit einem scharfen, zergliedernden, zu dem feinsten Verständniß ihrer Rollen führenden Geiste die dämo-

nische Urkraft des schaffenden und gestaltenden Genius verbindet. Du betrachtest sie als die größte Künstlerin innerhalb und außerhalb des Zollverbandes und magst Recht haben. Durch ihre Sucht, es zu gut zu machen, geht sie aber rückwärts, entschieden rückwärts. Als sie vor einigen Tagen als Julia Gift nehmen wollte und als Clärchen Gift genommen hatte und sich dann zum Zimmer hinaus starb, war sie in allen ihren Bewegungen vollständige Heilgymnastik. Unser verehrter Freund von Heidelberg, der unschuldige Intriguant und charakterlose Charakterspieler August Wallendorf deßgleichen; er spielte seinen Mercutio und Alba so, daß er tüchtig Heilgymnastik Nummer drei verdient hätte. Denke Dir, dieser Mensch wagt es mit mir, dem Kaufmanne, Doctor und Krieger, zu rivalisiren und mich auch sonst noch schnöde zu behandeln. Neulich komme ich, freilich etwas bestaubt, von der Reise, in L . . . . an und eile zu ihm, um Neuigkeiten zu erfahren. Er steht, furchtbar aufgedonnert, im Zimmer, reicht mir kaum die beglacete Hand, geht zögernd mit mir auf die Straße, bleibt jeden Augenblick stehen, mustert seinen feinen und meinen bestaubten Anzug und sagt endlich, als wir zu den zahlreich besuchten Anlagen gelangten, indem er sich auf seinen Stock stützt und mich von oben bis unten betrachtet: „Willst Du denn auch hier noch mit spazieren gehen?“ — — Der Blitz soll dich tref-

fen! — denke ich und schreibe denselben Abend noch eine vernichtende Kritik über seine Leistung als Alba. Kaum ist diese gedruckt, so kommt er zu mir, als ob nichts vorgefallen und ruft mich ab „zum Natur-Bummeln". Ich gehe mit, schlage denselben Weg ein, den wir neulich gemacht, bleibe dicht an den Anlagen auf derselben Stelle stehen, stütze mich auf meinen Stock und frage: „Willst Du denn auch hier noch mit spazieren gehen?" Du hättest sehen sollen, was er in dem Moment für einen Sprung gemacht hat. Ich glaubte, er wollte sich in den Muley Hassan verwandeln.

Und dieser Kerl wagt es mit mir zu rivalisiren und sich um die reizende Prima donna Fanny Schröder zu bewerben. Ach Lieber! ich bin wirklich verliebt. Sie ist so schön und wäre würdig meine dritte Flamme gewesen zu sein, denn das ist die wahre. Die erste ist bekanntlich nach dem Ausspruche meines Freundes Heinrich Heine „die holde Jugendeselei", die zweite ist nach dem Ausspruche Deines Freundes Karl Leyer: der Beweis, daß man als Esel fort geschickt und verschmäht werden kann und dann doch noch, der Hartherzigen zum Trotz, eine Seele findet, die selbst einen Esel beglückt. Die dritte aber, hat alle guten Dinge für sich.

Als ich zum ersten Male liebte, war ich außer mir, als mir die bestochene Kammerjungfer meldete, die leider nicht bestochene Herrin, die Göttin meiner Seele, sei am

Abende nicht auf dem Balcon erschienen, weil sie ein Fußbad genommen habe. Eine Göttin und ein — — Fußbad. Ich hätte die Kammerjungfer mit dem Dolche niederstoßen können. Meine Heilung begann an jenem Tage, denn ich hatte zuvor keine Ahnung, daß mein Ideal aß und trank wie andere Sterbliche und nun gar auch Fußbäder nahm. Aber ich weiß, daß die schlank aufgewachsene, blonde und unaussprechlich blauäugige Fanny Schröder oft Fußbäder nimmt und einen ganz gesunden, durch keinen Liebeskummer um mich und den Charakterspieler gestörten Appetit hat und ich liebe sie doch. Wie tief ich gesunken bin, wirst Du ahnen, wenn ich Dir mittheile, daß ich Oden von Klopstock lese.

An Fanny.

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein zu Staube,
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Hörte ich sonst Klopstocks oder anderer Classiker Namen, dann pflegte ich ausnahmsweise von meiner Religion Gebrauch zu machen und das Kreuz zu schlagen. Die Zeiten haben sich geändert, auch ich dichte jetzt. Und da ich bekanntlich nicht dichten kann, so habe ich glücklicher Weise unter den alten Büchern meines Vaters einen Provinz-Lyriker, mit Namen Tübke, gefunden. Wann, wo und wie dieser Würdige gelebt

hat, konnte ich nicht erfahren und auch Du wirst es hoffentlich nicht wissen, sonst schreibe mir augenblicklich. Denn dieser Tübke selig versorgt mich mit meinem poetischen Hausbedarf. Ihm entstammen meine übersandten Seufzer, Klagen und Hoffnungen. Ach, aber selbst Tübke konnte bis jetzt nicht helfen. Doch bin ich besser daran als der Charakterspieler, der mich um meine Lyrik beneidet.

Sie liebt uns Beide nicht. Ich glaube unsere Nasen gefallen ihr nicht. Von den drei Nasengattungen, welche den Lebenslauf ihrer Besitzer störend beeinträchtigen, ist die unterste: die Nase, in welche es regnet, die zweite: die Nase, welche sich unten ausdehnt und zu einem bequemen Ruhesitz erweitert und die dritte: die Nase, welche gleich im Entstehen diesen Sitzplatz bietet. Mit dieser dritten Gattung hat uns das Schicksal behaftet.

Doch ich führe Dich selbst an der Nase herum, indem ich von Dir sprechen wollte, Du Millionär, und mich mit meinem Höcker beschäftige. In jedem Falle, Krösus, Crassus und Lucullus, hoffe ich, ich habe bei Dir Kredit, denn Du weißt: Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Pumpen näher steht als sonst und sein porte monnaie leer trägt in der Tasche. – Ist sie denn wirklich so groß die Erbschaft. Ich weiß kein Wort davon, werfe aber hier mit furchtbaren Summen um mich und entfalte eine unwiderstehliche Sachkennt-

niß. In keinem Falle sage die Wahrheit. Dann kannst Du die halbe Stadt kaufen. Reicht Dein Vermögen nicht hin, um unabhängig zu leben, so komme doch und schriftstellere. Hier existirt ein Menschengebilde, das correspondirt sich jedes Jahr tausend Thaler ins Haus und kann keine fünf Sätze richtig schreiben. Wenn es in der Stadt brennt, so berichtet dieser thätige Mann, um seinen Brief interessant zu machen, es habe in der Nähe des Schlosses gebrannt, obgleich das Feuer eine halbe Stunde davon entfernt war; oder er erwähnt, wie gewaltig thätig sich der Fürst während der Gefahr gezeigt habe. Man hat berechnet, daß die Correspondenzen über Brandunglück und den löschenden hohen Landesvater, mit welchen er verschiedene Blätter bedient, ihm allein vierzig Thaler jährlich eintragen. Mit diesem Manne, der aus Schwabens gesegneten Fluren stammt, sich Zänkle nennt, von Vielen aber richtiger Stänkle benamset wird, kannst Du rivalisiren. Du kannst Dich jedoch auch im Gegensatze zu Zänkle-Stänkle mehr auf das Idyllische werfen und der Landesmutter Deine Thätigkeit widmen. Oder Du fährst fort „Skizzen aus der Heimath“ zu schreiben.

Sage einmal, Mensch, wie hast Du es wagen können, ein Buch zu veröffentlichen, ohne mir das Manuscript zur Beurtheilung vorzulegen? Und solches Zeug hat auch noch — Dank unserer entarteten Zeit — Er-

folg, während meine Verdienste im Stillen bleiben und das wahre Talent nicht anerkannt wird. Wenn Du wieder schreiben willst, so reise zuvor, sieh Dir die Welt an und kehre überall ein, wo im Bädecker zu lesen ist: Die Bedienung geschieht durch die Wirthin und ihre Töchter. Bist Du aber überhaupt von der Schreibwuth ergriffen, so schreibe mir einen ausführlichen Brief. — — Da ich nicht, wie mein treuer Freund Don Quixote, von nahrhaften Vorstellungen allein leben kann, so höre ich auf zu schwätzen, eile zu der süßen Gewohnheit des Frühschoppens und grüße Dich und Deine braven Eltern herzlich. Im Uebrigen bleibt unsere Freundschaft die alte — — —

Leyer.

IV.

Die erste Wirkung dieses Briefes war, daß ich mir einen Bädecker verschaffte und mich vertiefte in die Werke dieses verdienstvollen, mächtigen Mannes, des einzigen Potentaten, der Kronen, Kreuze und Sterne der Anerkennung nur dem Verdienste zu Theil werden läßt. Stunden lang saß ich über den Büchern und brütete Reisepläne aus. Manchmal schwindelte es mir und alle die Seen, Wasserfälle, Führer, Gasthäuser, Berge, Pfade und Stellwagen gingen, liefen, strömten und stürzten in meinem Kopfe durcheinander. Dann suchte ich das Freie, um auf Spaziergängen Ordnung in dies Wogen und Fluthen zu bringen. Oder ich setzte mich zu dem alten „Jacobs-Vetter“, so nannte ihn das ganze Städtchen, der dicht an dem Strome sich auf einem Baumstamme niedergelassen hatte, vergnüglich seine Pfeife rauchte und philosophische Betrachtungen anstellte. Denn der alte Jacobs-Vetter war ein weitgereister Mann, ein Weltweiser und vor Allem ein Wetterprophet. In sei-

ner Jugend hatte er den Feldzug nach Frankreich mitgemacht, sich dann als Schiffer ein Vermögen in der Heimath erworben und nun ruhte er auf seinen Lorbeeren und überließ die Arbeit seinen Kindern.

Jetzt liebte ich den Jacobs-Vetter, in früher Jugend aber hatte er mir oft Qualen verursacht. Wenn ich nämlich in die Ferien kam, spazieren ging und an seinem Sitze vorbei mußte, so pflegte mir der alte Soldat und Mit-Eroberer von Paris zuzurufen:

„Bon jour, Monsieur Edmund — promener, promener — chaud aujourd'hui, très chaud." — „Oui" — rief ich in vollster Verzweiflung und eilte so schnell als möglich an ihm vorüber, damit keins von den Weibern, die in der Nähe seines Sitzes Wäsche bleichten, merke, ich könne noch kein Französisch, obschon ich bereits zwei Jahre Gymnasiast war. Endlich aber lernte ich französisch und wußte nun, daß der Jacobs-Vetter nichts wußte. Als er mir wieder sein promener, promener zurief, stand ich still, antwortete und fragte ihn. Seit dieser Zeit hat der Jacobs-Vetter nie wieder französisch mit mir gesprochen, nur einzelne Wörter pflegte er noch in seinen Betrachtungen und Prophezeihungen anzubringen. Diese Betrachtungen aber waren wunderbar beruhigend und seine Prophezeihungen merkwürdig klar. Fragte man ihn: „Was gibt's denn wohl für Wetter, Jacobs-Vetter?" so pflegte er längere Zeit den Himmel an-

zusehen und dann ganz ernsthaft zu antworten: „Ja, — wenn's so bleibt, wie's ist, wird's schlecht!" Manchmal erwiederte er auch: „Man weiß es nicht recht, es ist bedenklich, es kann sich zum Guten und zum Bösen ranschiren."

Wenn ich ihm von meiner Reise erzählte, dann meinte er: „Nur viel Geld, Monsieur Edmund, nur viel Geld und gesund und recht fröhlich, dann ranschirt sich Alles von selbst." Ebenso gab er mir gute Hoffnungen in Bezug auf das Wetter, indem er sagte: Monsieur Edmund, es kann unmöglich immer regnen. Es muß sich einmal ranschiren und dann, werden Sie sehen, wird's gut."

Er hatte Recht der Jacobs-Vetter. Es ranschirte sich und zum ersten Male seit langen Jahren galt in der That von dem Monate Mai das Wort des Epigrammatisten:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund eine Braut, bald auch eine Mutter werde.

Beinahe zwölf Wochen waren nun seit dem Tode meines Bruders verflossen. Ich hatte an meinen Schul- und Universitätsfreund Heinrich Sieber geschrieben, er möge mir in der Stadt M...., in welcher er sich als Hauslehrer in der Familie des Freiherrn von Wangenheim befand, ein Zimmerchen mit schöner Aussicht miethen. Vierzehn Tage darauf hatte ich die Antwort erhalten: „Komme so schnell als möglich, vom acht und

zwanzigsten Mai beginnt Deine Miethe. Du darfst aber auch früher eintreffen. Du wohnst Bergstraße Nr. 18 und wirst sehr zufrieden sein. Fräulein Cäcilie hat gesucht, gewählt und entschieden, mehr brauche ich Dir nicht zu sagen."

„In unwandelbarer Freundschaft Dein

H. Sieber."

Ich theilte diesen Brief meinen Eltern mit und bemerkte, daß er nichts zu ihrer Aufmunterung beitrage. Die Mutter entdeckte ich in jenen Tagen häufig an dem Kleiderschranke des Bruders und sah, wie sie weinend ihren Kopf in den Kleidern des Verstorbenen zu verbergen suchte. Auch sorgte sie mit der größten Aengstlichkeit dafür, daß in seinem Studirzimmer nichts verändert, nichts anders gelegt, kein Buch zugeschlagen wurde. Oft erschien ich mir als Verbrecher und suchte mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Der Gedanke, die Trauer um den Verlust des Bruders sei nicht tief genug und werde durch die Freude über die gewonnene Unabhängigkeit gemindert, folterte mich furchtbar. Dazu kam, daß ich vor hatte, um ein einziges Mal ganz frei und nach Belieben reisen zu können, eine Geldsumme, die sich in dem Pulte des Verstorbenen vorgefunden, zu verwenden. So oft ich aber daran dachte, schlug mir das Herz hörbar und eine eigenthümliche Scham über-

fiel mich, so daß ich einmal mich rasch von dem Grabe meines Bruders entfernen mußte.

Endlich war nach heftigem Kampfe der Abschied vorüber und ich stand auf dem Dampfschiffe und winkte mit Thränen in den Augen den Eltern Lebewohl zu. Ich sah, wie sie unter dem Marktthore verschwanden, und verlor bald den Jacobs-Vetter auf seinem Baumstamme, bald das ganze liebe, sich an den Fuß eines bewaldeten Berges anschmiegende Heimathstädtchen aus den Augen. Nun griff ich als angehender Skizzenverfertiger und Menschenbeobachter unwillkürlich nach meinem sorgfältig gewählten Notizbuche und meinem mit großer Kunst in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gespitzten Bleistifte. — Was sollte ich schreiben? Den Abschied von den Eltern? Ich schämte mich bei dem Gedanken, den Schmerz meiner Familie schriftstellerisch zu verwenden und zu verwerthen und mit eigenen Gefühlen mich in ein kokettes Schönthun einzulassen. Ich kam mir selbst komisch vor und dachte an einen französischen Professor, mit dem ich von Heidelberg rheinabwärts gereist war und über welchen ich herzlich gelacht hatte. Er hatte sich ein Jahr in der Universitätsstadt aufgehalten, tüchtig gearbeitet und freute sich nun kindisch auf seine Rheinreise und die herrlichen Notizen, die er sammeln würde. An einem ziemlich frostigen Septembertage hatten wir früh morgens in

Mannheim das Schiff bestiegen. Während das Dampfboot noch an der Brücke hielt, zog der Professor schon das Buch heraus und schrieb die denkwürdigen Worte: Endlich, endlich sehe ich den Rhein, den Rhein — diesen herrlichen, majestätischen Strom. — — — Hier wurde er von den Matrosen, welche Gepäck brachten, unsanft berührt, mußte den Platz wechseln, sah sich nach allen Seiten forschend in der öden, traurigen Gegend um und steckte, da er Frost an den Fingern verspürte, langsam Buch und Bleistift in die Tasche — — und Buch und Bleistift sah man während der Rheinfahrt niemals wieder. Als die Sonne durch den Herbstnebel durchbrach und wir uns Mainz und dem Rheingau näherten, hatte er viel zu sehen und zu bewundern und nichts zu schreiben. Aehnlich erging es mir.

Die Fahrt auf dem Dampfschiffe war vorüber. Schon saß ich sechs Stunden in dem Waggon und wollte mich eben, da die Dunkelheit lange hereingebrochen war, dem alten Freund, dem immergetreuen Schlaf in die Arme werfen, als mich die Worte: „Jetzt noch eine halbe Stunde und wir sind in M...." vollständig wieder belebten. Ich steckte den Kopf hinaus, um irgend ein Licht, das die Stadt verkünde, wahrzunehmen. Der Zug sauste mit furchtbarer dämonischer Schnelligkeit durch einen Wald. Die Zweige einzelner Bäume reichten bis zu den Wagen. Ueber meine Hand, welche ich

hinaus hielt, glitten und rauschten tausend und tausend Blätter und kleine Aestchen. Nun wurde der Wald lichter, die Bäume traten mehr zurück, bald befanden wir uns in einem Wiesengrund, der von bewaldeten Anhöhen eingeschlossen war. Einzelne erleuchtete Landhäuser wurden sichtbar und verschwanden rasch wieder.

Wie ist es möglich, dachte ich bei mir, daß man die Poesie einer solchen Nachtfahrt und überhaupt das Dämonische in der Gewalt des Dampfes verkennen und sich nach den sogenannten gemüthlichen und traulichen Postwagen, Marktschiffen und Yachten zurücksehnen mag und nach der Zeit, wo der Kaufmann, welcher von Frankfurt nach Leipzig reiste, zuerst sein Testament machte und zum Abendmahl ging. Die schönen wenig bekannten Strophen, welche Gottfried Keller einem poetischen schwäbischen Postwagen-Verherrlicher und Sänger der guten alten Zeit widmete, kamen mir in den Sinn:

Dein Lied ist rührend, edler Sänger!
Doch zürne dem Genossen nicht,
Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das, dir erwiedernd, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein dort und hier;
Ja, ging' die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
Noch lange nicht so graulich aus;

Und manchmal scheint mir, Gottes Werde!
Ertön' erst recht dem „Dichterhaus".

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
Und spannt Eliaswagen an —
Willst träumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schäferkleide
Herfahrend — doch mein Feuerdrach'
Trägt mich vorbei die dunkle Haide
Und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir thun,
Das seh' ich durch die Elemente,
In Geistesdienst, verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend sprühn und glühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt:
Indeß das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht nach fünfzig Jahren
Ein Luftschiff voller Griechenwein
Durchs Morgenroth käm hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög ich mich ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer.

Ich hatte eben die einzelnen Strophen mühsam in meinem Gedächtnisse aufgefrischt, als der Zug in den Bahnhof einlief. Hier sollte ich bald stark an die Prosa

des Lebens gemahnt werden. In dem furchtbaren Gedränge war ich überglücklich, meinen Koffer rasch zu erhalten, und da mir Niemand Aufmerksamkeit widmete und Gehör schenkte, so schleppte ich diesen selbst bis zu einer Droschke. Der Kutscher, der gar nicht gemüthlich und gar nicht aus der guten alten traulichen Postwagen-Zeit war, schien nicht besonders erfreut über meinen Zuspruch. Seine Stimmung änderte sich nicht zu meinen Gunsten, als ich meinen Koffer ohne seine Unterstützung in den Wagen gehoben, mich hineingesetzt und ihm zugerufen hatte: Bergstraße Nr. 18. Anstatt fort zu fahren, trat er an den Schlag und fragte mich, ob ich denn den Wagen allein nehmen wolle. Auf mein lautes vernehmliches „Ja!“ — entgegnete er, dann müsse ich ihn aber auch allein zahlen.

Das war denn doch zu arg. Ich wollte einmal in meinem Leben als reicher Mann die Welt sehen, hatte heute meine Lordschaftsreise begonnen, mein Gepäck nur der schnelleren Beförderung wegen geschleppt und nun kam dieser Schlingel mit seiner Droschkenkutscher-Logik und traute mir nicht zu, daß ich eine Fahrt nach der Bergstraße und läge diese auch in den Wolken — bezahlen könnte. Ich wurde nach Kräften grob und vorwärts ging es. Erst allmählich erholte ich mich von der schweren Demüthigung, die ich erlitten hatte. Karl Leyer konnte sich, als ihn der Charakter-

spieler fragte: „Willst du denn auch hier noch mit spazieren gehen?“ wenigstens durch eine Kritik rächen. Unmöglich aber war es mir, meine schriftstellerische Laufbahn mit einem selbst gezahlten „Eingesandt“ gegen Droschkenkutscher zu eröffnen. Müde kam ich in meiner Wohnung an und sah, wie ich mir vorgenommen, nicht zum Fenster hinaus, um mich am andern Morgen doppelt der Aussicht zu erfreuen. Nachdem ich mich niedergelegt hatte, dachte ich herzlich an meine Eltern, die nun schon lange ruhten, und dann nahm ich mir vor, den Traum der ersten Nacht, der ja nach altem Glauben bedeutungsvoll sein mußte, gut zu behalten. Und siehe! — ich segelte, als Schöpfung Gottfried Keller'scher Poesie, hoch in den Lüften und goß den Wein von Cypern herab auf die lechzende Erde. Zum Flügelpferde aber diente mir mein eigener, leibhaftiger, schwarzer lederner Koffer. Als ich dies sah, erfaßte mich Grausen, Schwindel und Scham. Ich stürzte in den Abgrund, erwachte einen Augenblick in Angstschweiß gebadet, um wieder einzuschlafen und einen langen, mit der größten Mühe nicht zu vollendenden Aufsatz gegen grobe Droschkenkutscher zu schreiben. Indem ich noch corrigirte, ausstrich, schrieb und wieder ausstrich, weckte mich das Mädchen, das den Kaffee brachte. Mit frischem Wasser suchte ich den armseligen, wenig Glück verheißenden Traum zu verscheuchen. Dann trat ich

zum Fenster. Ein Blick über die Landschaft und ich war getröstet.

Vor mir lag, von der Morgensonne beleuchtet, die reizende Stadt, die sich in einem großen Thalkessel ausbreitete, der rings von sanft abschüssigen und mit Bäumen bepflanzten Hügeln schützend umgeben war. Auf diesen Anhöhen, welche zum Theil selbst in die Stadt einschnitten, erhoben sich wieder prächtige Landhäuser. Drei Wiesenthäler führten nach der Umgegend. Ueber das eine, welches sich breiter ausdehnte und reich mit Bäumen bepflanzt schien, hinblickend, gewahrte ich in der Ferne die Thürme und Festungswerke von R.... Ich selbst befand mich in einem kleinen, aber anmuthigen Landhause, von dem man eine vortreffliche Fernsicht hatte und das nach allen Seiten hin von Gärten umgeben war. Meine beiden Zimmerchen fand ich so allerliebst, daß ich den Brief meines Freundes Heinrich Sieber hervorholte, die Stelle: „Fräulein Cäcilie hat gesucht, gewählt und entschieden, mehr brauche ich Dir nicht zu sagen," mehrmals las und mir zuletzt einbildete, eine weibliche Hand müsse hier die wohlthuende Ordnung geschaffen haben, worin ich mich auch nicht täuschte; nur war es die weibliche Hand des Hausmädchens und nicht diejenige, welche ich im ersten Augenblicke vermuthete.

Darüber gab mir alsbald mein alter Schul- und

Universitätsfreund, der jetzige Lehrer und Erzieher des jungen Freiherrn von Wangenheim, Aufschluß. Er kam gegen Mittag. Wir begrüßten uns leidenschaftlich und gedachten mit freudiger Rührung der schönen, unvergeßlichen Universitätszeit.

Heidelberg mit seiner wunderbaren Lage, dem alten finstern Universitätsgebäude, den dürren, abgemagerten Privatdocenten und den dicken wohlgenährten Universitätspedellen, Heidelberg — mit seinen Museumsbällen, auf welchen hinter der Tochter zum Schutze die Mutter und hatte diese noch nicht das fünf und dreißigste Jahr erreicht, hinter der Mutter die Großmutter aufgepflanzt war. Heidelberg, darüber waren wir einig, mußte uns stets in dem leuchtenden und verklärenden Morgenrothe der Jugend erscheinen. Und selbst diese Museumsbälle, wie waren sie schön! Wir gedachten des Abends, an welchem wir mehrmals durch Vermittlung der Großmutter zur Mutter und durch Vermittlung der Mutter zur schlanken blonden und blauäugigen Tochter gelangt waren. Er mußte gewaltig aufregend gewesen sein dieser Abend, denn wir fanden uns lange nach Mitternacht auf dem jenseitigen Ufer des Neckars. Schweigend schritten wir, durch den Zufall zusammengebracht, neben einander her und hatten keinen Sinn für die prachtvolle Schneelandschaft und die Ruine, über welche der fahle Schein des Mondes ausgegossen

war. Endlich thauten wir auf, sanken uns an die Brust und gelobten heilig, daß kein Weib feindselig zwischen unsere Freundschaft treten solle. Ach! es war eine schöne, heilige Nacht und eine glückliche Zeit, in der uns noch kein Karl Leyer gesagt hatte, daß sein Freund Heinrich Heine dies Alles unter der Rubrik „holde Jugendeselei" unterzubringen pflege.

Karl Leyer brachte uns wieder auf die Gegenwart. Ich theilte meinem Freunde im Scherze die Erklärung mit, welche der Doctor, Krieger und Kaufmann von dem Hauslehrer zu geben pflegte. Sie lautete: Ein Hauslehrer in einem adligen Hause ist ein höherer Bedienter, der aber von den Niederen abhängt. Während die Lakaien mit Händen und Füßen zum Springen, Holen, Darreichen bereit sein müssen, hat er Kopf und Zunge immer zur vollständigen Verfügung zu stellen. Wenn ausgefahren wird, sitzt er auf dem Bock und bei größeren Festen sitzt er gar nicht. Der Hauslehrer verliebt sich in die Herrin oder älteste Tochter, verlobt sich mit der Gouvernante und heirathet, nachdem er in seiner Heimath eine Anstellung erhalten hat, die erste Beste, weil er liebebedürftig geworden ist, die Gouvernante aber schlecht deutsch und er gar nicht französisch spricht. Während ihm in wenigen Jahren sehr viele Kinder das Dasein verdanken, verlobt sich die Gouvernante noch einige Mal und stirbt dann als alte Jungfer.

Sieber meinte, wenn das die Regel sei, so mache er eine glänzende Ausnahme, eine Gouvernante existire gar nicht in dem Hause des Herrn von Wangenheim, sondern nur ein altes Familien-Erbstück von einer sogenannten Gesellschafterin. Frau von Wangenheim sei seit ihrem Sturze vom Pferde schwer leidend und bringe die größte Zeit liegend in dem Sessel, dem Bette oder dem Wagen zu. Fräulein Cäcilie aber gehöre zu jenen Sternen des Goethe'schen Gedichtes, die man nicht begehre, an deren Pracht man sich aber freue.

„Sie ist", fuhr er fort, „der gute Genius des Hauses, in welches Trauer und endloser Jammer einziehen wird, wenn sie uns verläßt. Sie ist das Band zwischen den Eltern, die nur in ihr und dem Sohne leben. Sie erheitert durch ihre Lebendigkeit die kranke, reizbare Mutter und wenn der Vater sich durch seine Gattin auf das heftigste verletzt fühlt, so sucht und findet er Trost in den originellen und munteren Schmeicheleien der Tochter. Cäciliens Augapfel dagegen ist ihr Bruder Wilhelm, den ich nun seit vier Jahren unterrichte, der außerordentlich an mir hängt und mir die huldvolle Freundschaft des noch nicht achtzehnjährigen Mädchens zugewendet hat."

Ich wollte meinen Freund unterbrechen, um mir die immer beglückenderen Worte: „Cäcilie hat gesucht, gewählt und entschieden, mehr brauche ich Dir nicht zu

sagen," näher erklären zu lassen. Heinrich Sieber aber, der in wahrhafter Aufregung das Zimmer durchschritt, ließ sich nicht stören, sondern fuhr in folgender, mich sehr abkühlender Weise fort: „Eins aber ist das Unglück, daß dieses durchaus gutmüthige, mit einer Fülle von Laune und einem leuchtenden Geiste begabte Mädchen überall um jeden Preis die erste Rolle spielen muß und eine wahrhaft erschreckende Selbstständigkeit zeigt, wenn man ihr — und wäre es als verkörperte Vernunft — entgegen tritt. Daher auch ihre unselige Verlobung mit dem Grafen Gronau."

Die letzten Worte vernichteten mit einem Schlage meine zu Anfang der Rede üppig aufgewucherte Eitelkeit. Wahrhaft verlegen fragte ich nach den näheren Umständen der Verlobung und erfuhr, daß der Graf, welcher eine reizende Villa in meinem Heimathstädtchen besaß, aus L.... stamme und große Reichthümer mit altem, echtem Vollblutadel verbinde. In dem verflossenen Winter war er nach M.... gekommen, hatte die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt und war der gesammten Aristokratie als Ideal eines jugendlichen Junkers erschienen. Nur der Schullehrer des Hauses Wangenheim erblickte in ihm einen gewöhnlichen, echt adlig abgelebten Hohlkopf und konnte gar nicht begreifen, wie eine Cäcilie, die er weit über die gleichnamige Heilige setzte, einen solchen mit einem leeren Schädel gekrönten

und lebendig umherwandelnden Kleiderstock zum Gatten erwählen konnte. Tag und Nacht hatte sich Heinrich Sieber, das ging aus seinen Reden hervor, mit der Lösung des Räthsels beschäftigt und nun schrieb er das Unglück der Wuth zu, die erste Rolle zu spielen, über alle mit ihr rivalisirenden Freundinnen zu siegen und die reichste Adlige des Fürstenthums und der kleinen Nachbarländer zu werden. Daß aber dieser einzige große und schwere Fehler so viel Vortrefflichkeit auf immer untergraben und vernichten sollte, daß Cäcilie von Wangenheim, ohne je eine wirkliche Leidenschaft, die bei ihr wild und dämonisch auftreten mußte, empfunden zu haben, sich unauflöslich binden wollte und daß die Eltern dies willig und mit Freuden zugaben, ohne ein warnendes Wort zu sprechen oder ihr Kind aufzufordern, sich zu prüfen, damit es nicht bald nach kurzem Traum furchtbar aus dieser Selbsttäuschung erwache, das war es, was meinen Freund mit tiefster Wehmuth erfüllte. Niemals, meinte er, solle ich auch nur einen Moment annehmen, daß er die Idee gehabt habe, diesem schönen, hochbegabten Mädchen selbst etwas sein zu können. Stets habe er mit Verehrung zu ihr aufgeschaut und als er sie, die fast noch ein Kind, vor Jahren zum ersten Male gesehen, sei ihm unwillkürlich der homerische Vers eingefallen:

„Schmähet sie nicht die Gaben der goldenen Aphrodite.“

Nachdem Heinrich Sieber sich vollständig ausgesprochen hatte, bat er, ich möge ihn zurückbegleiten und mich dann der Familie von Wangenheim vorstellen, Mutter und Tochter hätten meine Skizzen mit großem Vergnügen gelesen, auch sei ich durch seine Erzählungen ganz eingebürgert. Cäcilie habe auf einem Spazierritte gesehen, daß hier eine Wohnung zu vermiethen und habe ihn auf die herrliche Lage aufmerksam gemacht. Auf diese Weise sei ich durch ihre Vermittlung in Besitz der beiden reizenden Zimmerchen gekommen.

Indem wir uns zum Abzuge rüsteten, fiel mir plötzlich der verdammte Droschkenkutscher ein mit seiner unverschämten Frage, ob ich den Wagen allein nehmen und *allein* zahlen wollte. Mit einer gewissen Aengstlichkeit stellte ich mich vor den Spiegel, betrachtete mich von oben bis unten und fragte dann, ob ich in diesen Kleidern mitgehen könne, worauf ich eine sehr tröstliche Antwort erhielt.

Als wir auf der Straße angekommen waren, meinte Sieber, wir sollten den Weg durch die Promenaden einschlagen, da möglicher Weise Cäcilie von Wangenheim noch nicht vom Spazierritte zurückgekehrt sei und ich sie dann zu Pferd sehen und begrüßen könne. Gesagt, gethan. Kaum waren wir einige hundert Schritte gegangen, als mich mein Freund zwischen zwei mächtigen Kastanienbäumen durch zu der Kette hinzog, welche den

Reitweg von der Allee trennte. Dort faßte er Posto und zeigte auf eine noch ziemlich entfernte, von einem Bedienten gefolgte Reiterin. Diese aber schien mit scharfem Auge unser Manöver wahrgenommen zu haben, denn während mir das Herz heftig schlug und ich mich auf die Vorstellung vorbereitete, sauste die jugendliche Reiterin, mit der Reitpeitsche grüßend, so schnell an uns vorüber, daß ich, als ich mir die Herrin betrachten wollte, den Bedienten schon vor Augen hatte. Lange dauerte es, bis wir uns vollständig von unserem Erstaunen erholten. Dann meinte ich, dieser Moment sei ein gelungenes Gegenstück zu der Scene, in welcher Falstaff den würdigen Schaal dem Könige Heinrich vorstellen wolle und diesen mit den Worten: „Gott schütz' dich, Herzensjunge!" begrüße, worauf der König antworte: „Sprecht mit dem eitlen Mann, Herr Oberrichter." Die Bewegung mit der Reitpeitsche habe auch etwas von einer Anweisung für den eitlen Mann an den Herrn Oberrichter gehabt.

Der Mißmuth meines Freundes wurde noch vermehrt, als wir, in dem Hause des Herrn von Wangenheim angekommen, nicht vorgelassen wurden. Ich wartete in dem Garten, bis Heinrich Sieber herabkam und meldete, die gnädige Frau lasse sich entschuldigen und mich freundlich einladen zu dem kleinen Feste, welches den Abend statt finden sollte. Herr von Wangenheim

sei ausgegangen und Cäcilie nicht zu sprechen. Nur der kleine Wilhelm war zur Begrüßung mit seinem Lehrer herabgestiegen und zeigte sich außerordentlich erfreut, mich kennen zu lernen. Für die Einladung, mit auf sein Zimmer zu kommen, dankte ich, versprach aber, mich den Abend vor Beginn der Festlichkeit einzufinden.

Den Nachmittag verbrachte ich unruhig. Der Gedanke, mich in einer größeren, von dem Adel besuchten Gesellschaft vorstellen zu lassen, beengte mich. Ich sah mich wieder „in ahnungsvoller Beleuchtung" in irgend einer Ecke stehen, verlegen und verlassen, nur ins Gespräch gezogen von dem kleinen Wilhelm und seinem Lehrer Heinrich Sieber. Ich faßte mehrmals den Entschluß, Cäcilie von Wangenheim ruhig, ohne sie gesehen zu haben, Gräfin Gronau werden zu lassen. Ich fühlte mich nicht glücklich; ein banges Zagen, als drohe mir ein Unheil, erfaßte mich und doch stand ich den Abend, fünfzehn Minuten nach acht, vor zwei Bedienten, die ich nach dem Zimmer des Herrn Doctor Sieber fragte. Sie wiesen mich nach der letzten Thüre im zweiten Stocke, rechts! Ich stieg die hellerleuchteten Treppen hinan, fand die bezeichnete Thüre, klopfte und eine Stimme rief: „Entrez!" Ich wunderte mich über die französischen Sprachkenntnisse meines Freundes und öffnete mit einem Scherze auf den Lippen in Bezug

auf seine offenbare Verlobung mit der Gouvernante, wie sie Karl Leyer vorausgesagt hatte. Gewohnt als Collaborator und halbjähriger unumschränkter Alleinherrscher der achten Classe des Gymnasiums die Thüren, wenn ich mich sicher fühlte, recht weit aufzumachen, trat ich auch jetzt breitspurig ein und verursachte viel Lärm um nichts.

Noch halb in der Thüre aber blieb ich zum Tode erschrocken und doch wie verzaubert und fest gebannt stehen. Mir gegenüber sah ich vor einem großen, schwervergoldeten Spiegel eine wunderbare Mädchengestalt in wallendem weißem Nachtgewande. Lange schwarze Haare fielen in künstlicher Unordnung über die entblößten Schultern. Dunkle, in diesem Momente aus dem regelmäßigen, aber etwas gebräunten Gesichte flammend hervorleuchtende Augen waren auf den verwirrten Eindringling gerichtet und bewirkten, daß ich mit einer Bewegung, die eine Verbeugung vorstellen sollte, rasch wieder den Gang zu gewinnen strebte.

Bevor ich meine Versuche, an Thüren anzuklopfen, fortsetzte, holte ich tief Athem. Dann fiel mir ein, daß die Erscheinung einen mit drei brennenden Kerzen besteckten Armleuchter in der Hand hielt und ich wahrscheinlich unverhofft einer Generalprobe vor dem Spiegel beigewohnt hatte. Hierauf wunderte ich mich, daß ich nichts gesprochen und die Gestalt nicht geschrieen

habe. Mit dem Gedanken, daß Schreien in adligen Häusern bei solchen Gelegenheiten nicht Mode sein müsse, öffnete ich eine Glasthüre, durch welche ich in einen Seitengang kam und dann auch bald die richtige Baßstimme Heinrich Siebers vernahm. — — —

Zehn Uhr hatte es bereits geschlagen und ich stand, wie ich es am Morgen in „ahnungsvoller Beleuchtung" gesehen hatte, richtig in einer Zimmerecke, eine leere Theetasse in der Hand, einsam und verlassen. Ich war der Dame des Hauses vorgestellt worden. Sie hatte sich gefreut, mich kennen zu lernen, auch Herr von Wangenheim und einige Andere hatten sich gefreut, mich kennen zu lernen, und nun stand ich mit dem Bewußtsein, daß Alle, denen man mich vorstellte, sich freuten, mich kennen zu lernen, in der Ecke und gab die Theetasse nicht ab an die Bedienten, damit ich doch etwas hatte, um meine Hände unterzubringen. Um meine Verzweiflung voll zu machen, kam der Hauslehrer mit dem Familien-Erbstück, der alten Gesellschafterin des Fräuleins, auf mich zu und stellte sie mir vor. Auch sie freute sich natürlich, mich kennen zu lernen, und meinte, ich stehe so einsam da. In diesem Augenblicke war es mir, als sehe ich das Mephisto-Gesicht Karl Leyers mich höhnisch anlächeln und als höre ich, wie er docire: Der Hauslehrer sitzt, wenn ausgefahren wird, auf dem Bock und bei größeren Festen sitzt er gar nicht. Die

Gesellschafterin theilte mir mit, was ich wußte, daß nämlich Graf Gronau abgereist sei, um zu seiner Hochzeit, welche Mitte oder Ende Juli statt finden solle, Alles zu ordnen, und daß heute Abend nach alter Sitte ein Abschiedsfest gefeiert werde, weil die Familie morgen ihre, zwei Stunden von der Stadt entfernt gelegene Villa beziehe. Indem sie mir verkündete, daß wir durch ein Tableau überrascht würden, wurde geschellt. Alles strömte nach dem Salon, in dessen Ecke ich postirt war. Ein Vorhang wurde aufgezogen und siehe:

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper
Purpur auf den heißen Wangen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und ums Lager drehn und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise,
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umgibt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafenen nieder
Mit dem alten, dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch' ein Rauschen, welch' ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Als der Vorhang aufrollte und die wunderbar schöne Mädchengestalt, welche ich bereits vor dem Spiegel entdeckt hatte, auf dem Lager ruhend, sichtbar wurde, durchflog ein Ausruf des Erstaunens die ganze Versammlung. Dann folgte man fast athemlos jeder Bewegung der duftigen Blumengeister und wieder fielen alle Blicke auf das schlafende Mädchen in dem weißen reichen Nachtgewande. Der marmorschöne Kopf, die glühenden Wangen, das üppige schwarze Haar, welches in künstlicher Unordnung über Nacken und Schultern herabfiel, übten einen bestechenden Zauber. Alle diese in Jugend und Schönheit prangenden Blumengeister, ob sie nun

schlank und stolz, blitzende Thau-Perlen in den flatternden Locken, Rose oder Lilie verkörperten, wie traten sie zurück in dem Augenblicke, wo sie sich der anmuthigen Schläferin näherten!

Der Vorhang fiel. Während von allen Seiten donnerndes Beifallklatschen und da capo Rufen erschallte, sprach ich zu mir, was Heinrich Sieber gesprochen hatte, als er Cäcilie von Wangenheim zum ersten Male gesehen:

„Schmähet sie nicht die Gaben der goldenen Aphrodite.“

Das Hervorrufen wollte kein Ende nehmen. Einen Augenblick schien es, als sollte der Vorhang wieder in die Höhe gezogen werden. Eine Pause trat ein und während das Publikum in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, sich ruhig verhielt, konnte man deutlich hören, daß unter den liebenswürdigen Blumengeistern selbst starke Meinungsverschiedenheit herrschen mußte. Der Vorhang wurde wieder vollständig niedergelassen und Herr von Wangenheim, der sich auf die Bühne begeben hatte, brachte alsbald die Nachricht, daß sein durch Blumenduft berauschtes und getödtetes Töchterlein wieder glücklich Leben und die alte gewohnte Selbstständigkeit erlangt habe, und daß sie ferner erkläre, der Mensch sterbe nur einmal und stehe nur einmal von den Todten auf, weßhalb sie es bei dem alten Gebrauch bewenden lassen und keine neue Sitte ein-

führen wolle. — Offenbar hatte Cäcilie von Wangenheim wohl eingesehen, daß eine Wiederholung den ersten Eindruck nur schwächen und verwischen konnte.

Mit leuchtendem Auge, scheinbar um einige Zoll größer als früher, kam Heinrich Sieber auf mich zu und in seinen strahlenden Blicken war zu lesen: habe ich dir zu viel gesagt? Während wir zusammen sprachen, erschien eine Blume um die Andere und wurde von Herren und Damen umringt. Plötzlich entstand eine allgemeine Bewegung, der sich auch mein Freund anschloß. Alles beeilte sich, die Tochter des Hauses zu begrüßen. Ich wollte folgen, blieb aber auf dem Platze festgebannt stehen, als wäre ich zur Strafe hingestellt. Ich besann mich, was ich dem reizenden Mädchen sagen wollte. Als unglücklicher Schulmeister, der nur in Citaten lebt, fiel mir die Stelle — und auch leider noch in der Ursprache — ein, in welcher in dem Nibelungenliede Kriemhilde, umgeben von ihren Frauen, zum ersten Male vor Siegfried erscheint und das Gedicht meldet: glänzend wie der lichte Mond, dessen Schein so hell und lauter, sei sie, umgeben von den Sternen, vor den Augen des Helden aufgegangen.

Nun konnte ich aber doch unmöglich vor Cäcilie von Wangenheim treten und sprechen:

Sam der liehte mâne vor den sternen stât
der schîn sô lûterliche ab den wolken gât,
dem stuont sie nu geliche vor andern frouwen guot.

Bitter betrübte mich meine Geistlosigkeit und ich machte krankhafte Anstrengungen, um irgend eine hübsche Phrase zu Stande zu bringen. Indem ich mich abmühte, einen Satz zu schaffen, wobei mir als Lehrer der achten Classe des Gymnasiums immer einfiel, daß ein Satz ein in Worten ausgedrückter Gedanke ist, trat plötzlich, begleitet von Heinrich Sieber, die reizende Ursache meines Jammers auf mich zu, reichte mir herzlich die Hand und freute sich ebenfalls außerordentlich, mich kennen zu lernen. Nachdem ich einige Worte der Bewunderung und des Dankes für die Sorge um meine Wohnung gestammelt hatte, sagte Cäcilie von Wangenheim: sie bedauere sehr, diesen Abend so vielfach in Anspruch genommen zu sein, hoffe aber, mich morgen auf ihrem Landgute wieder zu sehen. Dann erbat sie meinen Arm und führte mich zu ihrer Mutter, welche sich den ganzen Abend nicht von dem Sessel erhoben hatte, da ihr seit dem Sturze vom Pferde das Gehen schwer fiel. Frau von Wangenheim sprach mit mir in liebenswürdigster Weise von Heinrich Sieber und von meinen „Skizzen aus der Heimath", die ich nun auf meinen Reisen durch Skizzen aus der Fremde ergänzen sollte. Sie lud mich ebenfalls ein, sie auf ihrer Villa zu besuchen und dort zu wohnen, wenn ich nicht das Leben in der Stadt vorzöge.

So war denn, dachte ich auf dem Heimwege, auch

für mich der Mond lieblich und leuchtend aus düsterem Gewölke hervorgebrochen. Nachdem ich auf meinem Stehplatz die traurigste Rolle gespielt hatte, errettete mich das schöne Mädchen aus meiner Verlassenheit. Zu dem Gefühle der Bewunderung gesellte sich die Dankbarkeit. Auf meinem Zimmer angekommen, schrieb ich sofort an Karl Leyer:

Edler!

Ich kenne weder Tübke noch Lübke, noch irgend einen lyrischen Namensvetter der Art. Schreibe also ruhig ab, so lange und so viel Du willst und besinge Deine Fanny. Nur theile mir umgehend mit, was Du von dem Grafen Gronau, der ja ein großes Gut in L.... hat, weißt oder erfahren kannst. Nur genau und ausführlich, es ist ein Freundschaftsdienst, den Du mir leistest. Ich werde noch einige Zeit hier bleiben und dann, während Du Heilgymnastik treibst, nach Italien reisen. Im Winter komme ich wahrscheinlich zu Dir nach L.... — Lüge nicht gar zu fürchterlich in Bezug auf meine Erbschaft. Vor allem sprich nicht von meiner Tante, denn ich hatte gar keine, konnte also auch keine beerben. Herzlichen Handschlag und Gruß von Deinem

Edmund Müller.

V.

War der Traum der ersten Nacht, in welchem ich auf einem Koffer durch die Lüfte segelte, sehr unerfreulich und ledern gewesen, so war der der zweiten nicht besser. Ich sah mich wieder in meinen qualvollen Schuldienst zurückversetzt und alle die kleinen, aber schwer niederdrückenden Leiden, die ich sonst wachend durchzumachen hatte, folterten mich nun im Schlafe. Endlich brachte mir die liebe Maiensonne, die freundlich durch die weißen Vorhänge meines Schlafzimmers durchdrang, Erlösung. Unaussprechlich freudig war nun mein Erwachen.

Noch vor wenigen Monaten war mir um diese Stunde von dem Staate durch Vermittlung der hohen Landesregierung und des Schuldirectoriums das wichtige Amt anvertraut gewesen, in der untersten Classe des Gymnasiums mit der Jugend des Landes die demnächst auszuarbeitenden Aufsätze zu besprechen. Besondere Berücksichtigung, so lautete die allerhöchste Ent-

schließung, sollte bei der Wahl des Themas die Naturgeschichte finden. Da ich nun Ochsen, Kameele, Pferde, Eichen und Lindenbäume schon besprochen hatte, so stand ich aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Augenblicke an dem Esel und der Kartoffel. Der Gedanke an meine früheren Leistungen belustigte mich und indem ich mich zum Kaffeetrinken niedersetzte, sprach ich halb, halb sang ich zu mir:

„Der Esel gehört zu den Einhufern. Er ist um vieles kleiner als das Pferd. Er hat eine kurze Mähne und lange Ohren. Seine Farbe ist grau mit schwarzem Kreuz auf den Schultern. In den Wüsten Mittelasiens lebt er wild, bei uns zahm, allüberall aber stößt er ein sehr eigenthümliches Geschrei aus.“

Nachdem ich in Gedanken mein Thema noch weiter ausgeführt hatte, wobei mir sehr gefährliche und pflichtwidrige Vergleichungen durch den Sinn fuhren, ging ich zur Kartoffel über und erinnerte mich, daß, als ich zum ersten Male alle Vorzüge dieses edlen Gewächses abgehandelt hatte und nun mit Spännung den Ausarbeitungen entgegen sah, gleich im ersten Hefte die Ueberschrift lautete:

Die Kardopfel.

Und mit solchen Correcturen hätte ich die schönste Zeit meines Lebens verbringen müssen! Wohl wußte ich, daß es jedem zukommt, von unten auf zu dienen,

aber ich wußte auch, daß Rachsucht die ausgesprochenste Eigenschaft der Pietisten ist, daß mir jede Aussicht auf Beförderung durch meinen neuen Director genommen war und daß man selbst Gründe finden würde, um meine Correctur der Kardopfel in Kartoffel zu mißbilligen. Suchet, so werdet ihr finden. Den Spruch erfassen die Falschmünzer der Religion, wie keinen andern. Und sollten sie keinen Fehler entdecken können, nun dann gibt's der Herr den Seinen im Schlaf. Was nicht da ist, das muß geschaffen und erfunden werden. —

Ich hatte redlich und nach Kräften gewirkt, sollte aber verantwortlich sein für die Unfähigkeit einzelner Buben, denen zum Theil weder von Vater noch Mutter geistige Erbschaft zugekommen war. Hatte ich mich nun meine sieben Stunden täglich geplagt, dann kam ich verdrießlich und abgespannt nach Hause. Von Streben nach weiterer Ausbildung konnte nicht die Rede sein. Und wie traurig war mein Erwachen am Morgen.

Jetzt aber erinnerte mich die freundliche Maisonne, welche die prachtvolle, vor mir ausgebreitete Gegend beleuchtete, an die ersten, auch seligem Müßiggang gewidmeten Tage meines Aufenthaltes in Heidelberg. Als siebzehnjähriges blühendes Bürschlein war ich in der schönen Universitätsstadt angekommen. Anstatt uns im Gymnasium allmählich an größere Freiheit zu gewöhnen

und den Trieb zum Arbeiten aus freien Stücken und um der Wissenschaft selbst willen hervorzurufen und zu pflegen, hatte man uns bis zum letzten Augenblick mit Schularbeiten überhäuft und mit äußerster Strenge behandelt. In Folge dessen glaubten Alle, das erste halbe Jahr müsse der Erholung gewidmet sein und dieser Glauben Aller war auch in mir sehr lebendig. Nicht wenig fühlte ich mich geschmeichelt, daß sich zwei Corps um mich bewarben. Bevor ich aber in einer so wichtigen Angelegenheit einen entscheidenden Schritt thun wollte, mußte ich mir zuerst die Hauptsache, eine Paukerei in der Hirschgasse, ansehen. Und so verließ ich denn an einem Maimorgen als bescheidenes angehendes Füchslein meine Wohnung, ohne zu ahnen, daß ich schon an diesem Tage eine gewaltige Rolle spielen und zu einem „Capital-Fuchs" avanciren sollte. Da mich mein Weg an einem Bierhause vorbeiführte, das den Studenten unter dem ominösen und verlockenden Namen „zum faulen Pelz" bekannt ist, so dachte ich, ein Glas Gerstensaft würde mir wohl thun und meine Urtheilskraft stärken. Als ich eintrat, sah ich im Hintergrunde der Stube den würdigen Universitätspedellen Poppelmann, der mir schon den ersten Tag durch seine Größe und gewaltige Schwere und Fülle seines wohlgepflegten Leibes aufgefallen war und von dem ich gehört hatte, daß er ein „Haupt-Abfanger" sei und nicht eher ruhe, bis er wenigstens

eine Paukerei zur Anzeige gebracht habe, um den dafür ausgesetzten halbjährigen Sündenlohn zu empfangen. Auch jetzt schien mir Poppelmann, der sich aufs eifrigste mit einem Bäuerlein unterhielt, Arges zu sinnen. Da ich nicht hören konnte, was die Beiden sprachen, so folgte ich ihnen, als sie sich erhoben hatten, in einiger Entfernung und merkte, daß sie durch ein Thor in einen Hof eintraten, in welchem ein mit Stroh beladener Wagen zu erblicken war.

Sollte der würdige Poppelmann die Idee haben, sich in das Stroh zu verstecken, um auf diese Weise über die Brücke an den ausgestellten Wachen vorbei auf das jenseitige Ufer des Neckars und an den Fuß der Hirschgasse zu gelangen? Seine und des Bäuerleins Bewegungen wurden immer verdächtiger. Nachdem das Pferd angespannt war, wurde ein Theil des Strohes wieder abgeladen und hierauf schwang sich, wie ich durch eine Thorritze gewahren konnte, der gewaltige Universitätspedell auf den Wagen und ließ sich sanft zudecken. Kaum ruhte das erste Bündel Stroh auf seinem dicken Leibe, als ich mich in halbem Freudenrausche in Bewegung setzte, förmlich ängstlich, als könnten sie mir mein Geheimniß rauben, an den auf der Brücke als Wache aufgestellten Studenten vorbei segelte und nicht eher zu Athem kam, bis ich mich in dem Paukfaale befand. Hier theilte ich, um mir den Erfolg zu sichern, den

edlen Senioren meine Entdeckung mit. Im Nu verschwanden in den Schränken Rappiere, Binden und Bandagen. Die Kämpfer, die sich eben noch gegenübergestanden, vereinten sich, um den gemeinschaftlichen Feind Poppelmann in Empfang zu nehmen. Nicht fünf Minuten waren vorüber, da zogen wohl hundert und mehr Studenten die Hirschgasse hinab, um sich an der Wirthschaft des Herrn Pauli, die am Fuße dieser Straße liegt, aufzupflanzen.

Schon war der Wagen in der Ferne auf der Neckarbrücke sichtbar. Da erging der Befehl, sich rasch in die Hirschgasse oder den Wirthschaftssaal zurück zu ziehen, damit das Bäuerlein nicht stutzig werde und sich das Schicksal Poppelmanns erfülle. Gesagt, gethan. Der Wagen näherte sich und nun wurde der Wirth hinaus gesandt, um das Stroh zu kaufen. Alle Studenten folgten oder brachen rasch aus der Hirschgasse hervor und umringten von allen Seiten das seltsame Lager des Universitätspedellen. Dem forschenden Auge konnte ein bedeutendes Luftloch, an dem unzweifelhaft Poppelmanns Haupt sich befand, nicht entgehen.

Der Bauer erklärte in größter Bestürzung, er könne das Stroh nicht verkaufen. In diesem entscheidenden Augenblick aber rief der Senior der Westphalen, ein kleiner, aber kecker und höchst muthiger Geselle, mit donnernder Stimme:

„Herunter mit der Ladung!“

Nie ist ein Befehl rascher vollzogen worden. Das Stroh wurde auf die Erde geschleudert und ein endloses „Hurrah!“ erschallte, als Poppelmann, gebrochen an Leib und Seele, in knieender, halbaufgerichteter Stellung sichtbar wurde und einige Secunden vergebliche Anstrengungen machte, sich in Nichts aufzulösen. Dann aber überkam ihn das Gefühl seiner Würde. Rasch richtete er sich auf und stand nun da mit entblößtem, in den Haaren reichlich mit Stroh versehenen Haupte und mit Zorn sprühenden Augen. Nie zuvor hatte ich ein ähnliches Bild des Jammers gesehen. Er glich in diesem Augenblicke dem König Lear in der Wahnsinnsscene. Wirr durcheinander drohte er den jubelnden Studenten bald mit den Fäusten, bald mit dem Rector und dem Universitätsgericht. Endlich entschloß er sich, seine theatralische, höchst tragische Stellung aufzugeben und herabzusteigen, was jedenfalls das Vernünftigste war. Während er möglichst rasch und leicht seinen schweren Körper auf die Erde zu bringen suchte, umtobte ihn ein solches Schreien, Pfeifen und Zischen, daß er in der Verwirrung den König Lear weiter spielte und seine Kappe auf dem Wagen liegen ließ. Einige Studenten warfen das auf der Erde liegende Stroh rasch darauf und nöthigten das Bäuerlein, das sich in tausend Aengsten befand, davon zu fahren, während der

gesticulirende Pedell von der jugendlichen Schaar umringt und überschrien wurde.

Als Poppelmann endlich seinen Kopf, den er vollständig verloren hatte, wiederfand, vermißte er auch seine Kappe. Aber nun war es zu spät. Der Wagen war kaum noch sichtbar. Um sich von dem tollen Schwarm zu befreien, marschirte nun der arme aber wegen seiner Hinterlist mit Recht gestrafte Universitätspedell in seiner Kapplosigkeit der Stadt zu.

Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so commandirte der Senior der Westphalen: „Gänsemarsch!“ — — Das Wort wirkte zauberhaft. Der verworrene Knäuel löste sich und in langer Kette, einer nach dem Andern, zogen wir pfeifend hinter dem unfreiwilligen Anführer einher. „Die Preußen“ warfen der lieben Straßenjugend, die sich zu sammeln begann, Geld zu und diese rief dafür mit sehr vernehmlicher Stimme: „Strohkopf, Strohkopf!“

Während dies wohl einer der unglücklichsten Tage im Leben Poppelmanns war, befand ich mich in allen Himmeln. Zuerst hatte mich freilich das Gewissen geschlagen, dann aber wurde ich betäubt durch die Ehre, die man mir erwies. Bei der veranstalteten gemeinsamen Kneiperei steigerten sich meine hohen und himmlischen Gefühle so sehr, daß ich bald alles irdische Bewußtsein

verlor und erst am nächsten Morgen wieder die volle Schwere und den ganzen Jammer dieser Welt empfand. Zur Vermehrung meines Wohlbefindens wurde mir dann mitgetheilt, daß ich in meiner gestrigen seligen Stimmung in zwei Verbindungen zu gleicher Zeit eingetreten war und somit wunderbar schnell entschieden hatte, während ich doch meinen Eltern und meinem Bruder feierlich gelobt, erst Monate zuzusehen, bevor ich in ein Corps eintrete.

Die Folge war, daß ich von den zwei Verbindungen eine wählen mußte und somit die Erholung von den Anstrengungen der Gymnasial-Zeit sich so ziemlich auf die anderthalb Jahre meines Aufenthaltes in Heidelberg ausdehnte. Nachdem diese verflossen waren, begab ich mich nach Berlin. Schon auf der Fahrt nach der Stadt der Intelligenz wurde es mir klar, daß ich dort mich sammeln und nur der Wissenschaft leben würde. Wenigstens konnten die Reize der Natur mich nicht von dem Studium abziehen, das sah ich schon in Jüterbogk, als ich vor und hinter mir, zur linken und zur rechten Hand nur „Jegend" und nichts als „Jegend" erblickte und als die ganze Landschaft allmählich die einförmige Schönheit des Darmstädter Exerzierplatzes annahm; das sah ich ferner, als ich, in der Stadt der Intelligenz angekommen, die wie Kohlenbrühe dahinfließende Spree erblickte und als man mir auf meine Frage, wohin die

Blätter an den Bäumen gekommen seien, erwiederte: Die Raupen hätten sie gefressen.

An die zwei Jahre angestrengter und unabläßiger Arbeit und Vorbereitung zum Examen, die ich in Berlin verlebte, dachte ich aber an dem lachenden Maimorgen nicht.

Ich schlenderte durch die Straßen, betrachtete mir die Kirchen und wußte es, wie ich damals glaubte, ganz zufällig so einzurichten, daß ich wiederholt an dem Hause des Herrn von Wangenheim vorüberkam. Den Nachmittag leitete mich wieder der Zufall auf den Weg, welcher zum freiherrlichen Landgute führte. Dieser Pfad, der sich an der Seite eines von Bäumen eingefaßten Baches hinschlängelte, war so reizend, daß ich nothwendig weiter und immer weiter pilgern mußte. Ich hatte ja von jeher die größte Freude an der schaffenden Werdelust in der Natur. Nun konnte ich an den Bäumen, die von beiden Seiten des Baches mit ihren Aesten in einander reichten, das verschiedene Frühlingsgrün bewundern. Die Kastanien mit ihren schweren dicken, dunklen Knöpfen, die Trauerweiden mit einem Grün so zart und fein angehaucht, als ob man es wegblasen könnte, die jungen, schlanken Birken mit ihren dünnen, vom leisesten Hauche des Windes bewegten, immer die Grazie behaltenden Aestchen — — wie mannigfaltig und anmuthend war dies Alles, vorausgesetzt nämlich, daß man

den Blick nach oben richtete und nicht wie im Traume wandelte und nur die Wohnung einer holden aber gefährlichen Zauberin zu entdecken strebte.

Endlich verließ der Fußpfad den Bach und führte auf eine ziemlich bedeutende Anhöhe, von welcher ich staunend den Blick über ein reizendes, lachendes, vom Strahl der Maisonne verklärtes Thal schweifen ließ, das sich zu meinen Füßen ausbreitete. Zur Rechten und zur Linken war es eingeschlossen von waldgekrönten Hügeln. Mir gerade gegenüber erhob sich in nicht beträchtlicher Entfernung eine Anhöhe, auf deren Gipfel ein von dem Kirchhofe umgebenes Kirchlein zu schauen war. Häuser eines Dorfes zogen sich am Fuße der Anhöhe auf der einen Seite bis zum Walde hin. Auf der anderen lag ein stattliches, aber dem Anscheine nach etwas verfallenes Gebäude, umgeben von einem Garten, der sich allmälig zum Park erweiterte. Offenbar war dies das Gut des Herrn von Wangenheim.

Einen Augenblick schwankte ich, ob ich den breiten, am Saume des Waldes nach dem Dorfe hinführenden Fahrweg einschlagen, oder dem Pfade folgen sollte, der sich rechts abwandte und in schwacher Senkung direct nach dem Landsitze führte. Dann gedachte ich des biblischen Wortes, daß der Weg zum Heile schmal sei und mit pochendem Herzen ging es rasch voran. Als ich den freiherrlichen Garten betrat zauderte ich wieder, und

der Gedanke, daß ich schon am Tage nach der Einladung und noch dazu am Tage des Ueberzuges aus der Stadt mich einfinde, wirkte niederschlagend. Bald aber mußte ich über mich selbst und über den Wirrwarr in Kopf und Herz lächeln, denn ich wollte ja nur Heinrich Sieber besuchen und dem alten Schul- und Universitäts-Freunde konnte ich nie ungelegen kommen.

In der That befand ich mich schon zwei Stunden auf dem Landgute und hatte nur den Hauslehrer und seinen Schüler gesehen. Herr von Wangenheim war in der Stadt zurück geblieben, die Freifrau noch angegriffen von dem gestrigen Abend und die eigentliche Seele des Hauses in vollster, mitunter etwas geräuschvoller Thätigkeit in einem Stockwerke unter mir. Ich schlug meinem Freunde vor, einen Spaziergang in den Park zu machen. Auch dies war schon geschehen und Heinrich Sieber wollte mich durch das Thal zurückbegleiten. Ich aber wollte Heinrich Sieber nach dem Hause zurückbegleiten und nach einem edlen, von meiner Seite etwas sehr egoistischen Wettstreite willigte er ein. Der kleine Wilhelm von Wangenheim sollte zunächst noch abgeholt werden. Dieser glückliche Einfall verschaffte mir einen in der Erinnerung geweihten Abend.

Indem wir uns dem Hause näherten, trat Cäcilie aus der Glasthüre, welche auf die Terrasse führte. Als

sie uns in einiger Entfernung sah, kam sie freundlich auf uns zu und reichte mir die Hand mit den Worten:

„Willkommen auf Gut Wangenheim. Das ist Recht, daß Sie so bald Wort gehalten haben. Zum Lohne dafür hat der Himmel gesorgt, daß Sie unsere Besitzung in schönster Beleuchtung sehen. — Haben Sie Ihrem Freunde schon die Aussicht von der Kirche gezeigt, Herr Sieber?"

Der Hauslehrer verneinte und Cäcilie fuhr fort:

„Dann dürfen Sie noch nicht scheiden. Das ist das Beste, was wir Ihnen bieten können. Ich selbst will Sie führen, wir gehen durch den Park und kehren durch das Dorf zurück."

Mit Freuden wurde der Vorschlag angenommen, der junge Wangenheim herunter gerufen und die Wanderung durch den Garten begonnen. Das schöne Mädchen machte mich aufmerksam auf verschiedene Blumenbeete und fragte mich endlich, ob ich auch Unterricht in der Botanik ertheilt habe. Ich erschrak gewaltig, denn meine Achilles-Ferse in Bezug auf diese Wissenschaft war von nicht gewöhnlicher Ausdehnung. Cäcilie von Wangenheim bemerkte meinen Schrecken und sagte lächelnd:

„Fürchten Sie sich nicht. Seit ich aus dem Institut bin, examinire ich nicht mehr und lasse mich auch nicht mehr examiniren. Unser armer Herr Brückner

war das letzte Opfer meiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Als Candidat der protestantischen Theologie unterrichtete der unglückliche Mann in allen Gebieten menschlichen Wissens. Die lateinischen Namen der Pflanzen wußte er stets auswendig, aber in Feld und Garten kannte er keine einzige. Bei unseren Spaziergängen, Ausflügen und Maifesten meldete er sich jedesmal krank, weil er fürchtete, wir möchten die Unterrichtsstunden ausdehnen und ihn nach dem Namen irgend einer Haus- und Küchenpflanze fragen. — Ich habe ihn öfter zu uns aufs Land eingeladen. Ich bin fest überzeugt, er ist nie gekommen, weil er erfahren hat, daß wir einen Garten am Haus haben. Die freie Natur rief in ihm immer das Bewußtsein seiner Mängel wach."

Dieses Gespräch hatte uns auf Schulerinnerungen gebracht und die Jugend meiner anmuthigen Führerin zeigte sich in der Lust, mit der sie einzelne übermüthige Institutsschwänke mittheilte. Unterdessen schritten wir auf einem Pfade des Parkes bergan. Plötzlich blieb Cäcilie stehen und sagte:

„Nun werde ich voraus gehen. Sie folgen mir, müssen jedoch geloben, nicht eher zurück zu sehen, bis ich Ihnen die Erlaubniß dazu ertheile."

„Mein Leben lang nicht, wenn Sie vorausschreiten!" schwebte auf meinen Lippen.

Als Collaborator aber, der Jahre lang nur ungezogene Knaben unterrichtet hatte, schluckte ich dies Compliment wieder hinunter und erwiederte erst nach einer Pause: „Mit dem allergrößten Vergnügen.“ Dabei warf ich jedoch eine solche Wucht der Betonung auf „aller“, daß ich selbst über und über roth wurde.

„Wenn Sie sich umsehen,“ fuhr Cäcilie mit scheinbarem Ernste fort, „werden Sie verwandelt und zwar nicht in eine Salzsäule, sondern in — in (hier dachte sie einen Augenblick nach) — in einen Legionenstein.“

Heinrich Sieber lachte laut auf und meine Führerin, welche merkte, daß ich den Scherz nicht verstand, fuhr fort:

„Sie müssen nämlich wissen, daß Sie auf klassischem Boden wandeln. Große Männer der Wissenschaft graben von Zeit zu Zeit hier Steine aus, auf welchen sie bald finden, daß die zehnte, bald daß die zwölfte, bald daß die fünfzigste römische Legion in dieser Gegend gestanden. Diese Steine nenne ich Legionensteine und in einen solchen Legionenstein werden Sie verwandelt, wenn Sie sich vor der Zeit umwenden.“

Ich gelobte nochmals feierlich, gehorsam zu sein. Heinrich Sieber machte einige Bemerkungen über die elenden Kleinkrämer der Wissenschaft und weiter bergan ging es. Ich schaute so gewissenhaft auf meine Führerin, daß ich wiederholt stolperte und mich bald genö-

thigt sah, dem Erdreich mehr Aufmerksamkeit zu schenken, um nicht über einen Legionenstein den Hals zu brechen. Wir schritten durch das Thor des Kirchhofs. Plötzlich stand Cäcilie von Wangenheim still und sagte: „Nun dürfen Sie rückwärts schauen und sehen, wie am letzten Maitage die Sonne von Dorf und Gut Wangenheim Abschied nimmt.“

Mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung wandte ich mich um und erblickte eine reizende Landschaft, die jetzt noch manchmal meine düsteren, qualvollen Träume auf Augenblicke mit ihrem idyllischen Zauber freundlich unterbricht.

Obschon noch einzelne Arbeiter hier und da zerstreut im Felde beschäftigt waren, schwebte doch über dem Thale eine weihevolle, nur dann und wann von dem einförmigen Rufen des Kukuks unterbrochene Feiertagsstille. In der Tiefe breiteten sich die Schatten des Abends aus, während das Kirchlein noch freundlich beleuchtet war und in den Gipfeln der Bäume goldene Lichter spielten. Unwillkürlich fiel mein Auge auf einen, meinen Zunamen tragenden Leichenstein und in heftigem Schmerze gedachte ich meines verstorbenen Bruders. Da ich die hervorbrechenden Thränen nicht verbergen konnte, theilte ich mit, was mein Herz bewegte. Niemand sprach, jedes Wort des Trostes wäre mir in diesem Augenblicke als Entweihung erschienen. Mit einem Male aber

drangen, erst leise und zitternd, dann mächtig und immer mächtiger, wunderbar ergreifende Töne an mein Ohr. Sie lösten meinen Schmerz auf in milde Wehmuth und senkten nach und nach den reinsten Gottesfrieden in meine Brust. Fest gebannt wagte ich nicht umzuschauen aus Furcht, der Gesang könnte verstummen.

„Abend ist's, die Sonne ist verschwunden
Und der Mond strahlt Silberglanz,
So entfliehn des Lebens schönste Stunden,
Fliehn vorüber wie im Tanz." —

In dieser Weise hatte das Lied begonnen. Von unbeschreiblichster Wirkung war die mehrmals wiederholte Stelle: „Weih' mir eine Thräne und ach! schäme dich nur nicht, sie mir zu weih'n. O! sie wird in meinem Diademe einst die schönste Perle sein."

Es war die „Abendempfindung" von Mozart, welche Cäcilie von Wangenheim, die sich auf dem Kirchhofsmäuerchen niedergelassen hatte, mit wahrer Andacht vorgetragen.

Als der letzte Ton verklungen und ich den Blick nach dem herrlichen Mädchen hinwandte, saß sie, das Haupt entblößt, das reiche schwarze Haar dem Spiel der milden Abendluft hingegeben, die dunkeln Augen träumerisch auf die Gräber gerichtet.

Indem ich ihr nahte, setzte sie rasch den leichten

Strohhut, der an ihrem Arme gehangen, auf und unterbrach meine erste Sylbe des Lobes und Dankes mit den Worten:

„Jetzt aber geschwind durch das Dorf zurück!" Rasch nahm sie ihren kleinen Bruder bei der Hand und eilte wieder voraus, so daß wir Mühe hatten zu folgen. Erst als wir an den Häusern angekommen waren, hemmte sie ihre Eile. Von allen Seiten wurden ihr die freundlichsten Grüße zugerufen. Viele kamen, redeten sie an, wünschten Glück zur Verlobung und freuten sich außerordentlich, als Cäcilie mittheilte, in wenig Wochen werde die Trauung in der Dorfkirche vollzogen und dann müsse ein recht fröhliches Hochzeitsfest folgen. Eine alte Frau nahte sich ihr, gratulirte mit großem Ernste „zur baldigen Vermehrung der Familie" und fragte dann, ob ich der junge gnädige Herr sei, über welche Frage das gnädige Fräulein und der nicht gnädige Collaborator über und über errötheten.

Auf dem Wege von dem Dorfe nach dem Landgute erzählte ich Cäcilie von Wangenheim mit Begeisterung von der herrlichen Lage der Besitzung des Grafen Gronau in meinem Heimathstädtchen. Sie freute sich unendlich darauf, einen Sommer dort zuzubringen, schilderte ihre Lust an Wasserfahrten und warf mitten in diese Schilderung mit leichtfertigem Tone die Frage:

„Können Sie fahren? — Sind Sie auch da?“ — ohne jedoch meine Antwort abzuwarten.

Am Thore verabschiedete ich mich und trat überselig in Begleitung Heinrich Siebers den Rückweg an. Wir sprachen vom philosophischen Standpunkte, aber mit sehr unphilosophischer Erregtheit über die Frauen im Allgemeinen und im Besonderen und kamen endlich überein, daß höher noch als das naiv-weibliche Ideal, als die Seelenschönheit in der Dämmerung des Unbewußten, die Naivetät auf der Höhe der Bildung stehe, daß es zwar schwer sei, in einem Gretchen den Seelenadel, der sich nicht kennt, zu schildern, noch schwerer aber eine Prinzessin Leonore im Tasso zu schaffen. Für uns aber stand an jenem Abend Cäcilie von Wangenheim noch über Goethe's Leonore.

Auf der Anhöhe, von welcher ich am Mittage zum ersten Male das freiherrliche Landgut erblickt hatte, trennten wir uns. Langsam und halb wie im Traum wandelnd, schritt ich auf dem Pfade, der dem Laufe des Baches folgte, dahin. Niemals hatten, so schien es mir, die Sterne am Himmel so glänzend geleuchtet, niemals die Nachtigallen so zahlreich und volltönend geschlagen. Es war, als wollten sie nachholen, was sie bei dem stürmischen Wetter der letzten Wochen versäumten.

Klar, sternerhellt, von Nachtigallengesang belebt wie

der Abend, waren die Träume der Nacht. Als ich am Morgen erwachte, sagte ich unwillkürlich zu mir selbst: „Sind Sie auch da? Können Sie fahren?“ — und mußte lächeln über meine große, aber beglückende Thorheit.

VI.

Zwei Tage darauf erhielt ich einen, in der bekannten Citaten-Manier abgefaßten Brief Leyers. Er schrieb:

„Willst mit dem Gräflein ein Tänzchen Du wagen, magst Du's nur sagen, ich spiel Dir auf, ja ich spiel Dir auf! — Doch es fällt mir ein, Du hast Dir sehr ernsthaft eine sehr ernsthafte und sehr kurz eine ausführliche Antwort erbeten. Ja, wenn man nur ernsthaft und ausführlich sein könnte, indem man an den Grafen Gronau denkt. Doch ich will es versuchen. Das Ernsthafteste des ganzen Lebens ist bekanntlich nach aller Menschen Ansicht der Tod. Nun will ich annehmen, der Graf sei gestern verschieden und ich hätte ihm die Grabschrift auszusuchen. In diesem Falle würde ich den Spruch des Epigrammatisten wählen:

Im Schweiße des Angesichts aß er sein Brod,
Er tanzte, schob Kegel, ritt Pferde zu todt!

oder:

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Was das Leben des Grafen selbst betrifft, so sind sehr ernsthaft seine herrlichen Villen in der Residenz und in Deinem Heimathstädtchen, sehr ausführlich seine Güter im ganzen Fürstenthum. Zu diesen Besitzungen besitzt er noch die schönsten Pferde, die feinste und eleganteste Toilette, einen Stuhl im Herrenhaus und entsprechende Einbildung. Als Inhaber des berühmten, altgriechischen, zuerst von Jupiter angewandten, goldenen Regens ist er ein großer Eroberer. Wenn seine Zunge auch nicht, wie die Petrarca's, eine Goldzunge, so ist doch jeder Kuß ein Goldkuß und der Graf überhaupt von oben bis unten ein goldenes Kerlchen.

Nebenbei hat sich der hohe Herr grade so vergeblich, wie meine Wenigkeit, um Fanny Schröder beworben. Der unlautere Geselle! Ein solches Bild in einen solchen Rahmen gefaßt, in solchem Besitz — der Gedanke schon macht mich wild. Jetzt soll er verlobt sein. Ich möchte wohl einmal seine Braut sehen, sie muß viel Anlagen zur Rechenkunst besitzen und wissen, daß schöne Landgüter und prächtige Pferde für einen Esel entschädigen können. Doch genug von ihm. —

Ich befinde mich gegenwärtig schon in der Idylle der Kalt-Wasser-Heil-Anstalt. Welch ein pompöses Wort! Die Bäder wirken so erfrischend, daß ich auch mit der Ausarbeitung einer Parodie von Wallensteins Lager die neueste Literatur zu erfrischen gedenke.

Die Satyre führt den Titel: Goethe's Lager. Die hervorragenden Größen der Gegenwart kommen alle vor. Den Kapuziner vertritt, wie Du Dir denken kannst, Sebastian Brunner in Wien. Seine Predigt schrieb sich von selbst und ist längst fertig. Auch die Marketenderin — rathe ihren Namen — wird sich lustig ausnehmen. Sie hat mit manchem Literatenregiment Abstecher gemacht und ist mit dem Bagagewagen der Literatur weit herumgekommen. Aus Freundschaft habe ich Dich auch eingeführt. Du bist der Recrut und Varnhagen von Ense der Wachtmeister. An Croaten, Aufwärterinnen, Soldatenjungen, „Gevatter Schneidern und Handschuhmachern", so wie an Dorfgeschichten-Bauern mit falschen Würfeln fehlt es nicht. Die größte Schwierigkeit haben mir die Cürassiere verursacht.

Neben dieser Beschäftigung lese ich, wirst Du es wohl glauben, — Jean Paul. Ich kenne mich selbst nicht mehr, seitdem ich Fanny kennen gelernt habe. Sogar das Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal gefällt mir. Wie glücklich war der Arme. Manchmal rufe ich, wenn ich mich nach einem bösen Tage endlich ins Bett werfe, mit ihm aus: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei." Eins nur vermisse ich, was er glücklicher Weise besaß. Er hatte zwei gute Freunde der arme Wuz, die ihn selbst auf dem Krankenlager nicht verlassen haben. Sie hießen:

Schlaf und Traum. Ach! es sind die besten Gefährten, die leider seit langer Zeit mein Bett nicht mehr umschweben. Ich wünschte, meine Vergangenheit hätte mehr von der Wuz-Idylle gehabt. Die Deine hatte viel davon. In Einem nur, ich beschwöre Dich, eifere Deinem Vorbild nicht nach. Am 13. Mai ging Wuz aus dem Alumneum heraus und am 9. Julius stand er vor dem Auenthaler Altar und wurde copulirt mit der „Justel", die er selbst freilich im Gegensatze zu den übrigen Sterblichen Johanna-Therese-Charlotte-Mariane-Clarisse-Heloise-Justina zu benennen pflegte.

Eine Reise, wie Du sie jetzt vor hast, ist gleich bedeutend mit: „Einen Jux will er sich machen". Strebe also darnach, daß Du, wie der würdige Commis Weinberl in der Wiener Posse, etwas erlebst und beim Schoppen erzählen kannst von Deinen Thaten und Eroberungen als „verfluchter Kerl". Treibe aber den Jux nicht so weit, wie der Handlungs-Jüngling im besagten Stück, das heißt, kehre unverheirathet und unverlobt zurück, denn eine Braut sieht auf dem Gipfel des Rigi ganz anders aus, als in den vier Wänden von Krähwinkel, Schöppenstädt oder Abdera. Dies sei mein Segen für Deine Reise. Im Herbst erwartet Dich in der Residenz Dein

Leyer."

Der Brief meines Freundes wirkte niederschlagend

auf meine gehobene Stimmung. Selbst wenn ich annahm, daß der Doctor, Kaufmann und Krieger alter Gewohnheit gemäß gewaltig übertrieb, so erschien doch Graf Gronau als ein seltsamer Tasso für unsere Naivetät auf der Höhe der Bildung, für unsere Leonore Goethe's. Cäcilie von Wangenheim wurde mir überhaupt von Tag zu Tag räthselhafter.

Im Anfang ließ ich mich in echt bürgerlicher Jugendlichkeit blenden durch den Glanz des freiherrlichen Hauses und fand alles rosenroth und himmelblau. Bald aber merkte ich, daß die Andeutungen, welche mir Heinrich Sieber gegeben, nur zu sehr auf eigenen Anschauungen beruhten. Mißmuth und Unfrieden herrschten in der Familie Wangenheim. Die beiden Gatten konnten sich nicht sehen, ohne gereizt mit einander zu sprechen. Sagte er: gelb, so meinte sie: grün, fand er das Wetter milde, so fand sie es rauh und stürmisch. Herr von Wangenheim hatte Freude an der Jagd, am Reiten und Fahren, die Freifrau, welche seit ihrem Sturze vom Pferde den größten Theil des Tages auf dem Sopha lag, zeichnete wunderschön, hatte Sinn für Musik und pflegte, seit ihrem Unfall, halbe Tage lang zu lesen. Sie liebte leidenschaftlich die englische Literatur und kein neueres belletristisches oder historisches Werk von Bedeutung war ihr unbekannt. Sie war mild und freundlich gegen alle, nur gegen ihren Mann nicht. Das

einzig Gemeinsame, was die Beiden hatten, war die leidenschaftliche Liebe zu ihren Kindern. Herr von Wangenheim bezeigte seine Neigung, indem er Sohn und Tochter drückte, daß sie laut aufschrieen und indem er sie küßte, daß es durch das ganze Zimmer schallte. Seine Gemahlin bekundete ihre Zärtlichkeit in Fragen, Rathschlägen und herzlichen Unterweisungen. Während der kleine Wilhelm der Mutter nachgeschlagen war, hatte Cäcilie von Vater und Mutter viele Eigenschaften ererbt und tüchtig ausgebildet. Sie herrschte unbedingt in dem Hause und das, wie es schien, trotz ihrer Jugend schon seit einer Reihe von Jahren. Die Art und Weise, wie sie ihren Willen durchsetzte, verletzte mich oft, bald aber versöhnten mich wieder die glänzenden Funken, die bei jeder Gelegenheit aus der Tiefe ihres Gemüthes aufleuchteten.

Obschon ich mich fast täglich auf dem freiherrlichen Landsitze einstellte, sah ich Cäcilie doch in der nächsten Zeit nie allein. Da die Mutter durch ihr Leiden festgebannt war, hatte sie selbst mit dem Vater die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen.

Zehn Tage mochten seit jenem Abende auf dem Kirchhof verflossen sein, als ich in der Frühe des Morgens an der Stadtwohnung des Herrn von Wangenheim vorbeischlenderte. Plötzlich sah ich das junge Mädchen auf ihr väterliches Haus zu reiten. Bevor

noch der nachfolgende Jokey herbeigeeilt war, hatte ich bereits Pagendienste verrichtet und die schöne Reiterin beim Absteigen unterstützt. Der von mir mit mehr Heftigkeit als Anmuth zum ersten Male in meinem Leben verrichtete Dienst setzte mich in gewaltige Aufregung. Diese wurde nicht vermindert, als Cäcilie erklärte, sie sei in die Stadt gekommen, um in der Bibliothek eine Reihe von Arabesken-Zeichnungen auszusuchen, welche bei der Ausschmückung der Villa gute Dienste leisten könnten. Sie fragte mich freundlich, ob ich ihr helfen wolle. In meiner Antwort befanden sich — wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach — einige laute vernehmliche Ja—'s.

Wir durchschritten die prachtvollen Zimmer des ersten Stockes und kamen endlich in ein großes, durch die geschlossenen Vorhänge und Läden fast ganz dunkles Gemach. Rasch warf Cäcilie Reitpeitsche und Handschuhe auf den Divan und öffnete, bevor ich nur irgendwie helfen konnte, an einem Fenster den Laden. Bei dieser mit etwas übertriebenem Ungestüm vorgenommenen Operation hatte sie sich an einer Stelle der rechten Hand die Haut weggerissen. Unwillkürlich ergriff ich in aufrichtigster Theilnahme die Fingerspitzen der zarten verletzten Hand und wenig fehlte, so hätte ich in heiligem Ernste, mit der unglaublichen Naivetät eines Jean Paul'schen Helden, den Versuch gemacht, mit meinen

Lippen die Wunde zu heilen. Schon waren zwei Finger meiner Rechten an den Lippen, um dort Salbe in Empfang zu nehmen, als Cäcilie, die glücklicher Weise keine Ahnung von meiner instinktiven kindlichen Wundarztoperation hatte, mir die Hand entzog, eine Leiter an dem Bücherbrette anstellte, den Schwierigkeiten, welche das Reitkleid verursachte, abhalf und um einige Sprossen hinaufstieg. Es währte keine volle Minute, da regnete es einen wahren Gottessegen von Zeichnungen und Heften herab. Dieser Regen war um so weniger beabsichtigt, als er — im Gegensatz zu dem Gewöhnlichen — eine Staubwolke hervorrief. Etwas beschämt und verhältnißmäßig langsam stieg Cäcilie von Wangenheim von der Leiter herunter.

Nun lagen prachtvolle Zeichnungen und Kupferstiche bunt durcheinander auf der Erde. Fast zu gleicher Zeit fiel unser Blick auf ein Blatt aus dem Familienalbum von Ludwig Richter. Es war das bekannte reizende Bildchen, welches den Titel führt: „Ausverkauf wegen Geschäftsaufgabe.“ Rasch hob ich das Album auf, um das entfallene Blatt wieder einzufügen. Cäcilie trat heran und, hingerissen von der Poesie, die sich in den Zeichnungen dieses liebenswürdigen, echt deutschen, nicht genug zu verehrenden Meisters offenbart, betrachteten wir die einzelnen Blätter.

Plötzlich ruhte, nachdem wir zu gleicher Zeit eine

Zeichnung umgeschlagen hatten, meine Hand auf der des jungen Mädchens und ich spürte, hinabgebeugt auf das Album, den Hauch ihres Mundes. Ein Feuerstrom durchschoß meinen Körper, das Blut flatterte mir in den Wangen und raubte mir fast den Athem. Während eine furchtbare, nie gekannte Aufregung mich innerlich erzittern und erbeben machte, stand ich wie eine Bildsäule und starrte auf die Zeichnung, von der ich keine Linie bemerkte. Ich wagte nicht, mich zu regen, ich wagte nicht, den Blick seitwärts zu richten. Ich wäre stehen geblieben und hätte ruhig das Ende meines Lebens erwartet.

Ein Geräusch auf dem Gang schreckte mich auf. Ich fuhr zusammen und sah dann scheu nach meiner reizenden Nachbarin. Ein leidenschaftlicher, unheimlicher Blick traf mich, dämonisch und räthselhaft, wie er nur einem dunkeln Auge entstrahlen kann. Es war ein peinlicher Augenblick.

Cäcilie faßte sich zuerst. Sie begann die Hefte zusammenzuraffen, fand endlich das, welches sie suchte, und nun stieg ich schwerbeladen mehrmals die Leiter hinauf. Alle Versuche, ein scherzhaftes Gespräch einzuleiten, scheiterten bald wieder.

Zehn Minuten darauf saß die Braut des Grafen Gronau hoch zu Roß, ohne sich meiner Hülfe besonders bedient zu haben, und ich wanderte in den Anlagen um-

her und zerbrach mir den Kopf, wie der räthselhafte Blick zu deuten sei, ob ich allein bei dem Geräusch zusammengefahren, oder ob Cäcilie meinen Schreck getheilt und weßhalb sie bei dem Aufsteigen meine Unterstützung verschmäht habe.

Hatte ich diese Fragen auf Augenblicke zu meinen Gunsten beantwortet, so wurde ich am nächsten Tage in tüchtigster Weise abgekühlt. Mit einer gewissen Scheu hatte ich mich dem Landsitze genähert und war, statt in das Haus einzutreten, in den Garten geeilt, wo ich den Erzieher, den Zögling und die bejahrte Gesellschafterin im Schatten einer Kastanie sitzend fand. Der kleine Wilhelm theilte mir augenblicklich mit, daß Graf Gronau einige Tage früher, als er ursprünglich beabsichtigt, eingetroffen sei und vor zwei Stunden die ganze Familie bei Tisch überrascht habe. Mit höchster Spannung blickte ich nach den Fenstern der Villa. Plötzlich erschien der Graf mit seiner Braut auf der Terrasse. Cäcilie deutete auf unsere Gruppe, nahm seinen Arm und einige Secunden darauf stand vor mir, von oben bis unten in Weiß gekleidet, ein zierliches, duftig elegantes Herrchen, mit einem regelmäßigen, schönen, aber etwas weibischen und abgelebten Gesichtchen, das übrigens von dunklen, wohl geordneten Haaren vortheilhaft eingerahmt wurde. Cäcilie stellte mich vor, der Graf freute sich ausnahmsweise nicht außerordentlich, mich kennen zu

lernen, sondern verbeugte sich nur. Ich sprach in abgebrochenen Sätzen von Landsmannschaft und von schönen Gütern in meinem Heimathstädtchen. Als Antwort redete Graf Gronau die Gesellschafterin in englischer Sprache an, worauf diese sich erhob und auf das Haus zuging. Dann gab er seiner Braut den Arm, zog den kleinen Wangenheim am Kragen mit fort und ließ nach einer höflichen Verbeugung die Doctoren Heinrich Sieber und Edmund Müller in vertraulicher Einsamkeit zurück.

Diese sahen sich einige Secunden schweigend an, bis endlich der Hauslehrer die unheimliche Stille mit den Worten unterbrach: „Da hast Du die Bescheerung, habe ich Dir's nicht gesagt!" — Jetzt waren die Zungen gelöst und es zeigte sich, was zwei beleidigte Schulmeister, denen die satyrische Literatur von den Rittern des Aristophanes bis zu dem Münchhausen Immermanns zur Verfügung steht, zu leisten im Stande sind.

Mein Verhältniß zu dem Hause Wangenheim war seit dem Erscheinen des Grafen Gronau gestört. Früher hatte ich stundenlang mit Cäciliens Mutter geplaudert. Jetzt wurde häufig nach mir gefragt. Wenn ich kam wurde ich immer sehr freundlich aufgenommen, Niemand aber hatte Zeit, mir einige Augenblicke zu gönnen. Ich fühlte mit großer Betrübniß meine eigene Ueberflüssigkeit und wäre abgereist, hätte mich nicht das Ver-

langen, Cäcilie im Brautschmuck am Altare zu sehen, zurückgehalten.

Meine Sehnsucht wurde bald erfüllt. Der Hochzeitstag brach an. Das ganze Dorf und vor allem die Kirche waren festlich geschmückt. Zahllose Equipagen trafen mit den gnädigen Herrschaften ein. Heinrich Sieber und ich hatten dicht hinter dem Altare auf beiden Seiten der Orgel unsern Platz gewählt. Von dort konnten wir, ohne gesehen zu werden, genau beobachten. Das ganze Kirchlein war gefüllt. Endlich trat der von Cäcilie hochverehrte würdige Dorfpfarrer vor den Altar. Das Orgelspiel begann. Alle Hälse wurden länger, alle Augen wurden größer und gewannen an Sehkraft. Nur vor den Meinigen begann es zu dunkeln. Das Brautpaar trat ein und der Gesang der Jugend fing an. Um der allverehrten jungen Herrin eine freundliche Aufmerksamkeit zu erweisen und zu gleicher Zeit mit seinen jugendlichen Sängern gut zu bestehen, hatte der Lehrer die Melodie und die zwei ersten Zeilen einer gewöhnlich von den Confirmanden gesungenen Gesangbuchs-Strophe zu dieser Feierlichkeit benutzt, im Uebrigen aber den Text verändert.

In der Blüthe ihrer Jahre
Nahen sie sich dem Altare — —

Weiter verstand ich die Worte nicht. Ich hatte Mühe, das Weinen zu unterdrücken. Als das Lied geendet,

sprach der würdige Geistliche von der Bedeutung der Ehe. Dann wendete er sich an den Grafen und empfahl ihm mit zitternder, die tiefste Rührung verrathender Stimme das Kleinod, welches ihm anvertraut werde. Als er von Cäciliens Jugend und Vergangenheit, von ihrer Liebe zu den Armen, von der Verehrung und Dankbarkeit des ganzen Dorfes sprach, unterbrach lautes Schluchzen seine Rede. Bei den Worten: „Und so frage ich denn vor Gott und dieser Versammlung —" hörte ich dicht an meiner Seite weinen und bei der Stelle: „Was Gott zusammengefügt, können Menschenhände nicht trennen," konnte auch ich meine Thränen nicht länger zurückhalten.

Längst hatte der Priester seine Rede geendet und das junge Ehepaar die Kirche verlassen, aber Heinrich Sieber und ich standen noch immer auf demselben Platze. Endlich setzten auch wir uns in Bewegung, vermieden aber sorgfältig, uns gegenseitig anzusehen. Am Fuße der Treppe fuhr die Hand noch einmal nach den verweinten Augen, um die letzte Thränenspur zu verwischen. Dann traten wir schweigend ins Freie.

Dem Hochzeitsfeste wohnte ich nicht bei. Den Tag streifte ich ruhelos umher, bei einbrechender Nacht aber eilte ich zu meinem Freunde. Stundenlang wanderten wir beim Schein des Mondes in dem herrlichen Thale

auf und ab. Herz und Mund strömten über. Nachdem wir uns unwandelbare, unerschütterliche Freundschaft gelobt hatten, schieden wir nach langer Umarmung. Auf der Anhöhe sah ich noch einmal mit feuchtem Auge nach dem Landsitze der Familie Wangenheim zurück. Dann rief ich mir selbst zur Aufmunterung zu: Jetzt nach der Schweiz — nach Italien!

VII.

Und so seien denn Dir, mein lieber treuer Freund, in Erinnerung an die unvergeßlichen Stunden, die wir zusammen verlebt haben, die nachfolgenden Blätter gewidmet. Mißmuth und schwerer Kummer belasten mein Herz, während ich die Ereignisse meines Lebens seit unserer Trennung niederschreibe. Wachend und träumend sucht mein Geist der Gegenwart zu entfliehen und wendet sich den Tagen der Kindheit zu. Wie oft gedenke ich der Zeit, in welcher wir, nachdem die Schule geschlossen und der gemeinsame Spaziergang gemacht war, in meinem Dachstübchen saßen und nun bei dem Scheine der kleinen Lampe mit heiligem Eifer die griechischen Tragiker studirten. Wie freudig und stolz sahen wir der Zukunft entgegen. Im Anempfinden der Schönheiten der Poeten des Alterthums fühlten wir selbst schöpferische Kraft in uns und unsere Gedanken und Pläne schweiften weit, weit über das kleine Dachstübchen hinaus und verloren sich zuletzt in der Unendlich-

keit des gestirnten Himmels, zu dem wir so oft, von Schauern der Ahnung durchweht, aufschauten.

Ach! sie haben sich nicht erfüllt unsere Hoffnungen! Aber die Freundschaft, die wir uns damals in kindlichem Enthusiasmus gelobten, die wir später in einem bewegten Augenblicke feierlich erneuerten, sie ist geblieben rein und echt, wie sie war in den Tagen frühester Jugend.

Und wer sollte mir denn auch seit dem Tode meines Bruders näher stehen, wer sollte besser mein Streben und meine Enttäuschungen erfassen und mich gerechter und doch milder beurtheilen können, als Du, mein treuer, einziger Freund? Du bist verflochten mit Allem, was schön und erfreulich ist in meinem Leben.

Gemeinsam war unser Studium der Werke des Alterthums, gemeinsam waren unsere Jugendträume. Zusammen schweiften wir durch die Wälder des Heimathlandes, zusammen durchschnitten wir schwimmend die Wogen des Flusses und jauchzten, wenn plätschernd sich die Wellen an unserer Brust brachen. Gemeinsam war auch unsere Liebe zu der, welcher Friede und Segen auf ihrem Pfade folgen möge und an die ich so manchmal denke, wenn ich Abends einsam um die Stadt wandere und der Schein des Mondes zitternd durch die Zweige mächtiger Akazien auf meinen Weg fällt.

So sei denn Dir auch diese Skizze meines Lebens gewidmet. Als ich sie niederzuschreiben begann, wollte ich

nur eine theils lust-, theils qualvolle Vergangenheit zum Abschluß bringen. Nun aber, da mir durch die Erzählung Dein Bild wieder so lebhaft vor die Seele getreten ist, magst Du richten und entscheiden über eine Periode meines Lebens, in welcher ich von den mannigfachsten Leidenschaften bewegt, die verschiedenste Beurtheilung gefunden habe. Offen und ehrlich, frei von jeder Beschönigung, will ich Dir mittheilen, was sich seit unserer Trennung ereignete. Sehe ich mich doch jetzt noch von allen Seiten von Gewitterstürmen umgeben, ohne einen Regenbogen zu gewahren, den ich als Zeichen nahenden Friedens betrachten könnte! —

VIII.

Auf der Fahrt nach der Schweiz durch das reizende, mir aber wohlbekannte badische Land hatte ich Zeit, über mein Leben nachzudenken. Die Erfahrung, daß Schein trügt und nichts in der Welt vollkommen ist, sollte ich nun auch machen. Vor einigen Wochen hatte ich zufällig gehört, wie zwei junge Bauermädchen, die von Gesundheit strotzten, mit einander sprachen und Frau von Wangenheim, während sie aus dem Wagen gehoben und von den Bedienten empfangen wurde als die Glücklichste unter den Sterblichen priesen. Da ich wußte, wie unaussprechlich elend sich die nervös gereizte, schwer leidende Frau fühlte, mußte ich lächeln über die thörichten Wünsche der beiden Mädchen, welche ihre gesunden Beine für nichts achteten und deren höchster Wunsch es war, auch von Bedienten aus dem Wagen gehoben zu werden.

Jetzt wurde ich von Allen, welche meine Reise wußten, beneidet. Und während viele meine Wanderung mit

sehnsüchtigen Gedanken verfolgten, saß ich selbst traurig und in mich versunken und dachte an Cäcilie von Wangenheim. Mein Körper eilte nach der Schweiz, meine Gedanken aber begleiteten die junge Gräfin nach Frankreich.

Die Stadt Basel mit ihrem nüchternen kaufmännischen Treiben konnte mich nicht erheitern. Zum ersten Male aber wurde meinem kranken Herzen Labung und Trost, als ich an dem Fuße des Schlosses Laufen, den Regenmantel umgeschlagen, auf dem hölzernen Gerüste, das fast bis in den Sturz der Wogen hineinragt, dem Rheinfalle zuschritt und als einzelne Wellen von der mit furchtbarem Getöse herabstürzenden Wassermasse auf mich geschleudert wurden und mir auf Augenblicke den Athem nahmen. Das frische Wasser brachte mir frisches, neues Leben. In den Donner des Sturzes rief ich Deinen und Cäciliens Namen und als ich wieder hinaufgestiegen war und von der Höhe auf den Fall hinab sah, da dachte ich an Klopstocks herrliche Worte:

„Hier im Angesichte des großen Rheinfalles, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor Allem Dich, du werthes Land, das jetzt mein Fuß betreten soll! — O, daß ich Alle, die ich liebe, hier, versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier

möcht' ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie! — Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und Wunsch hegen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben. Und ich sage im Namen aller dieser Freunde: Amen! Hallelujah!"

Was ich in Schaffhausen begonnen, setzte ich in Zürich fort. Täglich badete ich im See und ruderte den Abend bei untergehender Sonne in meinem gemietheten Kahne weit von dem Lande ab, um zu sehen, wie die Strahlen allmählich das krystallklare Wasser verließen und bald nur noch einzelne Gipfel der Hügel und Berge beleuchteten, die sanft ansteigend den herrlichen See umgeben und überall mit Häusern, Gärten und Weinbergen geziert sind. Das gewerbthätige Leben und Treiben der Stadt, die idyllische Anmuth der Ufer, die im Hintergrunde sich emporthürmenden, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen — dies Alles verleiht dem Aufenthalte in Zürich einen bunten, farbenheiteren, unbeschreiblichen Reiz.

Erregt durch die vorangegangenen Tage der Trauer, waren meine Sinne doppelt empfänglich. Mit verklärtem Auge betrachtete ich die Landschaft und in wahrem Hochgefühle wandelte ich oft noch spät auf der Terrasse auf und ab, welche am Ende des zum Hôtel gehörenden Gartens dicht am See lag und von der man

eine prächtige Aussicht über das krystallklare Wasser nach den fernen Schneebergen hatte.

Das ist, wie ich in Zürich schon merken sollte, das Wunderbare der Schweiz, daß die mannigfaltigsten Schönheiten auf einem kleinen Gebiete sich vereint finden, daß jeden Augenblick dem Auge eine neue Ueberraschung geboten wird, und daß die Uebergänge von dem Erhabenen zu dem Lieblichen häufig und unerwartet eintreten. Wer in diesem Lande — und würde er es noch so geknickt und gebrochen betreten — nicht zu neuer Lebensfreudigkeit erwacht, dessen Herz muß öde und erstorben, und dessen Seele jeder Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur baar sein.

Ich wurde alsbald zufrieden und heiter. Nur eine milde Wehmuth überschlich mich, wenn ich an Cäcilie dachte, und doch mußte ich mir gestehen, daß meine Neigung zu ihr wesentlich mit dazu beitrug, daß ich mit erregterem Sinne alles Schöne erfaßte. Meinen Eltern, an welche ich während der Aufregung der letzten Tage, die ich in M.... zugebracht hatte, fast gar nicht gedacht, schrieb ich nun Abends bei geöffnetem Fenster, indem ich mich so setzte, daß ich den See überblicken konnte, bogenlange Briefe, die ich später zur Ausarbeitung meiner Reisebeschreibung zu benutzen gedachte.

Auch hatte ich im Hôtel Baur zum ersten Male die Ehre, wirklich den Lords gleichgestellt zu werden. In

M . . . . hatte mich der Kutscher mit seiner Frage, ob ich den Wagen allein bezahlen wolle, schwer gekränkt. In Basel war ich vor „den heiligen drei Königen" großmächtig angefahren, mußte aber dennoch nicht den richtigen Eindruck gemacht haben, denn die Kellner brachten mich dicht unter das Dach und ließen mich dann mit meinen Gefühlen und Betrachtungen einsam in meinem Zimmerlein, wo ich mir feierlich gelobte, nie wieder in einem Gasthofe einzukehren, welcher auf seinem Schilde mit der Bibel kokettirt und in dem der ohne Dienerschaft ankommende Fremdling in eine Dachkammer gebracht wird, wo man ihn mit etwas Waschwasser zur körperlichen und einer von der Mission geschenkten und gleich in die Augen fallenden heiligen Schrift zur geistigen Reinigung zurück läßt. Im Hôtel Baur war dies anders. Doch mußte ich mir auch in Zürich beim Scheiden sagen, daß eine Lordschaftsreise sehr kostspielig sei. Ich folgte deßhalb dem Rath, welchen mir Karl Leyer in seinem ersten Briefe gegeben hatte, und sah mich im Bädecker nach den Gasthöfen um, bei welchen zu lesen stand: „Die Bedienung geschieht durch die Wirthin und ihre Töchter."

Reisebekanntschaften hatte ich noch nicht gemacht. Vor den Engländern hatten mich Alle, denen ich im deutschen Vaterlande von meiner Reise gesprochen, gewarnt. Zugleich war mir gesagt worden, daß man in der Schweiz

nothwendig Gesellschaft finden müsse, da man immer wieder denselben Personen begegne. Bis zum Rigi hatte ich dies nicht gefunden, dort aber sollte ich mich von der Richtigkeit dessen, was mir erfahrene Schweizer-Reisende mitgetheilt hatten, überzeugen.

Frühmorgens war ich von Zug abgefahren und nach einstündiger Fahrt auf dem lieblichen See, der durch den Rigi und Pilatus ebenfalls einen großartigen Hintergrund erhält, in Arth ans Land gestiegen. Dort traf ich ein tolles Treiben. Engländer und Engländerinnen waren beschäftigt, ihr Gepäck auf Pferden unterzubringen. Sie wälschten mit den Führern, von denen sie betrogen zu werden fürchteten. Mitten durch das Gekreisch vernahm ich sehr wohlklingende deutsche Laute. Ich wandte mich um und sah eine ältere und eine jüngere Dame zu Pferd. Die Jüngere machte mit großer Heiterkeit ihre Begleiterin aufmerksam auf einen Herrn, der die vergeblichsten Anstrengungen machte, ohne Unterstützung des Führers sein friedliches Roß zu besteigen. Offenbar hatte dieser den beiden Frauen beim Aufsteigen geholfen und wollte nun trotz seiner Körperfülle und seines unverkennbar schon vorgerückten Alters seine Rüstigkeit und Selbstständigkeit glänzend documentiren. Unglücklicher Weise hatte aber der Führer den Reisesack dicht hinter den Sattel schon aufgeschnallt und so oft nun der alte Herr, vielleicht in Erinnerung an

bessere Tage, den rechten Fuß in den Steigbügel setzte und mit dem linken sich aufschwingen wollte, stieß dieser wider die durch den Reisesack gebildete unübersteigliche Barricade, so daß alle Mühe vergebens war. Ich selbst mußte über dies Wollen und nicht Können lächeln. In dem Augenblick bemerkte aber die junge Dame, daß das Schauspiel einen heiteren Beobachter gefunden hatte. Ihr Gesicht wurde ernst und sie rief ihrem Begleiter einige Worte zu, die ich nicht verstehen konnte, worauf dieser, aber mit Unterstützung des Führers, die Barricade glücklich überwand.

Da man mir gesagt hatte, daß bei der Ankunft auf Rigi Kulm sehr häufig alle Zimmer vergeben seien und man deshalb wohl daran thue, sich bei Zeiten oben einzufinden, so überschaute ich noch einmal rasch den Schwarm, der im Begriffe stand, sich in Bewegung zu setzen, miethete dann ein Pferd und suchte dieses, selbst auf die Gefahr hin lächerlich zu werden in einen leichten Trab zu bringen, um an die Spitze des Zuges zu gelangen und den andern einen Vorsprung abzugewinnen. Als ich den Herrn, der die vergeblichen Anstrengungen gemacht hatte allein aufzusteigen, beinahe erreicht hatte, hörte ich mit meinem Traben auf, weil ich fürchtete, die junge Dame, die ich vor wenigen Minuten in ihrer Heiterkeit gestört hatte, nun durch die Figur, die ich auf meiner laufenden Rozinante spielte und durch den ne-

benher segelnden Führer, wieder in die alte gute Laune zurück zu versetzen. Komisch erscheint aber ein Mann nie gern vor schönen Frauen und hätte er ihnen auch nur ein einziges Mal ins Auge geschaut. Mein Pferd jedoch war so im Eifer, daß ich auch bald meine drei Landsleute überholt hatte und mich nun wirklich weit vorn an der Spitze des ganzen Zuges befand. Nun ging es fröhlich und heiter bergan. An dem „unteren Dächli" wurde zum ersten Male Halt gemacht, damit ich den Goldauer Bergsturz vollständig übersehen konnte. Kaum saß ich wieder hoch zu Roß, als meine drei Landsleute am „unteren Dächli" ankamen und wir uns auf schmalem Wege begegneten. Dieselbe Scene wiederholte sich bei den folgenden Stationen des Berges, „dem oberen Dächli" und dem „Klösterli". Jedesmal setzte ich meinen Ritt in dem Augenblicke fort, als die Andern ankamen, so daß es fast scheinen konnte, als suche ich sie zu fliehen.

Die frische, herrliche Luft, die an den Wänden des Berges herabplätschernden Bäche, der reizende Rückblick nach dem Zuger und Lowerzer See regten mich mächtig an und meine Stimmung war hell, klar und rein, wie der Himmel, der sich über mir wölbte. So kam ich bis zum „Staffel-Wirthshaus". Als mir mein Führer oder vielmehr der Knecht, welcher dem Pferde zugetheilt war, sagte, ich möge absteigen und einige

Schritte vor reiten, hatte ich keine Ahnung, in welcher Weise ich überrascht werden sollte.

Wie oft hatte ich in früheren Jahren gesagt, die Schönheit der Natur wirke so mächtig auf mich, daß ich meine Freude, meinen Jubel nicht verbergen könne, sondern laut herausjauchzen müsse. Wie oft hatte ich in Scherz und Ernst, mir selbst und Andern zur Freude, bei untergehender Sonne in Heidelberg vom Schlosse aus im Uebermuthe der Jugend meine Stimme mächtig erschallen lassen, so daß meine Kameraden in richtiger Würdigung der unharmonischen Töne mich scherzhaft den „Naturkreischer" nannten.

Und nun stand ich still und stumm, Thränen im Auge, und schaute über blitzende Seen, über bewaldete Hügel und Berge, an deren Fuß sich Dörfer und Städte anschmiegten, nach den mächtig emporragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen. Mein Herz schlug heftig, aber der Naturschrei blieb aus. Versunken im Reize der vor mir ausgebreiteten, unaussprechlich schönen Landschaft, überschlich mich bald ein Gefühl der Trauer und Sehnsucht. Ich dachte an meine Eltern, an meinen Bruder, an Cäcilie von Wangenheim. Wäre sie an meiner Seite gewesen, hätte ich ihre Hand in der meinen halten dürfen, wäre mir nur ein einziger Blick in die dunkeln Augen vergönnt worden, die, getroffen von solcher Pracht der Natur, doppelt leuchten

mußten; so hätte ich diese Stunde als die geweihteste und glücklichste meines Lebens betrachtet.

Ein leichtes Geräusch riß mich aus meinen gefühlsseligen Träumereien. Ich wandte mich um und sah dicht neben mir die schöne hohe Frauengestalt, die ich vor einigen Stunden am Fuße des Gebirges zum ersten Male erblickt hatte und von der ich, wohl gegen ihren Willen, mich verfolgt sah. Gerufen von dem alten Herrn, ihrem Begleiter, der auf sie zukam, wandte sie sich nun gleichfalls und ein Blick ihrer blauen Augen traf mich. Aus diesen feuchten blauen Augen aber leuchtete hohes Entzücken. In ihnen flammte noch die Begeisterung, welche die prachtvolle Fernsicht in dem schönen Mädchen hervorgerufen hatte.

Ich fühlte mich zu meiner Landsmännin hingezogen und wollte ihr sprechen von dem, was ich eben noch unaussprechlich gefunden hatte. Zu schüchtern, sie anzureden, übertrug ich meinen Augen die schwierige Aufgabe und so sprachen wir zu einander begeistert und verständlich, obgleich noch kein Wort über die Lippen gekommen war.

Unterdessen hatte uns der alte Herr erreicht. Er schien ängstlich besorgt um das junge Mädchen, das den Mantel nur nachlässig über der einen Schulter hängen und sich durch Vortreten zum Rande des Berges der Zugluft ausgesetzt hatte. Vergeblich besann ich mich auf eine Anrede. Als ich so etwas gefunden hatte, was

man annähernd einen Gedanken hätte nennen können, saßen die Beiden mit der älteren Dame, welche, um sich nicht zu erkälten, zurück geblieben war, wieder zu Pferde und setzten ihren Ritt fort. Da ich sah, daß man auf einem Fußpfade Rigi-Kulm rascher erreichen konnte, so ließ ich den Knecht mit dem Pferde allein auf dem Hauptwege und bemühte mich so schnell als möglich die Anhöhe, die noch vor mir lag, zu ersteigen.

Oben angekommen und im Genuß der vollen Fernsicht, pries ich mich glücklich, daß ich den Rath der Frau von Wangenheim befolgt und von Arth meine Wanderung begonnen hatte. Denn alle diejenigen, welche von einem andern Punkte aus den Rigi erstiegen, kamen um den überraschenden Anblick, welchen der Vierwaldstädter See bietet, wenn man ihn zum ersten Male von dem Berge herab überschaut.

Nachdem ich glücklich in den Besitz eines kleinen Zimmers gelangt war, wanderte ich auf Rigi-Kulm auf und ab und genoß den mehr denn tausendmal beschriebenen und dennoch unbeschreiblichen Anblick. Da ich aber am Mittage auf dem Gipfel angekommen war, so dehnten sich nach und nach die Stunden bis zum Abend, der den erwarteten Sonnenuntergang bringen sollte. Wohl fehlte es nicht an Gesellschaft, denn aus allen Ländern Europas hatten sich Reisende eingefunden; alle Sprachen der verschiedenen Sprachstämme waren ver-

treten. Aber gerade unter diesem bunten Menschengewimmel wurde es mir zum ersten Male klar, wie schwer es mir fällt, mich Fremden zu nähern und wie ich immer das suche, was nicht oder mit am meisten Mühe zu erreichen ist.

Wenn ich häufig angeredet wurde und immer freundlich aber kurz erwiederte und somit eine weitere Unterhaltung abschnitt, wenn mein Auge sehnsüchtig unter der wogenden Menschenmasse die verfolgte, deren Blick mich am Morgen zum ersten Male getroffen hatte und wenn ich mich nun doch immer in bescheidener Entfernung hielt, so mußte ich oft über mich selbst lächeln. Es fielen mir hoch oben auf dem Rigi die klassischen Worte ein, mit welchen mein College Bacherl, der edle Schullehrer von Pfaffenkirchen, der damals viel Aufsehen erregte, das Streben seiner Gegner und wohl das der Menschen überhaupt charakterisirt hatte:

Denn was sie woll'n,
Das hab'n sie nicht,
Und was sie hab'n,
Das woll'n sie nicht.

Dieser unsterbliche Spruch paßte vollständig auf mich. —

Erst am Abend war es mir vergönnt, mich meinen drei Unbekannten zu nähern, von denen ich unterdessen

erlauscht hatte, daß sie im Verhältniß von Vater, Tochter und Tante zu einander standen.

Die Sonne war bereits untergegangen und der edle „Alphornkünstler" hatte „Retraite" geblasen, wobei allen Fremden das Schweizerheimweh, welches diese Töne hervorrufen sollen, für ewig unbegreiflich wurde. Ich saß an der reichbesetzten Tafel, welche im Saale des Hôtel Rigi-Kulm aufgeschlagen war. Mit Staunen bemerkte ich die Menge, welche, nachdem alle Plätze genommen waren, nach Unterkommen suchte.

Eine wahrhaft komische Verwirrung richteten dabei die sogenannten Alpenstöcke an. Diese werden beim Ersteigen des Rigi allüberall feil geboten und Jeder, mag er nun zu Fuß gehen oder reiten, kauft sich einen solchen. Zumal sind die Frauen wahrhaft versessen darauf. Sie ahnen, daß ihnen etwas Großes bevorsteht, und rüsten sich deßhalb. Ohne Alpenstock erscheint ihnen aber die Aufgabe zu schwer. Er erinnert sie auch immer daran, daß sie Kühnes unternommen haben und erhöht ihr Selbstgefühl. Nun sind aber diese Alpenstöcke nicht leicht zu handhaben und gerade für Frauen verhängnißvoll. Im heiligen Uebereifer benutzen sie dieselben auch beim Hinabsteigen, setzen zunächst den Stock, wie es sich gehört, vor, drücken dann aber, wie bei dem Hinaufsteigen, nach, wodurch sie in eine unangenehme und un-

vorhergesehene Schnellfüßigkeit gerathen, bei welcher das Sprüchwort: „Eile mit Weile" oft zu spät kommt.

Abends nun weht eine scharfe Luft auf dem Rigi und lange, lange kämpfen die Frauen gegen die Kälte, bevor sie sich von ihrem Alpenstock trennen. Er wandert von einer Hand in die andere, bis er endlich unter dem Arm einen beneidenswerthen Platz findet und zuletzt denn doch an den begleitenden Herrn abgegeben werden muß.

Da steht denn so ein armer Engländer auf der Spitze von Rigi-Kulm und bewundert vor Kälte schnatternd und mit sechs Alpenstöcken unter dem Arm, die er krampfhaft wider sich drückt, den Sonnenuntergang.

Schon im Freien hatten mich diese Unglücklichen sehr ergötzt und mir gezeigt, wie eng sich auch auf Rigi-Kulm das Komische an das Erhabene anschließt. Noch lustiger nahmen sich aber die schwergeprüften, Alpenstöcke-tragenden Familienväter in dem Saale des Hôtels aus. Diejenigen, welche den letzten Lichtstrahl der scheidenden Sonne noch wahrnehmen wollten, fanden nun keinen Platz mehr an der Tafel und standen, die Alpenstöcke fest im Arm, umgeben von Frauenzimmern, welche ihre Kleider vor den auftragenden Kellnern zu schützen suchten, und so eigenthümliche Gruppen des Jammers bildeten.

Ich erblickte dicht in meiner Nähe meine schöne

Landsmännin und sah, wie sie betrübte Blicke bald auf die besetzten Plätze, bald auf ihren Vater warf, der rathlos, aber mit drei Alpenstöcken versehen, dastand und nicht wußte, was er beginnen sollte, da die Kellner durchaus kein Gehör gaben. Rasch sprang ich auf und bot ihr meinen Platz an, was sie natürlich mit Dank ablehnte, da sie sich von Vater und Tante nicht trennen konnte. Nun griff ich nach den Alpenstöcken, um wenigstens die Lage des alten Herrn ein wenig zu bessern. Bald überzeugte ich mich aber, daß ich einen Fehlgriff gethan hatte, denn von diesem theuren Gute wollte er sich auch nicht einen Augenblick trennen. Durch meinen kühnen Griff hatte ich ihn aber offenbar auf das Mitleid erregende seiner Stellung aufmerksam gemacht, denn er verließ den Saal und fand, wie ich später hörte, in dem Theezimmer bei den Engländern Unterkommen. Ich selbst kehrte verlegen zu meinem Platze zurück und gelobte mir, nie mehr einen Angriff auf Alpenstöcke zu unternehmen.

IX.

Unvergeßliche Tage verlebte ich am Vierwaldstädter-See. Eins nur trübte mitunter auf Augenblicke meine Heiterkeit. Mitten in dieser Pracht und Herrlichkeit der Natur bemerkte ich nämlich zum ersten Male, wie gering bei mir die eigene Schöpfungskraft und wie wenig ich mich von den meisten Reisenden unterschied. Hundert und hundert Mal hörte ich wohl auf den Gipfeln der Berge und an den Ufern des Sees von Jung und Alt ausrufen: „Ach wie romantisch!“ „Nein, das ist zu romantisch!“ Immer mußte ich dabei an Karl Leyer denken, der zu sagen pflegte: Wenn der Mensch Unendliches aussprechen will und kraft seiner geistigen Beschaffenheit gar nichts Unendliches auszusprechen vermag, wenn er dann in seiner Qual verstummt und ihm kein Gott verlieh, zu sagen, was er leide, so ruft er endlich mit gehobener Brust und freudestrahlendem Auge aus: „Ach wie romantisch!“ und glaubt damit Alles

und Alles vollständig erschöpft und bezeichnet und den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben.

Nun rief ich, vielleicht aus Furcht vor meinem, wenn auch abwesenden mephistophelischen Freunde, zwar niemals aus: „Nein, das ist zu romantisch!“ — aber ich fand auch nie eine Bemerkung, die mir selbst als etwas Besonderes erschienen wäre. Dagegen verfügte ich über eine Fluth von Citaten. Schillers Tell kam mir an den Ufern des Vierwaldstädter-Sees gar nicht aus dem Gedächtniß. Wie entzückten mich die prächtigen, characteristisch malerischen Verse dieser Dichtung; wie bewunderte ich die dämonische Urkraft des Genius, durch welche der Poet von Gottes Gnaden mit unübertrefflicher Anschaulichkeit zu schildern vermag, was sein irdisches Auge nie gesehen.

Wohl hatte ich in den Briefen an meine Eltern Schilderungen der Schweizer Landschaften zu geben versucht. Ich hatte mir dazu manchmal Notizen gesammelt oder, während ich schrieb, meinen Platz so gewählt, daß ich die Gegend, von der ich berichten wollte, überschauen konnte. Wie armselig aber kamen mir an dem Vierwaldstädter-See meine sämmtlichen Beschreibungen vor, wenn ich der Verse gedachte:

> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
> Der Mythenstein zieht seine Haube an,
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.
> — — — — — — — — —

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Ueber diesen gewaltigen Schilderungen Schillers vergaß ich die reizenden Lieder Goethe's nicht, welche der Schweiz ihre Entstehung verdanken.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt.
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Ich konnte schwelgen in diesen zauberhaften Versen, ich konnte die Schlußstrophe immer und immer wieder-

holen. Sie bildete das Motto für alle meine Fahrten auf dem See. Auch die Stelle:

> Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
> Goldne Träume, kommt ihr wieder?
> Weg, du Traum! so gold du bist;
> Hier auch Lieb' und Leben ist!

erfaßte ich in ihrer ganzen Tiefe und Macht. Ja, in dem Augenblicke, in welchem ich zum ersten Male meine Sterblichkeit und Alltäglichkeit ahnte, erging es mir, wie es dem herrlichsten unter den Unsterblichen oft ergangen und ich wußte nicht recht, für wen mein Auge sich niedersenke und die goldnen Träume zeigten mir zwei Gestalten in jugendlicher Schönheit.

Die Unbekannte vom Rigi hatte ich während meiner Ausflüge am Vierwaldstädter-See nur noch einmal gesehen. Als ich in Luzern das Dampfboot bestieg, um nach Brunnen zu fahren, verließ sie dasselbe. Deßhalb kehrte ich gegen meine ursprüngliche Absicht den Abend wieder nach Luzern zurück. Das Schicksal war mir aber nicht günstig. Ich suchte und suchte — vergebens.

Acht Tage nach dieser Begegnung auf der Landungsbrücke befand ich mich gegen Abend in Chur und zwar in dem Hofe, welcher an das Postgebäude anstieß. Ich hatte bereits ein Billet nach Thusis genommen, von wo ich den andern Morgen die via mala überschreiten und dann über den Splügen pilgern wollte, um hinabzu-

steigen in das Land, welches seit Jahrhunderten für alle Germanen ein Land der Sehnsucht ist.

Eben hatte ich nachgesehen, ob mein Gepäck auf dem Wagen untergebracht war und mich gewundert, daß ich der einzige Reisende nach Thusis sein sollte, als plötzlich zu meinem freudigen Erstaunen der Herr mit den Alpenstöcken herankam und zwar diesmal ohne Alpenstöcke. Die beiden Damen folgten ihm. Im ersten Augenblicke hatte ich das Gefühl, als müsse ich mich hinter dem Postwagen verbergen und als könne meine zu früh entdeckte Person den Neuangekommenen die Reiselust für diesen Abend benehmen. Dann aber trat ich rasch und entschlossen vor und begrüßte die Frauen, wozu ich nach so häufiger Begegnung mich berechtigt glaubte.

Das Schicksal hatte mir wohl gewollt. Bis zu dem Como-See stimmten die Reisepläne völlig überein. Da trennte sich unser Weg. Ich wollte mehrere Tage verweilen und dann über Mailand nach Venedig und durch Tyrol nach Deutschland zurück. Meine Reisegefährten dagegen hatten vor, so schnell als möglich Mailand zu erreichen, dort zwei oder drei Tage zu bleiben, dann Genova la superba zu sehen. Hierauf wollten sie über Turin und den Mont Cenis nach der französischen Schweiz, um sich an den Ufern des Genfer Sees einige Zeit aufzuhalten.

Dies Alles hörte ich, als wir in dem Postwagen saßen und fröhlich und wohlgemuth Thusis zufuhren. Der Himmel hatte sich schon am Abend mit Wolken überzogen und nun goß bei einbrechender Dunkelheit unendlicher Regen herab, von den Bergen stürzten die Quellen und der Bäche und Ströme Schwellen betrübte zwar zuerst die kleine Reisegesellschaft, dann aber trösteten wir uns damit, daß wir morgen von der via mala um so herrlicher dem Schauspiele zusehen würden, wie die reißenden Fluthen des Rheines tief unten in der Schlucht den furchtbaren Kampf kämpfen mit den eindämmenden riesigen Berg- und Felsenmassen.

Von der Gegend sahen wir gar nichts, wir gelobten uns aber, dem Bädecker, den wir als tüchtig erprobt hatten, alles zu glauben, was er von der Fahrt von Chur nach Thusis mittheile. Obschon uns jede Aussicht genommen war, herrschte doch ein fröhlicher Geist in dem Postwagen. Der mächtig herabplätschernde Regen erweckte in uns das behagliche Gefühl der Sicherheit. Wir waren froh, im Trocknen zu sitzen und hatten Stoff genug zur Unterhaltung, wenn wir nur unsere Meinungen über Schweizer Landschaften und Schweizer Leben austauschten. Gern hätte ich dieses Thema abgebrochen, um einige Polizeifragen nach Stand, Name, Wohnort und dergleichen zu thun. Der alte Herr aber, der mir gegenüber saß, hatte eine merkwürdige Geschick-

lichkeit alle meine kunstvollen Redewendungen wieder auf den Rigi und von da in den Vierwaldstädter-See hinab zu leiten, wo sie nothwendig bei der bekannten Tiefe dieses Wassers ertrinken mußten.

Nach und nach verstummte die Unterhaltung. Die ursprünglich durch das monotone Plätschern des Regens hervorgerufene Behaglichkeit ging in Ermattung über. Einige Versuche, die Augen zu schließen, wurden sogar von meiner anmuthigen Nachbarin angestellt, was ich bei dem Schein der kleinen an der Decke des Wagens angebrachten Lampe deutlich — aber nicht zu meiner Freude — wahrnehmen konnte. Bevor jedoch diese Versuche durch einen erquickenden Schlummer gekrönt und belohnt wurden, langten wir in Thusis an und stiegen in dem Hôtel „via mala" ab, wo meine Reisegefährten mit dem Wunsche, morgen die Fahrt bei besserem Wetter gemeinsam fortzusetzen, alsbald in ihren Zimmern verschwanden und mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühl zurückließen.

Ich fragte den Wirth, ob er nicht ein Fremdenbuch habe und als dieser das Geforderte herbeiholte, bat ich ihn, er möge, wenn es der Sitte des Hauses nicht widerspreche, den Namen meiner Reisegefährten einschreiben lassen.

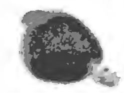
Einige Minuten später hielt ich das Buch in der



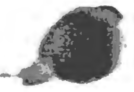
Hand und der Athem stockte mir, indem ich las: Criminalrath Schröder mit Familie aus L.... —

Sollte diese hohe, schlanke Gestalt, mit den edeln Gesichtszügen die vielverehrte, vielgefeierte Sängerin Fanny Schröder sein, um welche Karl Leyer warb und um die er sich mit lyrischen Gedichten, frei nach Tübke, abquälte. Ihre Stimme hatte rein und melodisch wie Musik geklungen, ihre Schönheit war untadelhaft, sie stammte aus L... und hieß Schröder. Aber da begann der Zweifel. Der Name Schröder konnte in unserm Lande mit dem Namen Müller an Popularität und Verbreitung wetteifern und wie kam die Tochter eines Criminalrathes unter die Sängerinnen? Eine heftige Unruhe überfiel mich. Ich bedauerte, nicht gefragt zu haben, als während der Fahrt in dem Postwagen einige Naturlaute in den Reden des alten Herrn mich ungewöhnlich anheimelten und an die ländlich sittliche Sprache meiner Provinz gemahnten. Ich begriff nun, daß ein erprobter Criminalrath eine besondere Fertigkeit haben konnte, ungelegene Fragen in die Fluthen des Vierwaldstädter-Sees abzuleiten.

Gern hätte ich die Aufregung, die mir selbst seltsam und unerklärlich vorkam, durch ein Wandern in die Nacht hinein zu lindern gesucht, aber der noch immer heftige Regen hinderte jeden Schritt ins Freie. So suchte ich



denn auf meinem Zimmer zur Ruhe zu kommen, jedoch der Schlaf floh mich. Ich rief mir Alles, was Karl Leyer über Fanny Schröder, über seine und des verhaßten Grafen Gronau Werbungen um die schöne Sängerin geschrieben hatte, ins Gedächtniß zurück und ein wahrer Rausch überfiel mich bei dem Gedanken, daß ich, der ich von dem Einen belächelt, von dem Andern hochmüthig zurückgewiesen wurde, über Beide triumphiren könne. Ich dachte an den Blick, der mir auf dem Rigi in ihr seelenvolles Auge vergönnt war, ich dachte an ihr Erröthen, als ich in Chur hinter dem Postwagen hervortrat. Dies Alles erschien mir als günstige Vorbedeutung. Wenn ich sie dann freilich wieder an meiner Seite die Augen schließen und Schlafversuche anstellen sah, wurde ich, obschon ich mich warm unter meiner Decke befand, seltsam abgekühlt. Dann kamen mir wieder die Schlußzeilen von Karl Leyers Brief in den Sinn: „Eine Reise, wie Du sie jetzt vorhast, ist gleichbedeutend mit: Einen Jux will er sich machen. Strebe also darnach, daß Du, wie der würdige Commis Weinberl in der Wiener Posse, etwas erlebst und beim Schoppen erzählen kannst von Deinen Thaten und Eroberungen als verfluchter Kerl. Treibe aber den Jux nicht so weit, wie Dein Vorbild in besagtem Stück. Das heißt, kehre unverheirathet und unverlobt zurück, denn eine Braut sieht auf dem Gipfel



des Rigi ganz anders aus, als in den vier Wänden von Krähwinkel, Schöppenstädt und Abdera."

Indem ich darüber nachdachte, daß ich eigentlich bis jetzt auf meiner Reise noch nichts Besonderes erlebt hatte und daß die Juxe bald eintreten mußten, wenn mir das Schicksal überhaupt solche zugedacht, nahte sich allmählich der Schlummer. Immer traulicher und heimlicher plätscherte der Regen wider das Fenster. Die Augenlider senkten sich und wenn sie sich für einen Augenblick wieder hoben, so war es, als sähe ich bald Cäcilie von Wangenheim, bald meine schlanke Reisegefährtin. Dann gingen seltsame Verwandlungen vor. Auf der hohen Gestalt der Sängerin erblickte ich den Kopf der jungen Gräfin mit den unheimlich funkelnden dunklen Augen, die mich am Hochzeitstage in meinem Verstecke erspäht hatten. Doch auch diese gespenstischen Bilder schwanden und als ich am nächsten Morgen erwachte, dankte ich dem Himmel, der mir seit meiner Schweizerreise traumlose Nächte bescheert hatte.

Rasch erhob ich mich, um nach dem Wetter zu spähen. Es regnete nicht mehr, aber schwere dunkle Wolken hüllten drohend die Gipfel der Berge ein. Mit Spannung sah ich dem Augenblick entgegen, wo ich meine Reisegefährten wiedersehen sollte. Als ich in den Salon eintrat, erblickte ich meine schöne Unbekannte. Im Reisehut, den Beduinenmantel leicht und anmuthig

umgeworfen, stand sie vor einem hohen Schreibtisch und studirte, wie es schien, eifrig das Fremdenbuch. Indem ich die Thüre ziemlich geräuschvoll schloß, wurde sie aufmerksam, wandte sich nach mir und eine brennende Röthe überzog ihre Wangen. Dieses Erglühen aber deutete ich zu meinen Gunsten. Offenbar hatte sie mehr als die alltägliche, allen Reisenden eigene Neugierde veranlaßt, einen Blick in das Fremdenbuch zu werfen, sonst hätte sie mein unerwartetes Eintreten weniger betroffen gemacht. Einen Augenblick standen wir uns schweigend gegenüber. Eben war ich fertig gerüstet und bereit, die seltene, fast noch nie dagewesene und Alles umfassende Frage an sie zu richten: „Wie haben Sie geschlafen, Fräulein?“ — als sie mit einem Mal alle Discussion über Schlaf, gute Nachtruhe nach tüchtiger Müdigkeit, fröhliches Erwachen, Wetter u. s. f. übersprang und mit wiedergewonnener Ruhe freundlich zu mir sagte: sie habe eben meinen Namen gelesen und wenn sie sich nicht sehr täusche, schon oft von mir sprechen und erzählen hören und zwar von meinem Freunde Dr. Leyer.

Indem sie dies sagte, nahm sie den Hut ab und gab somit den beabsichtigten Morgenspaziergang auf.

Nun hatte ich mich also nicht geirrt. Vor mir stand in voller herrlicher Lebensgröße, der Stolz meiner heimathlichen Residenzstadt, das Ideal Karl Leyers, der

Gegenstand der Wünsche des Grafen Gronau. Und in der That, das Werben um diese majestätische Erscheinung galt einem hohen Ziel. Untadelhaft mußte selbst dem geübten Künstlerauge der schlanke Wuchs erscheinen. Mild und freundlich, in diesem Augenblicke sogar schalkhaft, leuchteten die Augen, deren Blau, wenn der Volksmund Wahrheit sprach, Treue und ein gutes Herz verkündeten. Die gewöhnlich bleichen und sogar vereinzelte Spuren von Sommerflecken zeigenden Wangen waren noch leicht geröthet. Die ganze Gestalt erschien mir frisch, duftig und überwältigend, gleichsam als Symbol eines reizenden Morgens, wie ich deren in der Schweiz so viele erlebt hatte. Und in Wahrheit, dieser Moment war auf meiner Reise Sonnenaufgang.

Mit dem Namen Leyer hatten wir ein reiches Thema für die Unterhaltung gewonnen. Seitdem ich später gehört, daß meinem Freunde in dieser Stunde die Ohren nicht geklungen, daß er vielmehr nach seiner besten Erinnerung nur mit Heilgymnastik beschäftigt war, habe ich allen Glauben an die bekannte Sage vom Klingen des rechten oder linken Ohres verloren. Nachdem ich dem Rath Schröder und dessen Schwester, die, während wir sprachen, in den Salon eingetreten waren, noch einmal vorgestellt worden und zwar als derjenige, welcher — —, setzten wir unser Gespräch bei dem gemeinsamen Frühstück fort. Die Urtheile über den Men-

schen, Dichter, Doctor, Krieger und Kaufmann waren sehr übereinstimmend. Tochter, Vater und Tante anerkannten das gute Herz und das bedeutende, aber gänzlich zerfahrene Talent Leyers, dagegen sprachen sie in bedenklicher Weise über seinen Gesundheitszustand, so daß ich vollständig von der Resultatlosigkeit seiner Werbungen um Fanny Schröder, obgleich diese weder in Worten noch Blicken irgendwie angedeutet wurden, überzeugt war. Aus Allem merkte ich, daß Karl Leyer in bekannter Redseligkeit, wahrscheinlich verlegen um irgend einen neuen Stoff der Unterhaltung, viel von mir und zwar in höchst lobender Weise gesprochen hatte. Als der Criminalrath meinte: ich habe einen schweren Verlust erlitten, stieg mir das Blut heftig in den Kopf. Damals glaubte ich, die Scham, daß ich nur einige Monate nach dem Tode des Bruders so fröhlich und zungenfertig dasitze, sei die einzige Ursache meiner Aufregung, später aber mußte ich leider erfahren, daß, wie es so häufig im Leben geht, mir selbst unbewußt, noch ein anderes Etwas die brennende Röthe mit verursacht hatte. — —

Was soll ich von unserer weiteren gemeinsamen Wanderung niederschreiben? Der Himmel war trüb, ich aber heiter und selig, wie ich es selten gewesen. Schön ist es einsam in so gewaltiger Pracht der Natur zu schweifen, schöner mit einem Freunde bald still und in

sich gekehrt, bald jauchzend vor Lust in der dem fröhlichen Uebermuthe der Jugend entsprechenden Frische des Morgens zu wandern. Das höchste Glück aber ist es — — und wer es nie genossen, scheint mir um die weihevollsten Stunden des Lebens betrogen — — an der Seite eines schönen, fesselnden Weibes zu pilgern durch eine bald großartige, bald anmuthige und liebliche Landschaft. — Nichts mehr weiß ich im Einzelnen von der Tiefe und Breite der Schlucht, durch welche tobend der Rhein braust, nichts mehr von der Höhe und Beschaffenheit der Felsen, die ihn einengen, das aber weiß ich, daß die via mala für mich keine via mala war und daß die Stunden, welche ich auf ihr zubrachte, mir unvergeßlich bleiben und gesegnet, dreimal gesegnet in meiner Erinnerung sind.

Nichts ist poetischer als das Werden und Keimen der Leidenschaft. Es ist dies ein geheimnißvolles, unbeschreibliches, ahnungsreiches Frühlingswehen im Gemüthe des Menschen. Ist sie einmal wild und heftig aufgelodert und gar schon sieggekrönt, dann sind der unreinen Elemente viele hinzugekommen und Erschlaffung und Enttäuschung bleiben nicht aus.

Was in mir vorging, verrieth ich durch die außerordentliche Lebendigkeit und Mittheilsamkeit, die mir gerade sonst nicht eigen war. Von Thusis nach Andeer hatten wir einen Wagen genommen, der aber mehr für

das Gepäck als für uns da war. Wir legten die größte Strecke des Weges zu Fuß zurück. In Andeer erwarteten wir die Post und hatten das seltene Glück, den Wagen leer zu finden. In Splügen wurden die Pferde gewechselt und Postillon und Conducteur stärkten sich gewaltig durch Speise und Trank zu der Fahrt nach dem Lande, in welchem das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht und in Höhlen der Drachen alte Brut wohnt. Da ich oft in meiner Heimath die Wahrheit des Satzes: „Wer gut schmiert, der gut fährt," erprobt hatte, so versuchte ich mit glücklichstem Erfolg zwei Flaschen Wein als Schmiere zu verwenden, ohne zu ahnen, in welche Lage ich demnächst durch die übertriebene Gnade des Conducteurs gerathen sollte. Da die Ufer des Como-Sees das Ziel unserer Fahrt bildeten und wir also dreizehn Stunden im Postwagen zuzubringen hatten, so eilten wir, während die Pferde angespannt wurden, voraus, um so lange als möglich unsere Füße in Thätigkeit zu erhalten.

Unweit des Dorfes Splügen standen oder wandelten truppweise in ihrem Sonntagsanzuge Bursche und Mädchen und wir sahen hier zum ersten Male diese braunen Gesichter mit den dunkeln unheimlich blitzenden Augen. Die Blitze aus den Augen der jungen Männer aber galten meiner schönen Reisegefährtin, welche überhaupt die Aufmerksamkeit in hohem Grade zu erregen schien.

Von einer Truppe zur andern riefen sich die Männer zu. Die, welche vor uns waren, wandten sich um oder blieben stehen und ließen scherzend und lachend uns vorüber wandern. Während sie die Hände auf das lebhafteste bewegten, waren die in unheimlichem Glanze leuchtenden Augen immer ruhig und fest auf die edle neben mir herschreitende Gestalt gerichtet. Einzelne Ausrufe in romanischer und somit uns unverständlicher Sprache galten ihrer Schönheit. Viel weniger gnädig schien man mich zu betrachten. — Die Aufregung dieser kecken Gesellen theilte sich mir mit. Ich kam mir in der öden Gebirgsgegend wie verzaubert vor. Als guter Deutscher dachte ich an Räuber, Angriff, ritterliche Vertheidigung u. s. w. — Zur rechten Zeit knallte der Postillon mit der Peitsche und ein Blick auf den Postwagen, der friedlich, obgleich von sechs prächtigen Pferden gezogen, sich uns näherte, gab mich der Wirklichkeit wieder. Wir erwarteten den Wagen. Der Criminalrath und seine Schwester stiegen ein und eben wollte Fanny Schröder folgen, als ich ihr vorschlug, noch eine Strecke zu gehen, da wir lange genug eingepackt sitzen müßten. Als sie einen Augenblick zauderte, meinte der Conducteur, der mit stark geröthetem Gesicht an der Wagenthüre stand und bemerkt hatte, daß ich sehr gerne die Fußwanderung fortsetzen würde, wir hätten hundert und hundertmal Gelegenheit zum Einsteigen, bei den langen

Schlangenwindungen des Weges könnten wir jeden Augenblick den Wagen wieder erreichen, selbst wenn er momentan einen Vorsprung gewonnen hätte. Ohne lange zu fragen, ob wir einwilligten, schlug er die Thüre zu und vorwärts ging es.

Wir schritten einige Minuten dicht neben den Pferden her. Der Conducteur, welcher vorausgeeilt war, hatte unterdessen zwei Mädchen eingeholt und kam, an jedem Arme eine führend, auf den Wagen zugeschritten, öffnete nach einigen Späßen mit dem Postillon die Thüre des Coupes und stieg mit den durchaus nicht widerstrebenden Schönen, die ihn unzweifelhaft erwartet hatten, ein. Wie ein Pascha pflanzte er sich auf dem mittleren Platze auf. Zu beiden Seiten saßen die Splügenbewohnerinnen. Er schien keine zu bevorzugen, sondern theilte vielmehr zur Rechten und zur Linken so mündlich als möglich seine Gnade aus. Bald aber schien er übergnädig zu werden, denn die Mädchen schrieen lachend auf, schlugen nach ihm und es entspann sich ein Handgemeng, welches uns veranlaßte, still zu stehen und über die gewaltigen Schlangenwindungen des wunderbar angelegten Bergweges nach dem schon ziemlich entfernten Dorfe Splügen zurück zu schauen und unsere Betrachtungen anzustellen. Es schien aber, als hätte in dieser öden, wohl fünftausend Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden, von der Natur gänzlich

vernachlässigten und vergessenen Gegend der Himmel die Menschen besonders innig und liebevoll geschaffen, denn unter uns erblickten wir einzelne Gruppen, welche in Variationen das Thema des Conducteurs behandelten. Unsere Verlegenheit war groß. Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, dann erzählte ich, indem wir dem Wagen in einiger Entfernung folgten, daß mich die braunen Gestalten an italienische Räuber gemahnt hätten und daß der belesene Deutsche überhaupt seine Bücher nirgends ganz vergessen könne. Meine Land- und Seeräubergeschichten mußten keinen großen Eindruck auf meine Begleiterin gemacht, wenigstens ihre Ruhe und gute Laune nicht wieder hergestellt haben, denn sie zeigte sich sehr aufgeregt, als wir um eine Ecke bogen, zur Rechten Wald, zur Linken eine gänzlich kahle und öde Schlucht und vor uns eine lange ziemlich ebene Windung des Weges hatten, auf welcher der Wagen nicht mehr zu erblicken war. Ich vertröstete sie auf die nächste Biegung. Auch hier war er nicht mehr zu sehen. Dagegen kamen die beiden Mädchen aus dem Dorfe Splügen auf uns zu und suchten so schnell als möglich vorbei zu kommen. Wir bereuten, sie nicht gefragt zu haben. All mein Zureden war vergeblich. Eine flammende Röthe überzog das Gesicht meiner Begleiterin, indem sie ihre Schritte beschleunigte. Wir kamen zur nächsten Ecke und die Röthe ging in Todtenbläße über, als auch

hier ziemlich eben und gänzlich verlassen der Weg sich vor uns ausbreitete und eine Biegung machte, die in das Thal hinab zu führen schien. Einen Augenblick stutzten wir. Wiederum strömte das zu dem Herzen zurückgetretene Blut nach den Wangen, wiederum verdoppelte das schöne Mädchen seine Schritte. Eine furchtbare Aufregung erfaßte mich selbst. Tausend Gedanken und Empfindungen durchkreuzten sich. Vergeblich redete ich mir ein, daß ich gelesen und gehört hatte, der zu dem Splügen-Paß führende Weg sei so vorzüglich angelegt, daß selbst schwere Fuhrwerke keinen Vorspann gebrauchten und daß folglich, sobald man sich dem Gipfel näherte, die Windungen der Straße lang und dicht nebeneinanderlaufen und dem Fußwanderer gestatten mußten, mit leichter Mühe die größten Strecken abzuschneiden. Vergeblich sagte mir meine Vernunft, daß man in jedem Fall auf uns warten und der Vater sein Kind nicht auf dem Splügen zurücklassen würde.

Ich war Neuling in der Alpenwelt und die unglaubliche Einöde der Natur erfüllte mich mit Schrecken. Ueber uns wölbte sich trüb' und einförmig der Himmel. Unser Auge strebte scheu empor an starren kahlen Felsenmassen, um welche sich qualmende Nebel gelagert hatten, die ab und zu von einem Luftzuge bewegt wurden und dann einen gespenstischen Tanz um die zum Theil in einzelnen Zerklüftungen mit ewigem Schnee bedeckten

Felsenhäupter hielten. Die nicht sehr tiefen Schluchten zu unserer Linken waren trostlos unfruchtbar und kahl. Den Rückblick nach dem Dorfe Splügen gestatteten schon längst die Krümmungen des Weges nicht mehr. Und so fanden wir uns denn einsam in dieser Einöde auf der stundenlang im geschlängelten Zickzack bergansteigenden, rauhen und unwirthbaren Straße.

Meine Reisegefährtin hörte gar nicht mehr die aufmunternden Worte, welche ich zu ihr sprach. Ich ergriff ihren Arm. Sie ließ es mechanisch geschehen. Als ich sie aber kräftig zu stützen suchte, ihre Hand in der Meinigen hielt und die Wärme menschlichen Lebens fühlte, da wich mit einem Male das unheimliche Frösteln, das mich ergriffen hatte, einer unbekannten Gluth, welche das kindische Zagen verbannte und mir die volle, ja gesteigerte Manneskraft wieder verlieh. Zunächst hemmte ich die Eile meiner Begleiterin, die nothwendig ihre Gesundheit erschüttern mußte. Dann sagte ich ihr Alles das fest, ruhig und überzeugend, was auf mich selbst zehn Minuten früher keinen Eindruck gemacht hätte. — Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rief denn auch diesmal — — den Postwagen herbei. Wir hörten eine Peitsche knallen, der Wald zur Rechten, welcher immer armseliger geworden war, endete und gerade auf der Seite, auf welcher wir den Splügen-Paß

nicht vermuthet hatten, breitete sich ein riesiger kahler Bergrücken aus.

Zehn Minuten darauf saß Fanny Schröder an der Seite der ängstlich besorgten Tante, welcher Postillon und Conducteur schon seit einer halben Stunde Muth ein- und somit auszureden suchten, daß der Postwagen halten müsse, um uns zu erwarten. Der Conducteur machte ein außerordentlich pfiffiges und verständnißinniges Gesicht, als er mich mit besonderer Betonung fragte, ob ich nun einsteigen wolle. Meine Aufregung aber war zu groß. Ich hatte, als wir, noch vom Walde geschützt, die Peitsche knallen hörten, in der Freude meines Herzens die Hand meiner Begleiterin an meine Lippen gepreßt und mit ebensoviel Leidenschaft als Geschick oberhalb des Handschuhes ihr mit dem Munde wiederholt den Puls gefühlt. Daß dies aber ein gefährliches Experiment war, verspürte ich an meinem pochenden Herzen und an der Gluth, die mich mächtig erfaßt hatte.

Mich störte die rauhe Bergluft wenig, als ich, den Fahrweg verlassend, so schnell als möglich den Gipfel des Splügenpasses zu erklettern strebte, um endlich, endlich einen Blick in das gelobte, heiß ersehnte Land hinab zu thun. Indem ich muthig die kahle Anhöhe emporstieg, sang ich gewaltig kräftig und gewaltig falsch, aber aus der tiefsten Tiefe des Herzens kommend, die

berühmte, den vollen Farbenzauber und Reichthum Italiens enthaltende Strophe:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?

Noch einige Schritte und ich war oben und stand an der Grenze der Lombardei und ich sah, gelehnt an den Pflock mit dem Adler von Oesterreich, das ungeheure Nichts oder vielmehr Schnee zu meinen Füßen und Nebel rings um mich. „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?" Der Edmund Müller sucht im Nebel seinen Weg. So lautete es nun. Der sanfte Wind aber, der vom blauen Himmel wehte, war so kalt und eisig, daß ich mich herzlich freute, als ich den Wagen erblickte und der vorauseilende Conducteur mir ein Fläschlein mit Branntwein darreichte, so daß also Schnaps das erste sein sollte, was ich im Lande, in welchem die Myrthe still und der Lorbeer hoch steht, genoß. Nachdem ich noch einen riesigen, mit Muße halb aus Schweizer- und halb aus italienischem Schnee angefertigten Schneeballen mit der Bitte in den Wagen gereicht hatte, den italienischen von dem der Schweiz zu unterscheiden, stieg ich ein und die Fahrt nach Italien begann.

Und welch eine Fahrt! In meinem Leben werde ich sie nicht vergessen. Wie die Straße sich hinauf geschlän-

gelt, so senkt sie sich nun allmählich in unzähligen Windungen an der Bergwand hin, nur mit dem Unterschiede, daß zur Rechten ein furchtbarer, mitunter siebenhundert Fuß tiefer Abgrund gähnt. — Zunächst überraschte mich nur die rasende Geschwindigkeit, mit welcher der Postillon fuhr, und die Wucht, mit welcher er bisweilen seine Peitsche anwandte.

Da aber bewegte mit einem Male ein Luftzug die schichtweise über dem Abgrund gelagerten Nebel. Ein Schrei des Erstaunens und Schreckens entfuhr uns, indem wir an schroff abgerissenen und chaotisch verworrenen Felsenmassen hinab in einen furchtbaren Schlund schauten. Schaudernd hing unser Auge an diesen fürchterlichen, von den Erdrevolutionen aufgethürmten und wieder zerklüfteten und zerrissenen Massen. Ein die Pferde aufmunternder Schrei des Postillons erschallte. Der Wagen fuhr mit unglaublicher Schnelligkeit um einen Vorsprung des Berges. Abermals verdeckten für den Augenblick Nebelschichten den gähnenden Abgrund. Von Neuem von dem Luftstrome durchbrochen, wurden sie gleich unheimlichen Nachtgestalten den Felsenspitzen zugetrieben. Wiederum war der Blick in den Abgrund frei, von dem uns nur ein niedriges Holzgeländer trennte. Ein gewaltiger Raubvogel umkreiste eine Zeit lang eine Felsenspitze und schoß dann mit Blitzesschnelle in die Tiefe, aus welcher stürzende Gewässer bis zu uns herauf

tobten. — Ein Fehltritt der Pferde, eine Unachtsamkeit des Postillons und wir lagen rettungslos zerschmettert in der Schlucht! — Weiter ging es im Fluge. Vorüber an zahlreichen Cantonieren, in welchen bei Schneestürmen geläutet wird, um den Wanderern den rechten Weg zu zeigen. Wiederum lagen mehrere Biegungen der Straße hinter uns, da wurde mit einem Male die Stille der luftigen Höhe unterbrochen durch einen einfachen, aber wunderbar ergreifenden Gesang, welchen, vermischt mit dem Schellengeläute der Heerden, ein milder Luftzug zu uns heraufbrachte. Heiße Thränen füllteu in diesem Augenblicke meine Augen. Wahrhaft gebannt lauschte ich in das Thal hinab, in welchem dunkle breitblättrige Kastanien den Hirten, die Heerde und rauschende Gewässer meinen Blicken entzogen.

So lag denn das Unheimliche, Nebelhafte und Gespenstische der Splügenfahrt hinter uns. Bald floß die grüne, schäumende, durch Regengüsse angeschwollene Lira uns zur Seite und steinerne, von mächtigen Kastanien beschattete Häuser mit platten Dächern und kaum sichtbaren Fenstern verkündigten, daß wir wirklich in Italien waren, wofür auch das müßige, malerisch gruppirte und noch malerischer zerlumpte Gesindel sprach, das jetzt bei untergehender Sonne im Freien gelagert die Freuden des dolce far niente genoß.

X.

Die Fahrt über den Splügen hatte mich furchtbar aufgeregt. Schwerlich wäre bei schönem Wetter und heiterem Himmel der Eindruck derselbe gewesen. Statt uns nun in Chiavenna Ruhe zu gönnen, eilten wir, da unser Postschein nach Colico lautete und da der Deutsche bekanntlich, was er bezahlt hat, auch genießt, selbst wenn er darüber zu Grunde gehen sollte, an die Ufer des Sees zu kommen. Hier aber gestaltete sich das Wetter so abscheulich, daß wir es für rathsam hielten, so rasch als möglich in Mailand unser Hauptquartier aufzuschlagen. Doppelt verwünscht war mir diese Eile, da ich Fieberfrost verspürte und mich offenbar auf der Höhe des Splügen tüchtig erkältet hatte. Daher beschäftigte ich mich denn während der Fahrt auf dem Como-See mehr mit der Krankheit meines Bruders als mit der Villa Sommariva und der Villa Serbelloni.

Wir hatten beschlossen, in Mailand im Hôtel de la ville abzusteigen. Da ich aber in meiner wechselnden

Aufregung und Abspannung schon tüchtige Grundlagen zu einem kräftigen Nervenfieber zu verspüren glaubte und folglich von Krankenlager, italienischen Aerzten, furchtbaren Kosten, Geldmangel auf der Lordschaftsreise u. s. w. phantasirte; da ich ferner die entschiedene Abneigung der Italiener gegen Alles, was deutsch sprach, bemerkt hatte, so war ich sehr glücklich, als ich in meinem Bädecker las: „Drei Schweizer, bescheiden aber ordentlich, deutscher Wirth." Das paßte für mich. Bescheiden war ich von Haus aus, doppelt bescheiden als Schulmeister und Collaborator. Ordentlich war ich auch. Mindestens hatte ich, soviel ich im Augenblicke wußte, keines der wichtigeren von den zehn Geboten übertreten. Vollständig wie Musik aber klangen für mich die Worte: „Deutscher Wirth".

Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Das halte fest — — —

So kam es denn, daß ich mich für den Augenblick mit schwerem Herzen von meinen Reisegefährten trennte und in den Schweizern mein Glück versuchte. Das Zimmer, in welches ich gewiesen wurde, war fast zu bescheiden und zu ordentlich, die Bedienung aber wahrhaft vorzüglich. Als ich auf die wiederholte freundliche Frage des Kellners, was ich wünsche, endlich erwiederte: „Schlaf, viel Schlaf!" — fehlte wenig, so hätte er mich ausgezogen und ins Bett gehoben.

Um neun Uhr Morgens legte ich mich halb angekleidet nieder und um drei Uhr Mittags erwachte ich. So war denn mein Wunsch erfüllt. Ich hatte einen langen Schlaf gethan. Alle Nervenfieberkeime waren verschwunden. Meine ersten Gedanken galten Fanny Schröder. Dann besann ich mich, was ich wohl geträumt habe und es kam mir vor, als wären meine Träume pikanter Natur gewesen. In diesem Augenblicke fiel mein Auge auf den weißen Bettvorhang, den ich rings um mein Lager gezogen hatte und an dem ich einen und bald noch einen, dann einen dritten und vierten dunkeln Fleck gewahrte. Das unheimliche dieser Flecken bestand darin, daß sie sich bewegten und daß endlich sogar einer auf mein Bett fiel. Jetzt sprang ich mit zwei Füßen zugleich heraus und siehe da, ich hatte vor mir cimicem communem oder die gemeine Bettwanze, die, naturwissenschaftlich untergebracht, zur Ordnung der Halbdeckflügler gehört. Als ich so viele Halbdeckflügler um mich herum sah, fiel mir seltsamer Weise eine Stelle aus den Memoiren von Silvio Pellico ein. Der berühmte Gefangene ruft nämlich, als er sich nach seiner Verhaftung in der ihm angewiesenen Zelle umsieht und rechts, links, oben und unten Gefängnisse entdeckt, bekanntlich aus: carceri di qua, carceri di là, carceri di sopra, carceri dirimpetto! Während ich nun meine Kleider, in denen ich auch pulicem irri-

tantem oder den gemeinen Floh vermuthete, tüchtig ausschüttelte, besann ich mich in einem Einfall guter Laune auf das italienische Wort für Wanze, fand endlich cimice, wunderte mich über die weiche und schmeichelnde Bezeichnung dieses herben und beißenden Geschöpfes und deklamirte dann, indem ich mich respectvoll von den dunkeln und herabfallenden Flecken entfernt hielt: „cimici di qua, cimici di là, cimici di sopra, cimici dirimpetto, allüberall cimici und was für cimici!"

Bald aber legte sich meine Heiterkeit. Unmöglich konnte ich eine Nacht, den zahllosen cimici zur Beute, von denen ich bis jetzt nur die Vorposten und Plänkler gesehen hatte, in diesem Zimmer zubringen. Dazu kam, daß sich, wie immer im Leben, das Komische an das Erhabene eng anschloß. Zu meiner Scheu vor den Halbdeckflüglern gesellte sich die mit mir selbst wieder zu neuem vollen Leben erwachte Sehnsucht nach Fanny Schröder. Wie aber sollte ich der Höflichkeit des Wirthes und der Kellner entrinnen und aus einem Gasthofe kommen, in dem ich nur einen Tagschlaf gehalten hatte. Ich stieg hinab, suchte durch feine und theure Auswahl meines Mittagessens die Befehlshaber der drei Schweizer günstig zu stimmen, verlangte Rechnung und Droschke und führte dann den Oberkellner, als er sich gar nicht beruhigen wollte und Alles unglaublich und unerhört fand, hinauf, zeigte ihm einige Vorposten

und sprach mit Nachdruck die bedeutungsvollen Worte: „Und dies nennt Bädecker bescheiden und ordentlich.“

Im Hôtel de la ville angekommen, ließ ich mich sogleich bei meinen Reisegefährten melden. Als ich in das Zimmer eintrat, fuhr ein Wetterleuchten der Freude über die schönen Gesichtszüge Fannys und ein Blick der freundlichen blauen Augen zündete in den meinen und drang wohlthuend in mein Herz ein. Unverkennbar war der Jubel, mich gesund und wieder in ihrer Nähe zu sehen und noch unverkennbarer der Eindruck, als ich erklärte, ich würde sie bis Genua begleiten und dann meine Rückreise über Mailand, Venedig, Triest und Wien antreten.

Die vier Tage unseres Aufenthaltes in der Stadt, in welcher der Deutsche hauptsächlich als cane tedesco und als einer razza inferiore angehörig betrachtet wird, habe ich in meinen Reiseskizzen zu schildern versucht. Für mein Leben sollte erst der Aufenthalt in Genua entscheidend sein.

Die Fahrt nach der berühmten Seestadt wurde durch eine furchtbare Hitze und entsprechenden Staub äußerst qualvoll. Erst als wir über das Schlachtfeld von Novara fuhren, lebte ich auf. Hier hatte die razza inferiore zum letzten Male deutsche Hiebe ausgetheilt und dem „Schwert von Italien“ den Degen entrissen. Die Leb=

haftigkeit, mit welcher ich meinen Reisegefährten Einzelheiten der Schlacht mittheilte und die Namen Novara, Radetzky u. s. f. aussprach, erregte die Aufmerksamkeit der andern Mit-Passagiere und aus den finstern auf mich gerichteten Blicken konnte ich schließen, was in den Italienern vorging. Ich schwieg, da ich nicht verletzen wollte. Traurig aber stimmte mich die Frage, was wohl in ähnlichem Falle, etwa auf dem Schlachtfelde von Jena, Deutsche Franzosen gegenüber gethan haben würden. Sicherlich würde einer der Gesellschaft seine sieben französischen Brocken zusammengerafft und ausführliche Erklärungen und Erläuterungen deutscher Schmach und Schande gegeben haben. Denn das ist, wie ich während meines nur kurzen Aufenthaltes in fremden Ländern häufig sehen konnte, das Niederträchtige in dem Character so vieler unserer Landsleute, daß sie augenblicklich das Heimathland, welches ihnen heilig sein sollte, verläugnen. Lasse einen Deutschen in Frankreich, Italien oder Spanien reisen und er wird sich für einen Franzosen ausgeben, wenn auch seine Sprachkenntnisse sich nicht viel über: je n'en—g sais rien—g erheben und wenn seine Aussprache der Art ist, daß ein französisches Ohr bei jeder Sylbe einen Schlag erhält und daß sie an den kleinen Franzosen oder die Kunst in vierzehn Tagen aus sich selbst französisch zu lernen, erinnert, in welchem bekanntlich als Wegweiser für die

Aussprache von qu'est ce que c'est zu finden ist: „lies: — käs kesä."

Schicke die Schwester dieses käs kesä Franzosen ein Jahr als Gouvernante nach England und sie wird ebenso englisch sein wie der Bruder französisch, wenn auch ihr Vorname Gretchen und ihr Zuname Holz oder Klotz, oder Pflock, oder gar Holzklotzpflock lauten sollte, sie wird schon eine Möglichkeit finden, den Holzklotzpflock zu englisiren!

In Alessandria brach die Nacht herein und zwar eine sternlose, schwüle, Gewitter drohende Nacht, so daß wir also die berühmte Fahrt durch die Apenninen im Dunkeln machen mußten. Nach elf kamen wir in Genua an, und stiegen im Hôtel Feder ab. Wir verlangten um jeden Preis Zimmer nach der See. Man bedeutete uns, daß wir in diesem Falle sehr hoch steigen müßten. Ich bestand auf meinem Wunsche, da ich gelesen hatte, daß hoch und nobel wohnen in Genua eins und dasselbe sei. Darauf wurde ich der besonderen Obhut eines Kellners anvertraut und wir beide stiegen und stiegen Trepp auf und Trepp ab und wieder Trepp auf, so daß es bald viel zu nobel wurde und mir der mit dem Licht voranschreitende Kellner anfing, fürchterlich zu werden. Wieder ging es eine Treppe hinunter und drei Treppen hinauf. Entsetzt fragte ich, ob man denn in Genua die Fremden auf dem Speicher einquartiere? Endlich

gelangten wir an einige aus sehr gewöhnlichem Holze verfertigte Dachkammerthüren und nach heftiger Anstrengung vermittelst eines Schlüssels in eine italienische Mansarde. Mit der Bemerkung, daß ich Morgen nach der Abreise Sr. Majestät des Königs von Holland, der sich mit zahlreichem Gefolge hier befinde, ein schönes Zimmer einige Stockwerke tiefer erhalten könne, verließ mich der Kellner, dessen Frack, Weste und Hosen ich mir noch einmal genau betrachtete, um mich zu vergewissern, ob ich mich wirklich im berühmten Hôtel Feder befinde. Zeug nnd Schnitt waren untadelhaft und wirkten ebenso wie der grade Scheitel in Mitte der fein frisirten Haare beruhigend. Nun öffnete ich mein Fensterlein mit den Worten:

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen — — —

Wie sehr aber auch meine Blicke durch die schwüle Finsterniß zu dringen suchten, nichts sah ich vor, nichts über und unter mir. Nur ganz in der Ferne flackerte, das ewige Meer verkündend, das Feuer des Leuchtthurms.

Ermüdet suchte ich mein Lager, auf welchem mich der schreckhafte Gedanke überfiel, daß auch die cimici

der Sonne nachstreben und die Höhe lieben. Dann traten freundlichere Bilder vor meinen Geist.

In den nächsten Tagen mußte ich meiner schönen Begleiterin meine Neigung gestehen, welche sie erwiederte, denn das hatte mir ihr Auge, das hatte mir ihre Hand, die so oft beim Ein- und Aussteigen in den Wagen in der meinen ruhte, verrathen. Ich mußte über mich selbst lächeln, wenn ich daran dachte, wie wenig ich zum Helden eines Romanes tauche. Wochen befand ich mich nun schon in der Nähe der gefeierten Sängerin, die mich bevorzugte und noch stand ich beim Druck der Hand. Meine Unbrauchbarkeit zum Romanhelden rief mir eine Scene ins Gedächtniß zurück, die sich ereignete, als ich zum ersten Male die See sah. Ich hatte, als ich ein Seeschiff betrat, so viel mit den Werken Coopers zu thun, daß ich beim Hinabsteigen, immer beschäftigt meine Helden und Heldinnen in den Räumen, welche ich gesehen, unterzubringen, ausrutschte und sehr unseemännisch auf den Hinterkopf fiel.

In der freudigen Hoffnung, morgen wieder ein Seeschiff zu besteigen, schlief ich ein. Und siehe! — im Traum befand ich mich auf einer Fregatte. Die See ging hoch; ein furchtbarer Gewittersturm hatte sich erhoben. Der rollende Donner übertobte das Brüllen des Windes. Ein Blitz fuhr herab und zündete. Todesangst erfaßte mich, als ich die Flammen an dem

Schiffe gierig emporlecken sah. Noch wenige Schritte und sie mußte die Pulverkammer erreichen. Ich betete heiß und innig. Wieder fiel mein Blick voll Verzweiflung auf die Flamme. Noch eine Secunde und wir waren alle verloren. Ein furchtbarer Schlag erfolgte.

In Schweiß gebadet erwachte ich und mein ganzes Zimmerchen erglühte in grellem Lichte, das augenblicklich wieder einer vollständigen Finsterniß wich. Der Wind raste über die Dächer und an mein Ohr schlug das Geräusch des niederrauschenden Regens und der wogenden See. Abermals erfüllte ein greller Blitzstrahl das Zimmer und mit dem Rollen des Donners vermischte sich das Knarren und Krachen der Läden, die mit furchtbarer Gewalt vom Sturme auf und zu geschlagen wurden. Ich suchte meinen Kopf in den Kissen zu verbergen, aber ein Blitz jagte den andern und das Zuschlagen der Läden an meinem Dachfenster verursachte einen Höllenlärm. Eine Zeit lang schwankte ich, ob ich sie beiziehen sollte. Endlich erhob ich mich, tappte nach dem Fenster und öffnete es. Ein Blitz fiel und Herr des Himmels! — wie angebannt und niedergeschmettert stand ich und starrte über tausende und tausende von schwankenden Masten, deren Tauwerk von dem Feuermeer zauberhaft erleuchtet erschien, auf die tief unten schäumende und tobende See. Ein furchtbarer Schauer hatte mich erfaßt, ich zitterte an allen

Gliedern aber weichen konnte ich nicht. Ich fühlte, was ich seit Jahren nicht gefühlt hatte, die Allmacht Gottes, die sich mir offenbarte in diesem überwältigenden Naturschauspiel. Während Blitz auf Blitz fiel und ich bald über das wogende Meer nach dem Leuchtthurme, bald in die Tiefe auf den dicht unter mir sich ausbreitenden, vom Sturme bewegten Mastenwald schaute, bemächtigte sich meiner eine wahrhaft heilige Stimmung und als ich mich wieder, vom Schein des Blitzes geleitet, nach meinem Bette zurück schlich, da war ich in der fremden Stadt, von allen Menschen verlassen, hoch oben in der einsamen Dachkammer doch nicht allein, das fühlte ich, als aus der tiefsten Tiefe des Herzens ein, wenn auch nicht in Worte gefaßtes, doch heißes und inniges Gebet zum Himmel emporstieg.

Nach einem erquickenden Schlummer erwachte ich und eilte zum Fenster. Die Sonne hatte sich bereits als flammende Feuerkugel erhoben und ihre warmen Strahlen schmeichelten sich in die Frische des Morgens ein. Vor mir breitete sich das von dem Gewittersturme der Nacht noch immer grollende und Wellen schlagende Meer aus. Im Hafen hatte das regste Treiben begonnen. Ich selbst befand mich, nahe dem Himmel, in einer Dachkammer und somit im siebenten Stocke eines sechsstöckigen Hauses, drei Stockwerke über dem schon sehr nobel logirenden König von Holland. Nachdem ich mich angekleidet, suchte ich von meiner Höhe

herabzukommen. Beim Frühstück theilte ich meine Erlebnisse der Nacht mit und die Fahrt nach der berühmten Villa Pallavicini wurde unternommen. In meinen Reiseskizzen war ich nach Kräften bemüht, den unbeschreiblichen Reiz dieser Villa mit ihren feenhaften Anlagen und Lusthainen zu schildern. Eins aber habe ich nicht erwähnt. Ermüdet von der fast anderthalbstündigen Wanderung hatte sich der alte Criminalrath mit seiner Schwester auf einer Bank niedergelassen, während Fanny Schröder und ich, geleitet von dem Gärtner der Villa, die letzte Anhöhe und auf dieser einen mittelalterlichen, mit Zinnen gekrönten Thurm erstiegen. Kaum waren wir oben angekommen, so entfernte sich der Führer. Wir blieben allein, standen gebannt und schauten den unvergleichlichen Zauber der Landschaft.

Zur Linken und zur Rechten erhoben sich überall auf der sanft ansteigenden Küste prachtvolle, zum Theil buntbemalte Villen, umgeben von herrlichen Anlagen. Gerade aus schweifte der Blick über den Lorbeer- und Cypressenhain des Gartens nach der von den Strahlen der Sonne beleuchteten, blitzenden, hier und da von einem Dampfer oder Boote belebten See. Alles um uns her war so wunderbar, so frisch, so feierlich und herrlich, als wäre es eben aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Die ganze Natur schien Siesta zu halten. Die weihevolle Stille wurde nur unterbrochen

durch das melodische Plätschern der in der Ferne plaudernden Fontainen. Manchmal bewegte ein leichter Luftzug die regenschweren Blätter der Platanen und brachte zugleich mit dem Murmeln des Meeres eine Fülle von Blumenduft zu uns herauf.

Zum zweiten Male auf meiner Reise erschien ich mir verzaubert, zum zweiten Male wurde ich durch die Hand meiner schönen Begleiterin, die ich unwillkürlich ergriff, der Wirklichkeit und zwar diesmal der herrlichsten Wirklichkeit zurückgegeben. Ob ich etwas sagte und was ich sagte — — ich weiß es nicht. Das aber weiß ich und werde es nie vergessen, daß ich ihr in die feuchten, durch Thränen verklärten blauen Augen schaute, daß ich sie küßte diese verklärten blauen Augen, daß den Lippen alsbald und oft dasselbe wiederfuhr, daß der schöne Kopf an meiner geduldigen Brust ruhte, und daß mir diese Wirklichkeit noch reizender, unendlich reizender erschien als der Zauber der feenhaften Landschaft.

An diesen Zauber der Landschaft aber wurden wir gemahnt durch den Gärtner, welcher kam und mit ziemlich pfiffigem Gesichte die prosaische aber doppelsinnige Frage stellte: „Est ce que vous avez assez?“ Nun hatte ich allerdings in einer Hinsicht assez, in anderer aber erschien es mir in jenem Augenblicke, als wenn der Mensch nie assez bekommen könne, weßhalb ich denn mit der Geschicklichkeit eines Feldherrn

jede Biegung des Weges, jede schützende Platane erspähte und nach dem Satze: „Die Repetition ist die Mutter der Studien“ — fleißig wiederholte, was ich auf der Höhe zu lernen begonnen. Sehr mußte ich dabei den Führer loben, der sich auf mehr als die Behandlung der Pflanzen verstand. Erst später sollte ich auf der Rückreise in Wien erfahren, daß die Führer überhaupt sogar einzelne Plätze haben, zu welchen nicht Alle vordringen dürfen. Dort war ich nämlich einem höchst unwissenden, aber originellen Menschen in die Hände gerathen, der mir häufig, wenn ich ihn nach dem Besitzer eines stattlichen Gebäudes fragte, erwiederte: „Deß weiß kein Mensch nit, wer da drin wohnt!“ Wenn ich nun meinte, die Polizei müsse es doch wissen, so fuhr er fort: „Die Wiener Polizei mag's wohl wissen, die weiß Alles, aber sonst weiß es kein Mensch nit.“ Blieb er in den Anlagen von Laxenburg vor einem Weg, der tief in den Park einschnitt, plötzlich stehen und ich fragte ihn nach dem Grund, so rief er aus: „Ah! deß is nichts für uns, deß brauchen wir nit zu sehen, deß is so ein Platz für junge Liebende.“

In der Villa Palavicini aber gab es, Dank dem Gärtner, viele Plätze für junge Liebende!

Den Mittag unternahmen wir eine Fahrt auf der See, deren Wellenschlag sich noch immer nicht völlig gelegt hatte, so daß die Frauen häufig laut aufschrien

und sich flehend und um Rückkehr zum Ufer bittend an die beiden männlichen Begleiter wandten. Mit großem Entzücken bemerkte ich, daß Fanny sich häufig an mich anklammerte und Schutz suchend meine Hand ergriff. Da mir das unendlich wohl that, zeigte ich mich recht grausam, indem ich vorgab, wir wären immer noch nicht weit genug, um die prachtvolle Lage der in einem großen Halbkreis sich erhebenden herrlichen Stadt völlig bewundern zu können.

So gehörten denn die acht in Genova la superba verlebten Tage zu den glücklichsten meines Lebens. Wenn sich auch das Wort des alten Liedes, nach welchem die Lustbarkeit mit Leide beendet wird, traurig bei mir bewähret hat, so bleibt mir dennoch der Boden heilig, auf welchem sich mein junges Leben rasch zur Blüthe entfaltete und ich zum ersten Male den Rausch beglückter und beglückender Liebe genoß.

XI.

Beim Scheiden hatte ich Fanny versprochen, sobald als möglich nach L . . . . zu kommen. Eine ruhige und ernste Unterredung hatte in Genua zwischen uns nicht statt gefunden. Wir waren, um mit George Sand zu reden, zu sehr beschäftigt „mit all dem unendlichen Nichts einer werdenden Liebe". Die Sehnsucht verkümmerte mir meine ganze fernere Reise. Die Skizzen, welche ich niederschrieb und nur theilweise veröffentlichte, gemahnen mich selbst an die Schilderungen eines Touristen, über welche ich früher herzlich gelacht hatte. Dieser edle Reisende pflegt nämlich zu berichten, hätte ich von der oder jener Stadt diesen oder jenen dreistündigen Ausflug noch unternommen, dann würde ich — — und nun folgt eine durchschnittlich zwanzig Seiten starke Beschreibung — — dies Alles noch gesehen haben.

Völlig qualvoll wurde mir aber bei meiner Rückkehr der Aufenthalt im väterlichen Hause. Die Sehn-

sucht ließ mich nicht ruhen und doch mußte ich, das fühlte ich wohl, wenigstens einen Monat bleiben. Der Vater meinte, ich solle allen Bewohnern des Städtchens ausführlich mittheilen, was ich gesehen und erlebt hatte. Als Oekonom wollte er Früchte von der Reise haben. Oft trieb es mich, der Mutter mein Herz zu eröffnen. Daran hinderte mich aber, daß ich nicht gleich die Wahrheit gesagt hatte. Furchtbar schwer wurde mir das Lügen und ich bemerkte zum ersten Male an mir selbst, wie die kleinste Unwahrheit gleich hundert größere im Gefolge hat. Endlich konnte ich mich losreißen. Ich schrieb an Karl Leyer und bat ihn, ein Zimmer für mich in der Residenz zu miethen. Als Antwort erhielt ich nur: Hurrah! Lindenstraße Nr. 12. Von Morgen an alltäglich in aller Frühe Nachfrage von — Karl Leyer.

Mitte October traf ich in L . . . . ein. Mein Zimmer fand ich prächtig. Ich freute mich auf die Thätigkeit, welche ich in diesen Räumen entfalten wollte. Da ich spät angekommen, war es schon dunkel, als ich meinen ersten Ausgang unternahm. Ich eilte nach dem Theater und las auf dem Zettel: „Teufels Antheil". Die Oper kannte und liebte ich. Sie ist unterhaltend, frisch und anmuthig, wie ein französisches Conversationsstück. Ich fand den Namen Fanny Schröder und mein Herz schlug heftig. — Die schöne Sängerin als Carlo

in Männerkleidung! Ich dachte an meine Eltern, an meinen in streng bürgerlichen Verhältnissen alt gewordenen Vater. Ein seltsames Gefühl überschlich mich; erst als ich mir die Andacht Karl Leyers, der sich gewiß im Sperrsitz befand, vorstellte, würde ich heiterer. Ich hatte der Familie Schröder das Versprechen abgenommen, dem Doctor, Krieger, Kaufmann und Menschen gegenüber unser Zusammentreffen vollständig zu verschweigen. Ich freute mich herzlich, ihn wieder zu sehen, und eilte, da mein erster Gruß keine Spuren von Schminke auf Fannys Wangen finden sollte, nach Haus.

Wenn in einer neuen Wohnung der Traum der ersten Nacht von Bedeutung ist, so mußte sich mein Leben sehr ruhig gestalten, denn ich träumte gar nicht und schlief noch recht fest, als plötzlich furchtbare Faustschläge wider die Thüre mich weckten. Ich fuhr auf und vernahm die Stimme Karl Leyers. Nachdem er auf mein „Wer da?“ gewartet hatte, damit sein Spaß die gehörige Wirkung hervorbringe, rief er:

„Holla, Holla! thu' auf geschwind!
Schläfst, Edmund, oder wachst Du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst Du?“ —

Da ich wußte, wie schnell mein Freund mit seinen Vers-Variationen zu Ende zu sein pflegte, ging ich auf

den Scherz ein. Leider verunglückte mir aber die letzte Zeile meiner Erwiederung völlig.

Ach, Leyer, Du? — So früh am Tag
Als ich noch süß im Schlummer lag;
Geträumet hab ich — — nicht von Dir,
Drum bleib noch stehen vor der Thür.

Der Schlußvers war in der That so traurig, daß ich es dem Tübke-Ueberarbeiter nicht übel nehmen konnte, wenn er den Sängerkrieg nicht weiter fortsetzte, sondern fröhlich lachend ausrief:

„Pfui Tausend! was Verse für einen Collaborator! Jetzt aber mache rasch auf und strenge Dich nicht weiter an!"

Ich folgte seinem Rath, öffnete und sprang geschwind wieder in das Bett zurück. Obgleich ich mit großer Schnelligkeit manövrirt hatte, mußte ich doch die frühere Position noch nicht eingenommen haben, als Karl Leyer eintrat; denn dieser blieb unter der Thüre stehen und variirte die Stelle aus den Hugenotten: „Augen hat sie, wie zwei himmlische Sterne!" — indem er mit Gesticulation mehrmals sang:

„Waden hat er wie zwei do-o-o-orische Säulen!"

Dann trat er auf mein Bett zu, reichte mir die Hand und sagte: „Höre, Deine Beine sind besser, wie Deine Verse. Wenn Du sie, die Beine nämlich, in

Italien geholt hast, so gehe mehr hin. Ich habe meinen letzten Ueberrest von Fülle dort gelassen und wandele gegenwärtig nur noch auf dem Gestell. — — Dir ist wohl die Erbschaft in die Waden gefahren."

Indem er dies sprach, zog er seinen Ueberzieher aus und vor mir stand in braunem, nach dem neuesten Schnitte verfertigten Rocke, in brauner Weste, in enganschließenden entsprechenden Unaussprechlichen der liebenswürdige kleine Mann. Sein Gesicht hatte sich, seitdem ich ihn nicht gesehen, wenig verändert. Nur etwas bleicher und eingefallener waren die Wangen, wodurch die starke, an der Wurzel leicht gekrümmte Nase mehr auffiel. Die kleinen blauen Augen, deren Glanz durch mannigfache Erlebnisse getrübt war, leuchteten nichts desto weniger mitunter außerordentlich mild und freundlich unter der hohen Stirne hervor. Das braune, starke, aber kurz geschnittene Haar war sehr sorgfältig frisirt und gescheitelt. Wie denn auch Backenbart und Gesicht bewiesen, daß Seife und Barbiermesser alle Tage tüchtig angewandt wurden.

Als Karl Leyer glücklich einen Nagel für seinen Rock gefunden hatte, holte er sich einen Stuhl, setzte sich, als ob er reiten wollte, darauf, stützte die Ellenbogen auf die Rücklehne und den Kopf auf die Hand. Nachdem er einige Secunden auf diese Weise in höchst fragwürdiger Sitzung verharrt, rief er plötzlich aus:

„Wie viel Millionen?“

„Was heißt das?“ erwiderte ich, indem ich wirklich im Augenblicke nicht ahnte, was mit der Frage gemeint war. Statt aller Erklärung dehnte er jede Sylbe, indem er wiederholte:

„Wie — viel Millionen?“

Jetzt erst begriff ich, daß von der Erbschaft die Rede war und rief lachend: „Hundert!“ Diese hundert Millionen schienen Karl Leyer ernsthaft zu stimmen. Er ging nicht auf meinen Scherz ein, sondern erwiederte mit einem gewissen väterlichen Nachdruck:

„Ich freue mich, daß Du endlich auf meinem Standpunkt angekommen bist und einsiehst, daß das Wort: „Halte Deinen Mund!“ ein großes Wort ist. Der Spruch: „Schweigen ist Gold!“ findet sich bei allen Völkern, in allen Literaturen. „Mehr als gehütetes Gut, nützt ein gehütetes Wort,“ sagt der edle Grieche x-ios —“

„Lukianos, nicht x-ios,“ fiel ich lachend ein.

„Lukianos oder x-ios,“ — fuhr Karl Leyer fort — „Alles Einerlei, der Sinn bleibt derselbe und das ist die Hauptsache. „Wer nicht zu schweigen weiß, weiß nicht zu reden,“ sagt ein anderer edler Unbekannter aus Rom — —“

„Als zweite unbekannte Größe wahrscheinlich der würdige y—ius,“ unterbrach ich meinen Freund. Und

diese Unterbrechung war in der That nothwendig, denn ich wußte, daß er die seltsame Eigenschaft hatte, ganze Bibliotheken durchzustöbern, um verschiedene Abhandlungen über ein und dasselbe Thema zu studiren. Bei Gelegenheit kramte er denn unbarmherzig sein Wissen aus. Bei seiner Zerstreutheit war aber dieses Wissen noch weniger als Stückwerk. Um mir nun fünfzig Sprüche zu ersparen, nannte ich ihm eine Reihe von Spruchdichtern von Syrus, dem edlen Unbekannten aus Rom, bis zu Rückert, dem edlen Bekannten aus Schweinfurt.

Ich erklärte mich vollständig einverstanden mit dessen Worten:

Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Mach' dir's zu eigen,
Gar vieles sollst du hören und
Vieles verschweigen.

„Gut!" — sagte Karl Leyer — „Wenn Du die Sprüche kennst, spare ich meinen Athem. Bemerken muß ich Dir aber, daß zur rechten Zeit und am rechten Orte und der richtigen Person gegenüber vernünftige Menschen zu sprechen wissen. Nun sind wir zwei uns gegenseitig die richtige Person. Ich habe Dir bereits mein Geheimniß mitgetheilt —"

Bei dieser Stelle der Rede meines Freundes machte ich, um meine Verlegenheit zu verbergen, eine heftige

Schwenkung im Bett und suchte, indem ich scheinbar das Kissen zurecht legte, mit dem Gesicht nach der Wand zu kommen. Dann fragte ich mit stockender Stimme, ob die gefeierte Sängerin von der Reise zurück gekehrt sei und wie sie seine Bewerbungen aufnehme.

„Es scheint," erwiederte Karl Leyer, „daß der Aufenthalt unter dem südlichen Himmel für mich segensreich gewesen ist. Sie unterbricht zwar alle meine Huldigungen oder deutet sie scherzhaft. Dessenohngeachtet ist sie sehr freundlich und gnädig und bietet mir öfter Gelegenheit sie zu sehen, obschon oder vielleicht gerade weil ich meine Bearbeitungen Tübke's eingestellt habe. Es scheint, daß sie keine Verehrerin deutscher Lyrik ist."

„Wie kommt es aber," unterbrach ich den gewesenen Lyriker, welcher aufgestanden war und mit brennender Cigarre im Zimmer auf und ab ging, „daß Du Deine Neigung einer Sängerin zugewandt hast? Nach Deinen früheren Theatererlebnissen, nach dem, was Du mir vor Jahren über Comödianten-Wirthschaft mitgetheilt, hätte ich dies nie geglaubt."

Karl Leyer erwiederte: „Ueber das Leben der Schauspieler denke ich, wie ich früher darüber gedacht habe und kein Wort nehme ich zurück. Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft, — ist das Motto für Alle. Und eine recht garstige Wirthschaft ist hier an unserer Bühne. Als

ich in Bonn Juristerei und Medicin und leider auch den Kopf verwirrende Philosophie studirte, hörte ich eine Vorlesung über französische Literatur. Der Professor, der als echter Franzose natürlich kein Wort deutsch verstand, wollte seinen Zuhörern erklären, was unter Vaudeville zu verstehen sei und rief nach langer Schwätzerei endlich aus: c'est ce qu'on appelle en allemand Sauspiel. Im Großen und Ganzen ist unsere hiesige Bühne auch ce qu'on appelle en allemand Sauspiel. Je strenger aber die Regel, desto merkwürdiger und wichtiger die Ausnahmen. Hast Du nie gehört, daß eine Julia in der Umgebung der Amme um so strahlender erscheint, daß eine Desdemona doppelt rein, weil eine Emilie ihr zur Seite steht und daß Gretchen unendlich gehoben wird durch die Frau Marthe. Das ist die Poesie des Contrastes, welche am meisten lockt und reizt. Eine Schauspielerin, welche ihre Weiblichkeit rein und lauter erhält, ist eine Hundert—Jahr—Blume und deßhalb doppelt anziehend und gefährlich. Fanny Schröder hat das große Glück gehabt, weder einen Heldenvater, noch eine Heldenmutter zu besitzen."

Indem Karl Leyer dies sagte, stellte er sich an mein Bett, nahm die Cigarre aus dem Mund und fragte anscheinend mit furchtbarem Ernst:

„Weißt Du, was eine Heldenmutter ist?" Während mein Freund ernsthaft gesprochen, war ich unruhig und

beklommen geworden. Ich konnte mir gar nicht denken, daß der Spötter, der selten einen Gedanken drei Tage lang festhielt, der mir oft gesagt hatte, jede Neigung sei bei ihm nur Caprice, nur Spiel des Augenblicks, von einer wirklichen Leidenschaft ergriffen sei. Der scherzhafte Schluß seiner Rede stimmte mich wieder heiter und ich erklärte, daß ich eigentlich nicht vollkommen wisse, was das Wort Heldenmutter in der Sprache der Bühne zu bedeuten habe. Anstatt eine Erklärung zu geben, fuhr Karl Leyer in seiner bekannten redseligen Zerfahrenheit fort:

„Wenn Du nicht weißt, was eine Heldenmutter ist, so kann ich Dir es jetzt nicht mittheilen, denn um so etwas anzuhören, darf man nicht nüchtern sein, sondern muß gut und magenstärkend gefrühstückt haben. Der Criminalrath Schröder findet in seinen Acten den Lebenslauf mancher Heldenmutter verzeichnet. Fannys Eltern hatten nichts mit dem Theater zu schaffen. Ihre Mutter, welche früh starb, war ein sittiges Beamtentöchterlein. Ihr Vater hat sich durch Fleiß und Tüchtigkeit emporgearbeitet. Er vermählte sich spät, war untröstlich über den Verlust seiner Frau und übertrug alle Neigung auf Sohn und Tochter. Zumal die Letztere, deren Geburt der Mutter das Leben nahm, ist sein Augapfel. Seine größte Sorge ist, das habe ich oft gemerkt, daß ein Schlagfluß seiner Corpulenz ein

Ende machen könne, bevor sich sein Kind die eigene Häuslichkeit gegründet habe. Fanny ist das Ebenbild des Vaters. Sie wird stark, wie er."

Hier mußte ich laut lachen. Die Art, wie Karl Leyer in seiner Erzählung: Liebe zur Tochter, Augapfel, Häuslichkeit, Heldenmutter, Corpulenz und Schlagflüsse durcheinander wirrte, hatte etwas belustigendes. Ein völlig komisches Bild aber gestaltete sich vor meinen Augen, wenn ich mir die hohe, stattliche, nach Leyers Prophezeihung corpulent gewordene Frauengestalt dachte und an ihrer Seite den kleinen Mann, der aussah, wie ein Stock, über welchen man Kleider gehängt hatte. Ich theilte ihm meine scherzhaften Bedenken mit. Er ließ sich nicht außer Fassung bringen und fuhr fort:

„Sehr früh entdeckte man bei dem jungen Mädchen ausgezeichnete musikalische Talente. Der reine Glockenklang der Stimme erregte solches Aufsehen in Privatgesellschaften, daß man allgemein dem Vater rieth, seine Tochter ausbilden zu lassen. Er sträubte sich anfangs furchtbar dagegen. Fanny aber hatte die Weihe des Genius empfangen und den göttlichen Funken in sich. Sie bat und bestürmte den Vater. Endlich mischte sich gar der hohe Landesherr hinein, der bekanntlich die Kunst bei schönen Frauen außerordentlich unterstützt. Er übernahm die Kosten der Ausbildung und sein Wunsch war dem Criminalrath Befehl. Mit ihrem

Bruder, der als hoffnungsvoller Jurist die französische Sprache tüchtig erlernen wollte, blieb sie zwei Jahre in Paris. Dann kam sie zurück und brachte merkwürdiger Weise ihre Stimme wieder mit. Die Andern, welche aus der französischen Weltstadt kommen, haben bekanntlich meistens ungeheuer viel Schule, aber keinen ordentlichen Ton mehr in der Kehle, ihre Stimme haben sie in Paris unter Anleitung wälscher Meister gründlich ausschreien müssen. — Sie kehrte wieder und feierte Triumph auf Triumph. Und, lieber Edmund, ich kann Dir sagen, sie ist ein herrliches Mädchen. Ihr ganzes Auftreten, jede Bewegung ist Musik. Sie hat zahllose Verehrer, aber auch viele Gegner oder vielmehr Gegnerinnen. Ihre Colleginnen verzeihen ihr nicht, daß sie keine Liebschaften hat. Sie finden die edle Ruhe und Sicherheit, mit welcher sie auftritt, kokett, absichtlich, gemacht. Andere alte Jungfern und Stadtklatschen finden sie leidenschaftslos und wenig begabt."

Hier unterbrach Karl Leyer, dem ich gespannt zugehört hatte, seine Erzählung, setzte sich wieder auf den Stuhl und rief mit komischem Ernst:

„Gott! wenn ich nur keine Hochbegabte und Hochgebildete mehr sehen müßte. Sie sind meistens zu garstig. Fragt mich neulich in Gesellschaft ein Fräulein Röllner,

welche nie Aussicht hat ihren Namen zu ändern, dafür aber eine riesige Nase besitzt und da die Nase nach dem Ausspruche eines Philosophen die Verstandesröhre ist, viel Verstand haben muß, fragt mich, sage ich, die Hochbegabte, Starkbenaste, was ich denn eigentlich an Fanny Schröder außerhalb des Theaters anziehend fände. Wie gern hätte ich erwiedert: Alles finde ich an ihr, was du und deine Freundinnen nicht besitzen. — Das Ewig-Weibliche, von welchem Goethe spricht, die Anmuth und der Gegenwart ruhigen Zauber, welchen Schiller verlangt.

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt."

— — — — — — — — — —

„Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Diese herrlichen Verse eignen sich zum Motto für Fanny Schröder, für Dich aber, o Sophie Röllner, und für Deine Freundinnen hat Martial gedichtet:

Wenn Ligeia so viele Jahre zählet
Als Kopfhaare, so zählt sie nur drei Jahre.

Also hätte ich beinahe gesprochen. Jetzt sei aber so gut und erhebe Dich, bevor ich Dir weiter mittheile, was ich beinahe gesagt hätte."

Lehers Aufforderung zum Aufstehen kam mir sehr

erwünscht, denn während seiner letzten Rede war es mir unter meiner Decke heiß geworden. So wie ich meinen Freund kannte, hielt ich ihn gar keiner Leidenschaft mehr fähig. Dagegen wußte ich, daß der kleine Mann sehr gern als großer Eroberer weiblicher Herzen gelten wollte. In der That hatte er seinen Erzählungen nach viel Glück bei den Frauen gehabt, was ich mir wohl erklären konnte, wenn ich ihn in seiner trotz aller Zerfahrenheit liebenswürdigen Lebendigkeit vor mir sah. In Bezug auf Lebenserfahrung und erfolgreiche Sicherheit im Auftreten hatte er stets lächelnd auf mich herabgesehen. Meine Kenntnisse schlug er übermäßig hoch an, weil ich ihm jeden Augenblick nachweisen konnte, wo er seine weltumfassenden Sprüche geholt und wie er seine Citate gefälscht hatte. Daß ich aber in gesellschaftlichen Kreisen, zumal bei Frauen, nicht mit ihm rivalisiren könne, war für Karl Leyer ausgemachte Sache, förmlicher Beschluß Gottes. Daß der Rhein mit seinen sämmtlichen Dampfern, Schiffen und Schiffbrücken von Köln stromaufwärts nach dem St. Gotthardt flösse, erschien ihm in seinem scherzhaften Uebermuth wahrscheinlicher, als ein Sieg von meiner Seite über den kampferprobten, sieggekrönten, erfahrenen Doctor, Kaufmann, Krieger und Menschen. Wie gesagt: mein Gemüth, meine Liebe zu ihm, meine Kenntnisse schätzte er außerordentlich hoch, in gesellschaftlicher Hinsicht aber erblickte

er in mir einen soliden, positiven, unverbesserlichen Langweiler.

Der Gedanke, ihm einen Hauptsieg entrungen und ohne Tübke's Lyrik den Preis erstrebt zu haben, hatte mir sehr geschmeichelt. Während der Rückreise und selbst schon in Genua malte ich mir den Moment meines Triumphes aus. Nun war der Augenblick gekommen und ich war bestürzt und unzufrieden mit mir selbst. Die Reden meines Freundes hatten mir die Siegesfreude geraubt. Ein unheimliches Gefühl überschlich mich.

Indem ich mich anzog, fragte ich Karl Leyer, der am Fenster stand, trommelte und ab und zu scherzhaft nach den dorischen Säulen blickte, ob der Fürst noch immer der Beschützer der gefeierten Künstlerin sei.

„Und wie!“ — erwiederte er, — „Hoheit gehören zu denen, welche bis zu ihrem Tode von dem Ewig-Weiblichen hinangezogen werden. Obgleich Hoheit bereits einen Sohn und zwar einen sehr schönen, sich gegenwärtig auf Bildungs-Reisen befindenden Sohn haben, welcher Hoheits-Sohn bereits zwei Köpfe höher ist, als ich, so lieben sie doch noch außerordentlich die Kunst und befinden sich noch in dem seligen Gymnasiastenstadium, in welchem man Kunst und Künstlerin verwechselt. Neulich lustwandelte ich unter den Akazien, welche die Karls-

straße, in der Fanny wohnt, einfassen. Ich sehe vor mir den Landesvater. Sein Kopf ist nach dem zweiten Stocke eines wohlbekannten Hauses gewendet. Je näher der Landesvater kommt, desto starrer sieht er hinauf. Mit einem Male rennt er gerade in dem entscheidenden Augenblick mit der ganzen Länge des Körpers wider den Baum und zwar so geschickt ungeschickt, daß man es gar nicht besser hätte veranstalten können. Die hohe Kopfbedeckung des Allerhöchsten lag natürlich auf der nach leichtem Regenwetter doppelt niedrigen und irdischen Erde. Ich bin nicht schadenfroh, aber herzlich lachen mußte ich, als ich sah, wie ein Haupt von den einsamen Häuptern unserer Dreiunddreißig, die bekanntlich glänzen erhellt und von Aurora mit ewigen Strahlen berührt werden als die ragenden Gipfel der Welt, wirklich einsam, das heißt ohne Hut, dastand und die Nase widergerannt hatte." — „Ich habe," fügte er nach einer Pause hinzu, „unsern Wilhelm schwach gesehen und das wird er mir nie verzeihen."

Während ich mich vollends anzog, verfiel Karl Leyer auf das Kapitel der Hofgeschichten und bewies, daß er Material zu einem Band Vehse hatte. Ich ließ ihn ruhig plaudern, denn ich wußte, daß alle Abschweifungen wieder zum Hauptthema zurückführten. So schloß er denn auch seinen Bericht damit, daß der Fürst, wenn er geglaubt, durch Förderung von Fanny's Ausbildung

ihre persönliche Gunst zu erlangen, einer sträflichen Einbildung sich hingegeben habe. Abermals begann er darauf das Lob der schönen Sängerin zu verkünden und pries wieder die merkwürdige Ruhe und Sicherheit im Auftreten, welche das Vertrauen des Vaters, des Bruders und der Tante rechtfertige. Da ich zum ersten Male die Tante erwähnen hörte, so fragte ich nach ihr.

„Sie ist," meinte Karl Leyer, „die vollständige Tante des Lustspiels. Das heißt, sie sagt zuletzt zu allem ja und bewilligt, was gewünscht wird. Sie ist durchaus für mich, da ich ihr die Neuigkeiten erzähle, ferner den Hof mache und in der Nichte die Schönheit und Anmuth der ganzen Familie verehre, wodurch also auch ein verklärender Strahl auf ihr jungfräuliches Alter fällt. Anders verhällt es sich mit dem gestrengen Herrn Bruder, der glücklicherweise in R... Secretär ist, also sich fern von dem Schauplatze des Kampfes befindet. Er unterstützt die Bewerbung eines würdigen Regierungsrathes, eines ernsten gediegenen Mannes, dem seine zweiundvierzig Jahre den Ernst und seine hundertundzwanzigtausend Gulden die Gediegenheit verliehen haben."

Da ich meine Toilette vollständig gemacht hatte und nun doch auch zeigen wollte, daß mir der Himmel in seiner Gnade gleich andern Sterblichen die Sprache verliehen, so unterbrach ich meinen Freund mit den Wor-

ten: „Höre! Deine Schilderungen reizen mich, wie wäre es, wenn ich auch als Bewerber auf — —“

Hier wurde meine Rede durch ein so echt homerisches, ungekünsteltes, für mich beleidigendes Lachen unterbrochen, daß ich den kleinen eleganten Mann, welcher sich zum Fortgehen anschickte und bereits Hut und Stock ergriffen hatte, erzürnt ansah. Offenbar glaubte er, er habe immer noch den Schüler vor sich, welchen er in Heidelberg und Berlin in seine Lebensweisheit eingeweiht und mit Heine'schen Kraftsprüchen von der blöden Jugendeselei kurirt habe. Karl Leyer verleugnete in diesem Augenblicke vollständig seinen Verstand. Er konnte sich gar nicht denken, daß der, den er als einen zehn Jahre Jüngeren liebevoll beschützt, aber stets gehänselt hatte, wenn es sich um Anerkennung der Ebenbürtigkeit gehandelt, nun mit ihm rivalisiren wolle.

Sein Lachen hatte, gerade weil es von Herzen kam, für mich etwas zu beschämendes. Lange erholte ich mich nicht von meinem Aerger. Er bemerkte es, trat auf mich zu und begann nach der Melodie: „Schmäle, schmäle, lieber Junge“ zu singen:

Sei nicht böse, lieber Junge,
Ach, Karl Leyer wird mit Freuden
Stets an deiner Seite streiten. — —

Ich war wüthend über die Taktfestigkeit und musikalische Richtigkeit, mit welcher er die zwei ersten Zeilen

gesungen und noch wüthender über die Schnörkel, Triller und Verzierungen, mit denen er die letzte ausgestattet hatte. Als er nun gar schmeichelnd die Hand an mein Kinn legen wollte, schlug ich ihm tüchtig auf den Arm. In diesem Schlag aber entlud sich mein Zorn, die Vernunft kehrte zurück, ich wußte wieder, daß Karl Leyer vor mir stand, über welchen ich mich, wie ich mir in Heidelberg und Berlin wohl tausendmal gelobt hatte, nie mehr ärgern wollte.

„Also Du willst Dich auch um Fanny bewerben?“ sagte er und fuhr, nachdem er sich einen Moment besonnen, auf das Waschbecken deutend, fort: „Jedenfalls bist Du ein Mann, der sich gewaschen hat und wirst daher einen saubern Eindruck machen. Im Uebrigen laß sehen! Haare braun und lang, Augen dunkel unter buschigen Wimpern hervorleuchtend, Nase anständig, wenigstens viel anständiger als die meine, Gesicht und Kinn sentimental glatt und bartlos. Aber wahrhaftig, Mensch, Du bist ein recht hübscher Geselle geworden.“

Hier wurde Karl Leyer einen Moment nachdenkend und ernsthaft, dann rief er plötzlich: „Und nun gar noch die dorischen Erbschafts-Säulen. Also wieder einen Rivalen mehr. Dich und den Schauspieler Wallendorf stelle ich zusammen. Denke Dir, ich hatte ihm vorgestern gesagt, Du würdest kommen, den Winter durch hier bleiben und Theaterkritiken schreiben. Gestern schon

war er bei mir und erkundigte sich nach Deiner Wohnung. Da er in der nächsten Woche zum ersten Mal hier den Hamlet spielen will, erbat er sich über einige „Nuancen" meinen Rath. Besonders wichtig ist für ihn die Frage, ob er bei dem berühmten Monologe „Sein oder Nichtsein" vortreten oder hinter dem nach altem Herkommen auf der Bühne sich befindenden Stuhle stehen bleiben und sich darauf stützen soll. Ich sagte ihm, er solle sich nicht hinter, sondern auf den Stuhl stellen und von oben herab seinen Tiefsinn verkünden. Dies sei die neueste Nuance und jedenfalls auch Deine Ansicht! — — Jetzt aber voran! Meduce carpe viam, das heißt, setze Deinen Hut auf und folge mir. Also spricht in irgend einer lateinischen Geschichte irgend eine lateinische Stadtmaus zu einer Landmaus oder umgekehrt. Ich habe die seltene Redensart behalten, weil ich sie im Carcer lernen mußte und was der Mensch in der Einsamkeit erkämpft hat, ist ein ewiger Gewinn."

Wir stiegen die Treppe hinunter. Karl Leyer blieb noch im Hausgange stehen, um Glaçehandschuhe anzuziehen. Ich meinte scherzend, daß ich allerdings mit einem Manne, der so fein costümirt sei, nicht rivalisiren könne. Er erwiederte:

„Mensch, denke nicht verächtlich von Glaçehandschuhen. Eine große Hand wird durch sie kleiner, eine kleine nicht größer, eine häßliche schöner, eine schöne

nicht häßlicher, eine feuchte, die nach Othellos Ausspruch Fruchtbarkeit bedeutet, verräth diese ominöse Eigenschaft nicht, wenn Handschuhe sie bedecken. Nur eine milde, wohlthuende, ich möchte sagen, verschwiegene und darum anziehende Wärme kann durchdringen. Wenn Dir eine Frau — — —“

XII.

Glücklicherweise waren wir bei diesen Worten auf der Straße angekommen und Karl Leyer wurde in seiner Epistel über die milde, verschwiegene und darum anziehende Wärme, welche durch Glaçehandschuhe dringt, unterbrochen. Er mußte sehr populär in der Residenz sein, denn jeden Augenblick wurde er gegrüßt und angeredet. Der schöne October-Morgen führte das Gespräch auf meine Reise. Ich erzählte nach Kräften. Am meisten beneidete er mich um die Gewitternacht in Genua. Dann fiel es ihm auf, daß Fanny ganz um dieselbe Zeit müsse dort gewesen sein und somit standen wir wieder bei dem alten Thema. Jedes ernste Wort meines Freundes drückte mich nieder und auf jenem Spaziergange wurde es mir zum ersten Male klar, daß ich mit Romeo ausrufen konnte: „Ich Narr des Glücks!“ —

Eine Ahnung meines ferneren Schicksals ergriff mich schon damals. Fortuna begünstigte mich, meine Wünsche

gingen in Erfüllung, immer aber wurde mir die Freude, daß ich etwas erreicht hatte, verbittert durch die Umstände, unter welchen ich es erreicht. Durch die Gunst des Präsidenten hatte ich eine Anstellung erhalten und war Vielen vorgezogen worden. Mein Jubel dauerte nicht lange. Unter dem neuen Director wurde mein Glück zum Unglück. Ich wurde zurückgesetzt und verlor jede Aussicht auf Beförderung. Eine krankhafte Sehnsucht nach Unabhängigkeit erfaßte mich. Ich wurde unabhängig und verlor meinen Bruder. In der Ferne wollte ich Ruhe und Frieden suchen und schon auf der ersten Station meiner Reise bemächtigte sich meiner Unruhe und Aufregung. Ich suchte den Hochzeitstag der jungen Gräfin zu vergessen und eilte weiter. Die Alpenwelt stärkte mich und richtete mich auf. Ich lernte die schöne Sängerin kennen und verlebte unvergeßliche Tage. Aber es waren nur Tage. Einen Monat später scheute ich mich, von den Küsten des ligurischen Meeres in die enge, sehr einfach bürgerliche Häuslichkeit meiner Eltern zurückgekehrt, dem Vater und der Mutter mein beglückendes Geheimniß mitzutheilen. Ich hatte den ersten Moment verpaßt, fürchtete das Wort „Sängerin" auszusprechen und war unglücklich. Jedem Dampfschiffe, welches stromabwärts nach der Residenz fuhr, folgte ich mit sehnsüchtigen Blicken. Endlich, endlich hatte ich mich losgerissen, war am Ziele meiner Wünsche und

konnte Fanny gleich am ersten Abende sehen und zwar — — in Männerkleidung. Dazu fand ich Karl Leyer von einer Leidenschaft wirklich und heftig ergriffen. Das nach meiner Ansicht Unmögliche war möglich geworden. Mein Sieg mußte ihn tief verletzen.

Wo war nun die kindische Freude, mit der ich den Moment ersehnt hatte, in welchem ich meinen Triumph berichten konnte. Ueber mich selbst hatte mich damals Karl Leyer noch nicht aufgeklärt. Ahnungsvoll aber rief ich aus: „Ich Narr des Glücks.“

Auf dem Spaziergange beredete mich mein Freund, mit ihm den Abend bei Doctor Ehrhardt zuzubringen. Ich würde, meinte er, dort eine wohlthuende Ausnahme des Jahrhunderts, das heißt, eine glückliche Ehe finden. Der Herr des Hauses sei ein phantastischer, im Uebrigen aber tüchtiger und origineller Verehrer der schönen Künste. Sein Haus könne man als Sammelplatz der Bildung der Residenz betrachten. Zweimal in der Woche erwarte ein kräftiger Thee Freunde und durch diese eingeführte Gäste. Fanny würde heute Abend sicher erscheinen, wenigstens habe sie das feste Versprechen gegeben. Die letzten Worte waren für mich entscheidend. In großer Aufregung verbrachte ich den Nachmittag. Bang klopfte mein Herz bei dem Gedanken des Wiedersehens. Auf der einsamen Straße des Splügen und in den Gärten Genua's, wo ich keinen Rivalen zu

fürchten hatte, konnte ich leicht mit Sicherheit auftreten, aber nun in zahlreicher Gesellschaft .....?

Und in der That spielte ich den Abend eine ganze Stunde hindurch eine wahrhaft klägliche Rolle. Karl Leyer hatte mich vorgestellt und ich war von dem Herrn und der Dame des Hauses mit großer Liebenswürdigkeit empfangen worden. Nachdem mein Freund so seine Pflicht erfüllt hatte, eilte er von einem Zimmer in das andere, verweilte nirgends lange, scherzte mit Allen und manchmal im Vorbeigehen mit mir über mich. Ich hätte mich gerne an dem Zipfel seines Frackes festgehalten, um auf diese Weise der Gesellschaft wenigstens zu zeigen, daß ich gehen könne. Um keinen Preis wollte ich auf einem Platze bleiben und so zum zweiten Male ein lebendes Bild aufführen. Ich nahm es Karl Leyer durchaus nicht mehr übel, daß er mich nicht als Nebenbuhler fürchtete. Ich begann endlich meine Wanderung und betrachtete tiefsinnig Bilder und Spiegel. Die Dame des Hauses bemerkte, was mein Kunstinteresse zu bedeuten habe, sie gab mir die Erklärung eines Gemäldes und nannte den Namen des Künstlers. Dann wandte sie sich, um neue Gäste zu empfangen, und ich erschien mir selbst wieder taubstumm. Mein Auge suchte Fanny. Ich sah sie nirgends. Mein Mißmuth stieg von Minute zu Minute. Ich fand mich einfältig, die Theegesellschaft aber abgeschmackt. Grollend und mit dem

Wunsche, mich heimlich entfernen zu können, war ich einigen Herren in das Empfangzimmer gefolgt.

Kaum hatte ich die Schwelle übertreten, als ich eine sanfte, wohlbekannte, melodische Frauenstimme vernahm, welche eine wunderbare Gewalt auf mein Gemüth ausübte. In jeder Lebenslage, das konnte ich oft erproben, ist der Zauber einer reinen edlen Stimme von großer Wirkung auf ein jugendliches Gemüth. Die einfache Weise eines Hirten, welche aus den Schluchten des Splügen zu mir heraufdrang und menschliche Nähe verkündete, hatte mir Thränen entlockt.

Doppelt ahnungsvoll, wirksam und tröstend für ein krankes Herz aber ist eine sanfte Frauenstimme. Verschwunden war der Mißmuth, welcher mich in der Gesellschaft ergriffen hatte, vergessen waren die Tage und Wochen der Trübsal. Wie Klänge aus besserer Welt, eine schöne Zukunft verheißend, drangen diese reinen Töne an mein Ohr.

Ich suchte durch den Kreis, welcher die gefeierte Sängerin umgab, zu dringen.- Ihr Auge entdeckte mich. Eine Flammenröthe überzog ihr Gesicht. Rasch wandte sie sich, als hätte sie mich nicht gesehen, an Karl Leyer, der sich an ihrer Seite aufgepflanzt hatte. Darauf nahm sie den Arm des Hausherrn und ging scheinbar ruhig an mir vorüber in das nächste Zimmer. Jetzt aber ließ ich den Doctor, Krieger, Kaufmann und Men-

schen nicht entschlüpfen. Ich entwickelte, als ich ihn am Arm ergriff und festhielt, eine gesteigerte Körperstärke und nöthigte ihn mich vorzustellen.

Ein guter Genius leitete den Gedanken- und Sprachwirrwarr Karl Leyers bei der Vorstellung auf den nach seiner Ansicht gleichzeitigen Aufenthalt in Italien. Fanny Schröder freute sich sehr, von den unvergeßlichen Tagen sprechen zu können. Ein Wunsch der Sängerin war aber für den Herrn des Hauses Befehl und so saß ich alsbald vielbeneidet an der Seite des schönen Mädchens.

Nachdem sich das Klappern der Teller, Messer und Tassen ein wenig gelegt hatte, wurde die Unterhaltung über Italien allgemein und ich bemerkte plötzlich, daß ich das Wort führte, bei dem Gewitter in Genua stand und, Dank meiner Nachbarin, ein ziemlich ruhiges Auditorium hatte. Ich wurde heftig erregt; die Stimme zitterte. Zu dem Tumult und Kampf der Elemente aber, den ich zu schildern versuchte, paßte meine Bewegung. Nie zuvor und nie später habe ich eine ähnliche Gabe der Rede entfaltet. Kein schulmeisterliches Wort störte die Wirkung und ernüchterte die Zuhörer. Als ich geendet, hörte ich die Stimme Karl Leyers, der sich hinter meinen Stuhl gestellt hatte und mir nun ins Ohr flüsterte:

„Verdammter Kerl! mit Deinem Gewitter in Genua und Deiner Allmacht Gottes! Das Gewitter hast Du,

wie es scheint, auswendig gelernt und mit der Allmacht speculirst Du ganz glücklich auf die Rührung der Frauen. Ich bin übrigens froh, daß die Gesellschaft sieht, daß ich keinen Zögling der Taubstummenanstalt mitgebracht habe."

Ich hörte wenig auf seine Worte. Fannys Züge erschienen mir freundlich verklärt. Sie blickte mit Stolz auf mich. Das Bewußtsein aber, in Gegenwart eines schönen geliebten Weibes einen Triumph errungen zu haben, ist so süß und erhebend!

Nun begann das Musiciren — nach Karl Leyers Ausspruch das nothwendige Uebel der Thee-Gesellschaften. Sonst pflegte sich der kleine Mann, wie er mir oft erzählt hatte, in diesem Momente für einige Zeit zu entfernen mit der Arie: „Gnade, Gnade für mich" auf den Lippen. Diesmal aber blieb er, sichtbar erstaunt über die Hartnäckigkeit unserer Unterhaltung und über den Antheil, welchen wir an den Platanen und anderen Bäumen der Villa Pallavicini nahmen. Es schien ihm sehr wunderbar, daß wir Beide uns so viel mit südlicher Baumzucht beschäftigten. Früher wollte er diese Eigenschaft nicht wahrgenommen haben. Unterdessen benutzte Fanny sehr geschickt das gewaltige Gekreische einer Dame von Stand, aber ohne Stimme, und die furchtbare Kraft, welche ein sie begleitender Tastenschläger entwickelte. Sie flüsterte mir zu, ich

müsse sie so bald wie möglich aufsuchen, morgen zwischen elf und zwölf erwarte sie mich in ihrer Wohnung. Ein allgemeines Händeklatschen und Bravo bewies, daß die Bravour-Arie glücklich geendet war. Der Beifall der Meisten kam wirklich von Herzen; sie freuten sich, daß sie erlöst waren und auch dieser Kelch glücklich an ihnen vorübergegangen. Jetzt wurde Fanny von allen Seiten zum Singen aufgefordert. Sie erhob sich ohne Zaudern, reichte Karl Leyer den Arm, trat zum Clavier und sang das schönste Motto der Romantik, das Lied von Eichendorff:

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund?
Lockt's dich nicht hinab zu lauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?

Kennst du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül,
Und im Fluß die Nixen rauschen:
Komm herab, hier ist's so kühl.

Magisch festgebannt lauschte ich, während sie einfach und ohne jede Seiltänzerei der Stimme das herrliche

Gedicht vortrug. Als sie geendet hatte erhob sich ein wahrer Beifallssturm und dieser erst schreckte mich auf und entriß mich meiner Traumwelt. Von allen Seiten empfing das schöne Mädchen Huldigungen, aber das Auge schweifte über den Kreis der Bewunderer. Da begegneten sich unsere Blicke, und als Fanny die schwärmerische Verehrung bemerkte, mit welcher ich zu ihr aufsah, umspielte einen Augenblick ein freundliches triumphirendes Lächeln ihren Mund. Ich trat auf sie zu, um die telegraphische Depesche der Augen näher zu erläutern. Sie hörte meine Lobeserhebungen mit schalkhafter Miene an und flüsterte mir als einzige Erwiederung leise zu: „Spätestens morgen um eilf Uhr." — Bald darauf war sie aus der Theegesellschaft verschwunden. Mit diesem: „Spätestens morgen um eilf Uhr" aber auf den Lippen legte ich mich den Abend nieder und mit „Spätestens morgen um elf Uhr" erwachte ich wieder in aller Frühe.

Mit dem letzten Schlage der Glocke betrat ich um die bestimmte Zeit Fanny's Wohnung. Ich wurde, als ich meinen Namen genannt, in ihr Studierzimmer gewiesen. Freudig sprang sie mir entgegen und es entspann sich nun die süßeste und anmuthigste Plauderei der Liebe. Da ertönte mit einem Male auf dem Vorplatze Karl Leyers Stimme und wir konnten hören, wie das Dienstmädchen in wohlgefügter, Uebung verrathender

Rede seine Herrin verläugnete, zu deren Füßen ich im Rausche beglückter Liebe ruhte, während ihre Hand spielend über meine Haare hinglitt. In der Furcht, mein Freund könne dennoch eindringen, sprang ich rasch und mit klopfendem Herzen auf. Bald aber kam statt seiner ein prächtiger Rosenstrauß, welchen das Mädchen mit einem Billet überreichte. Lächelnd erbrach Fanny das Schreiben, warf einen Blick darauf und bat mich, die Verse vorzulesen. Karl Leyer hatte einige Zeilen des Liedes, welches in der Abendgesellschaft enthusiastischen Beifall gefunden, als Thema zu einer Glosse benutzt. Unmöglich konnte dieses Gedicht Tübke's sämmtlichen Werken entlehnt sein. Da ich nun wußte, wie schwer dem kleinen Poeten die gebundene Rede fiel, so war es mir klar, daß er die ganze Nacht über diesen Versen gebrütet und mit Aufwand sämmtlicher Kräfte endlich die vier Strophen zusammengeleimt hatte. Der Gedanke, daß ihm die Arbeit und mir der Lohn zu Theil wurde, beunruhigte mich heftig. Obgleich die ungelenke Form der Glosse den Scherz herausforderte, war es mir doch unmöglich, das im Schweiße des Angesichts entstandene Poem zu bekritteln.

Fanny, gewohnt an zahlreiche Huldigungen, nahm Gedicht und Strauß als etwas Alltägliches auf. Sie bewunderte die Pracht der Rosen und schien nicht an eine ernsthafte Neigung Karl Leyers zu glauben.

Sie beurtheilte meinen Freund, wie ich ihn früher beurtheilt hatte. Nie, so sagte sie mir, habe sie Tiefe des Gefühls bei ihm vermuthet. Seine Gedichte seien zum Theil ernster Art gewesen, bei allen seinen mündlichen Huldigungen aber habe der Nachsatz den Vordersatz aufgehoben und jedesmal das Gespräch eine scherzhafte Wendung genommen. Als sehr gutmüthigen, wohlwollenden und aufrichtigen Menschen habe sie und ihre Familie ihn stets betrachtet; als liebenswürdiger und anregender Gesellschafter sei er häufig zu den Festen des Hauses geladen worden. Die Gedichte aber habe man meistens mit Stillschweigen übergangen.

Ich suchte ihr nun zu beweisen, daß Karl Leyer wirklich von einer heftigen, sein ganzes Sein ausfüllenden Leidenschaft erfaßt sei. Mein Bericht stimmte sie traurig und herzlich dringend bat sie, ich möge dem Freunde bei der nächsten Gelegenheit die volle Wahrheit mittheilen, dies allein könne ihr die Ruhe und ungetrübte Heiterkeit der Seele erhalten. Ich versprach es, obgleich mich ein banges Zagen überfiel, wenn ich an den Moment der Herzensergießung dachte.

Als ich aufbrechen wollte und nach Vater und Tante fragte, schien Fanny sehr erstaunt. Sie hatte mich bereits am gestrigen Abend für heute als Gast angemeldet und sicher auf mein Dableiben gerechnet. Ich er-

klärte, daß ich meinem Freunde fest versprochen, ihn beim Mittagstische zu treffen, und fragte sie, ob sie gegen unsere Verabredung dem Vater oder der Tante die Erlebnisse in Genua mitgetheilt habe. In ihrer mit etwas verlegener Stimme vorgebrachten Erwiderung kamen zwei sich gegenseitig aufhebende Verneinungen vor. Ich wollte ihr eben die große Weisheit mittheilen, daß diese zwei Verneinungen eine Bejahung bildeten, als die Thüre aufging und die Tante in höchst eigener Person eintrat. Nach einer sehr freundlichen Begrüßung gingen wir in das Wohnzimmer. Bald erschien auch der alte Rath. Er war sichtbar erfreut, mich zu sehen, und behandelte mich wie einen zwar jungen, aber vollständig erprobten Freund des Hauses. Nur unter der Bedingung, morgen nachzuholen, was ich heute versäumte, das heißt, mich zum Mittagessen einzufinden, wurde ich entlassen.

Meinen Freund traf ich im Gasthofe. Hätte ich nicht um seinen Morgenbesuch gewußt, die feine, wohlgewählte Halsbinde, so wie die ganze frisirte und gekräuselte Erscheinung würde ihn verrathen haben. An der Halsbinde bemerkte ich von diesem Tage an jedes Mal, wenn Karl Leyer der verehrten Sängerin einen Besuch abgestattet hatte, an seinem Humor aber konnte ich wahrnehmen, ob der Glossendichter angenommen oder abgewiesen worden war. Diesmal zeigte er sich sehr

wortkarg und auch durchaus nicht aufgelegt, meine Gesellschaft für den Nachmittag zu beanspruchen.

So schlenderte ich denn allein durch die Straßen der Stadt dem Flusse zu, um alter Gewohnheit gemäß in der freien Natur meinen Gedanken ungestört Audienz geben zu können. Nachdem ich die stattliche Brücke überschritten, fiel mein Auge auf eine wohl eine halbe Stunde entfernte Villa, an welche sich, so viel ich erkennen konnte, ein Park anschloß, der sich allmählich zu einem Wald erweiterte. Da die Villa auf einer kleinen Anhöhe lag, mußte man von dort die Residenz vollständig überschauen können. Deshalb betrachtete ich sie als Ziel meiner Wanderung. Je mehr ich mich dem Landhause näherte, desto reizender fand ich es. An ein höchst einfaches, aber geschmackvolles zweistöckiges Hauptgebäude lehnte sich auf jeder Seite ein Flügel, dessen ebenes Dach man aus dem zweiten Stockwerke beschreiten konnte. Die Läden der Villa waren geschlossen. Nicht weit von der Fronte des Hauses führte eine Chaussee vorüber, als deren Wächter grenadiermäßig steife, zum größten Theil entlaubte Pappeln sich erhoben. Freundlich aber schimmerte mir durch diese kahlen Bäume die weiße Farbe der Villa entgegen. Und als ich nun gar die Anhöhe erstiegen hatte und einen Blick über den Park nach dem Walde warf, konnte ich recht die reiche Farbenpracht des Herbstes bewundern. In

vollem, freilich gelben Blätterschmucke standen mächtige Linden mit ihren breiten Kronen und bildeten auf beiden Seiten des Parkes prächtige Laubgänge, die sich hinzogen bis zu den in einiger Entfernung sanft ansteigenden, dicht bewaldeten Hügeln. Durch das Gelb der Linden erschienen im Hintergrunde die dunkeln Tannen um so düsterer. Ein eisernes Gitterthor, welches ich offen fand, machte mir es möglich, in den Park einzudringen. Bald befand ich mich in einer zwar sehr kunstvollen aber reizenden Wildniß. Dicht und vertraulich neben einander standen die verschiedensten Bäume, alle schon von der Hand des Herbstes berührt. Nur das niedere Gestrüpp hatte Widerstand geleistet und sein Grün bewahrt; die Eichen dagegen waren dünn belaubt und ihre Aeste nur noch mit wenigen rothgelben Blättern geschmückt. Traurig und klagend hingen die feinen langen Zweige der Birke herab, die nur hier und da, wo die Sonnenstrahlen ungebrochen Zugang fanden, einen leichten Schmuck der Blätter bewahrt hatten. Völlige Todtenstille herrschte in der von malerisch gruppirten Bäumen gebildeten Wildniß. Nur von Zeit zu Zeit brach knisternd ein Aestchen.

An den Stamm einer Buche gelehnt, schaute ich durch die kahlen Zweige zum Himmel empor, durch dessen dunkles Gewölk auf Augenblicke ein freundlicher Lichtstrahl drang. Ein wunderbar seltsames Gefühl

überschlich mich. Ein Schauer durchrieselte meinen Körper und es war mir, als müsse die Stelle, auf welcher ich weilte, eine geheimnißvolle, mir unbekannte Bedeutung für mein zukünftiges Leben haben. Da drang plötzlich in meine Einsamkeit der Klang eines Dorfglöckchens und schreckte mich aus meinen Träumereien. In geweihter Stimmung eilte ich nach der Villa zurück und schaute jetzt erst nach der thurmreichen katholischen Stadt, die sich jenseits des Flusses, umgeben von herrlichen Gartenanlagen, ausbreitete. Schwere Dampfwolken stiegen aus den zwischen Bäumen auftauchenden Schornsteinen der Fabriken empor und gemahnten an das gewerbthätige Leben der Residenz. Lange verweilte mein Blick auf der glänzenden, am Ufer des kleinen Flusses sich hinziehenden Häuserreihe. Dann suchte ich das Haus, in welchem ich noch so viel glückliche Stunden zu verleben hoffte. Und somit waren meine Gedanken wieder zu Fanny zurückgekehrt. Die Trommler und Trompeter, welche in einiger Entfernung von der Stadt ihre geräuschvollen musikalischen Studien trieben, wirbelten und schmetterten mir vollends Alles in meinem Kopfe durcheinander und so kam es, daß ich vollständig vergaß, nach dem Besitzer der Villa zu fragen. Einige Tage darauf aber machte ich mit der Familie Schröder einen Ausflug nach einem benachbarten, durch seine anmuthige Lage berühmten Dorfe. Den Abend wollten wir nicht

auf demselben Wege, den wir am Morgen eingeschlagen hatten, zurückkehren. Wir fuhren deßhalb über den Fluß, besahen uns eine kleine reizende Fabrikstadt und benutzten den Wagen des Wirthes, in dessen Haus wir abgestiegen waren, zur Heimfahrt. Als wir uns der Residenz näherten, hatte die Nacht bereits ihren Schattenschleier über die Landschaft ausgebreitet. Ich saß mit Fanny auf den Vorderplätzen des Wagens und begünstigt durch die Dunkelheit, so wie durch einen die schöne Gestalt einhüllenden, sehr geschickt ausgebreiteten Shawl, hatten sich unsere Hände gefunden. Plötzlich war es mir als sähe ich die Villa in ihrer weißen, schimmernden Farbe. Rasch fragte ich nach dem Besitzer des Landgutes und unterstützte meine Frage durch einen warmen Druck der Hand. Dieser warme Druck der Hand erkaltete aber, als Fanny freundlich zu mir sagte: „Es ist die Villa Gronau. Man erzählt sich, der Graf wolle sie umtaufen und nach seiner jungen Gattin „Villa Cäcilia“ nennen.“

XIII.

Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria. — Die Verse des Dichters summen den ganzen Morgen in meinem Kopfe, doch passen sie nicht vollkommen auf mein Schicksal. So ungestört, wie gegenwärtig mein Jammer, ist mein Glück nie gewesen. In Genua war mir in leuchtendem Glanze die Morgenröthe der Liebe aufgegangen und nun folgten schon nach einigen Wochen Sturm und Regenschauer; aber noch waren es Stürme des Frühlings und durch die trüben Wolken brach doppelt erwärmend und wohlthuend die Aprilsonne. Gegenwärtig regt und belebt sich Alles wieder in der Natur, nur meine Lebenskraft ist erstorben. Und doch meine ich manchmal, die Erstarrung müßte weichen, wenn ich die Ursache meines Kummers niedergeschrieben und Dir mitgetheilt hätte. Wie oft quält uns im Leben ein Wort, ein Lied, eine Stelle eines Gedichtes. Tage lang tragen wir uns damit, bis wir endlich, um den lächerlichen Zauber zu

lösen, die Verse, welche uns so vielfach gequält, laut in die Lüfte hineindeclamiren oder singen. Freilich besteht der Verlauf meiner Geschichte nicht aus einzelnen Versen, sondern aus strophenreichen Elegien, doch hoffe ich immer noch auf Heilung. — Deßhalb der Wahrheit getreu und so rasch als möglich voran!

Wochen lang befand ich mich in der Residenz und noch hatte ich keine Zeile gearbeitet, ja ich war mir im Taumel der Zerstreuung nicht einmal darüber klar geworden, was ich eigentlich beginnen wolle.

Nach dem Leben der Lieutenants ist das der Schauspieler das größte Schlaraffenleben. Das Erstere ist so erbärmlich und tödtlich langweilig, daß es keinem Menschen, der nur ein Keimchen geistigen Strebens in sich hat, gefährlich werden kann. Fesselnd und bestrickend dagegen für jedes Lebensalter, doppelt bestrickend für die Jugend, ist der Umgang mit den Repräsentanten der Komödie. Durch meine Liebe zu Fanny Schröder und mehr noch durch Vermittlung Karl Leyers war ich bald eingeweiht in den unerschöpflichen Klatsch und die zahllosen Intriguen der Oper, des Kapellmeisters, des Orchesters, der Direction, des Trauerspiels und Lustspiels, kurz der ganzen löblichen Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale. Dabei aber hatten diese Herren Darsteller und Intriguanten so viel erlebt, waren mit allen möglichen männlichen und weiblichen Berühmtheiten in

Berührung gekommen und verstanden so vortrefflich und unterhaltend zu plaudern, daß ich mich, obschon hundert Mal abgestoßen, ja angeekelt, doch bald aufs Neue wieder hingezogen fühlte.

Karl Leyer stand mit Officieren und Schauspielern gleich gut. Den Ersteren imponirte er, weil er nicht nöthig hatte, alltäglich von Mittags zwei bis Abends sechs Uhr bei einer einzigen Tasse Kaffee sitzen zu bleiben und sich auf den Polstern hin- und herzurecken. Er war freigebig und imponirte, indem er ponirte. Den Schauspielern gefiel er als witziger Gesellschafter und weit gereister, gerne von seinen Irrfahrten erzählender Odysseus. Auch hatten sie eine heilige Scheu vor der Fülle und schlagenden Kraft seiner gelehrten Citate.

Sein Ansehen verschaffte mir Geltung und bald war ich eingebürgert in einer sehr bunten und gemischten Gesellschaft, die sicher nicht als die solideste der Residenz betrachtet werden konnte. Im Anfang meines Aufenthaltes in L . . . holte mich Karl Leyer fast täglich zu einem Morgenspaziergange ab und verführte mich dann zu „der süßen Gewohnheit des Frühschoppens“, von der er schon in seinem Briefe gesprochen hatte. Diese süße Gewohnheit aber bekam mir sehr schlecht. Nach Tisch fühlte ich mich ermüdet und überließ mich unnützen Träumereien, bis ich in einen durchaus nicht erquickenden Schlaf verfiel. Freilich war ich dafür den Abend

um so munterer und aufgeregter. Oft saßen wir bis nach Mitternacht und discutirten über Theater, Kunst und Literatur, wobei durchschnittlich dieselben landläufigen Redensarten, welche man auf der breiten Heerstraße der Mittelmäßigkeit haufenweise antrifft, aufmarschiren mußten. Bald aber trübte sich das Verhältniß zwischen mir und meinem Freunde. Fanny zeichnete mich, wie sehr ich sie auch bat, dies vor der Hand nicht zu thun, bei jeder Gelegenheit aus. Die Herren von der Bühne, welche für alle Liebesangelegenheiten ein sehr scharfes Auge besitzen, neckten mich häufig in Leyers Gegenwart. Und so begann ihm allmählich das Unbegreifliche begreiflich zu werden. Oft verrieth mir seine Halsbinde, daß er den Gegenstand seiner Tübke-Ueberarbeitungen aufgesucht habe, immer aber kam er, ob er nun angenommen oder abgewiesen worden war, mißmuthig und verstimmt zum gemeinsamen Mittagstisch. So konnte es unmöglich länger fortgehen. Fanny bat mich inständig, mein Herz auszuschütten und einem treuen und aufrichtigen Freunde gegenüber nicht unwahr und schuldig zu werden. Ich gelobte es feierlich und verlor den Muth, sobald ich mich in Leyers Nähe befand.

Eines Abends verließen wir nach einer vollendeten Aufführung des Fidelio zu gleicher Zeit das Opernhaus. Der Eindruck dieses keuschen, reinen Kunstwerkes war

überwältigend. Schweigend gingen wir eine geraume Zeit unter den kahlen Kastanien der Theaterallee auf und ab. Als das Wagengerassel und der Lärm der nach Hause eilenden Menge vorüber war, sprach Karl Leyer enthusiastisch über die Leistung Fannys als Fidelio. Kaum hatte er den Namen genannt, als mir der Athem stockte. Meine Bewegung entging ihm nicht, vielleicht hatte ein Zucken meines Armes, der in dem seinen lag, mich verrathen. Er blieb stehen und sah zu mir auf. Sein spähender Blick konnte nicht bis zu meinen Augen dringen. Der Mond hatte sich in diesem Augenblicke hinter mächtigen, dunkeln und doch wieder durch einzelne Lichtstrahlen zersplitterten und zerklüfteten Wolken verborgen, so daß uns fast völlige Finsterniß umgab. Ich fühlte, daß der Moment gekommen war; ich mußte sprechen und sprach auch, aber so ungeschickt wie nur möglich. Anstatt unumwunden die volle Wahrheit mitzutheilen, wollte ich meinen Freund vorbereiten und begann von dem Enthusiasmus für die schöne Künstlerin zu reden. Ich schloß meine stotternd vorgebrachte Periode mit der Bemerkung, daß auch ich wahrhaft verliebt in sie sei. Kaum aber hatte ich meiner wahrhaften Verliebtheit Erwähnung gethan, als Karl Leyer seinen Arm unter dem meinen wegzog, sich umwandte mir ein frostiges „Gute Nacht!“ zurief und mich halb erstarrt stehen ließ. Als ich wieder zu mir selbst ge-

kommen war, eilte ich ihm nach und ersuchte ihn um Aufklärung über sein Betragen. Er aber ließ mich gar nicht zu Wort kommen, sondern unterbrach alle meine Reden mit dem krampfhaft leidenschaftlichen Ausruf: „Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht — sage ich!" — — „Nun denn, gute Nacht!" rief ich ihm zu und eilte furchtbar aufgeregt nach Hause. Ich war empört über meinen Freund und entschuldigte meine eigene Schwäche. In dieser Erregtheit schrieb ich einen Brief, der zornig begann und wehmüthig mit der Versicherung meiner unwandelbaren Freundschaft endete, übrigens die volle thatsächliche Wahrheit enthielt.

Am andern Morgen übersandte ich ihn durch das Dienstmädchen und ließ mich für den Abend um sechs Uhr zu einer Unterredung ansagen. Als ich um die bestimmte Zeit kam, fand ich meinen Freund nicht zu Hause. Den Abend erschien er nicht im Theater und am nächsten Tage zum zweiten Male nicht beim Mittagstisch. Am vierten Tage endlich erhielt ich ein Lebenszeichen. Der Briefbote brachte ein seltsames Actenstück, welches bewies, daß Karl Leyer nur mit seinem Leben seine Citate lassen konnte. Das Schreiben lautete:

„Drei Briefe habe ich zerrissen; diesen aber, er falle aus, wie er wolle, erhältst Du und zwar als Einleitung zu der von Dir gewünschten l e t z t e n Unterredung. Von

Gefühlssachen werde ich weder sprechen noch schreiben, denn ich komme mir zu armselig und erbärmlich vor, wenn ich denke, daß ich mich nach meinen Erfahrungen solchen Täuschungen noch aussetzen konnte. Ich bin ein echter Held der Tragödie, ich bin gestraft, wo ich gefehlt habe. Ich sehe meinen Untergang herannahen und den Humor der Verzweiflung, der dem Ende voraus geht, verspüre ich schon. Das war kein Meisterstück, Octavio! Zunächst aber, würdiger Freund, will ich Dich über Dich Selbst aufklären und Dir zeigen, in welcher Beleuchtung Du mir erscheinst. Es soll dies der letzte Liebesdienst sein, den ich Dir erweise.

Als ich Nachricht erhielt von Deiner sogenannten Erbschaft, schrieb ich in der Freude meines Herzens augenblicklich. Ich warnte Dich vor der Heirathswuth; ich ahnte, daß diese schwere Krankheit an dem Tage ausgebrochen sei, an welchem sich Deine Verhältnisse gebessert hatten. Ich bat Dich um Gottes Willen, nur nicht dem urgermanischen Zuge zu folgen, der darin besteht, daß der Deutsche, wenn er hundert Gulden in der Tasche hat, sich augenblicklich verheirathen will, um diese hundert Gulden so schnell als möglich wieder los zu werden. Meine Bitte fruchtete nichts. Es scheint, daß es gegen diese Krankheit kein Mittel gibt. Kannte ich doch hier einen Literaten, der sich seit seinem fünfzehnten Jahre im Schweiße des Angesichtes mit der

Feder ernähren mußte. Sein Zustand glich dem des Apothekers in Romeo und Julia. Der Hunger thronte in seinen hohlen Backen, in dem Blicke darbte Noth und Bedrängniß und auf dem Rücken hing zerlumptes Elend. Endlich erhält dieser Mensch im vier und zwanzigsten Lebensjahre eine ordentliche Stelle und fünf Monate darauf heirathet er eine Wittwe mit zwei Kindern. —

„Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben.“

So schrieb ich Dir damals. Du hast meine Warnung nicht gehört und Dich beeilt, die ersten Tage der unerwartet gekommenen Freiheit nach Kräften zu benutzen, um Dir neue Fesseln zu schmieden. Du bist kaum fünf und zwanzig Jahre alt und willst heirathen. Du glaubst, Talent zu besitzen und etwas leisten zu können und benutzest den ersten Ausflug in die Welt, der Dir reiche Anschauungen bringen und Deinen Gesichtskreis erweitern soll, um Dich zu verloben. Kaum erfährt man, daß Dein Lebenswagen von dem Schicksale eine bessere Bespannung erhalten hat und fröhlich dahin rollen kann, so theilst Du enthusiastisch mit, Du hättest den Rädern einen goldenen Hemmschuh angelegt. —

Jede Verheirathung in Deinem Alter und Deiner Lage ist ein Hemmschuh, anders kann ich es nicht nennen. Selbst ein tüchtigerer Charakter würde darunter

leiden. Du aber wirst zu Grunde gehen, denn Du bist, damit ich mich kurz fasse und mit einem Worte ausspreche, was mir die letzten Wochen und zumal Dein Brief unzweifelhaft bewiesen haben, Du bist, sage ich, — ein Anempfinder.

Vielleicht kennst Du trotz Deiner Belesenheit dieses Wort nicht. Es kommt nur einmal in der deutschen Literatur vor und Du wirst mir daher ausnahmsweise ein Citat erlauben müssen. In einem gewissen Wilhelm Meister schafft Goethe diese Bezeichnung um eine gewisse Melina zu charakterisiren. Sieh Dir diese Stelle genau an, ich bitte Dich darum. Da Deine Begabung größer ist als die der Madame Melina, so bildet auch das Wort „Anempfinden" in seiner ganzen und weitesten Bedeutung das Motto Deines Lebens.

Du hast von frühester Jugend auf so viel gelernt und gelesen, daß Du nie etwas Ursprüngliches schaffen wirst. Aus der tiefsten Tiefe Deiner Seele, unmittelbar wie eine Waldquelle hervorsprudelnd, wird keines Deiner Werke der Zukunft strömen. Bücher müssen Dich begeistern. Du schwindelst Dich in die Stimmung hinein und aus drei Werken schaffst Du ein viertes, welches sich zu den Originalen verhalten wird wie des Herrn von Lamartine „Raphael" mit seiner Poesie der Schwindsucht zu der gewaltigen Gesundheit der „Leiden des jungen Werther".

Du wirst an mich denken, Edmund, wie ich leider mein Leben lang an Dich denken werde. Als staunenswerther Menschenkenner hat sich der Professor erwiesen, welcher Dir bei Deinem Scheiden von der Hochschule zurief, einen bestimmten Beruf zu ergreifen und ihn nie aufzugeben. Nur strenggeordnete Thätigkeit kann Dich zu einem glücklichen Lebensziele führen. Fehlt diese, so taumelst Du und der Fall wird nicht ausbleiben. Du wärest ein sehr anregender Gymnasiallehrer geworden, in der Bahn aber, die Du jetzt betreten hast, wirst Du jämmerlich zu Grund gehen und zwar als Abklatsch jener empfindsamliederlichen, zwischen Genußsucht und Reue hin- und hertaumelnden Romantiker, welche Dir wohl bekannt sind. — Ich verfluche jedes Wort, das ich in lächerlichem, schwer bestraften Egoismus schrieb, um Dich Deinem Berufe zu entfremden.

Hättest Du immerhin Dein literarisches Anempfinden fort betrieben; es hätte wenigstens keinen Menschen tödtlich verletzt. Daß Du aber in vollständiger wahrhaft verbrecherischer Unkenntniß Deiner Selbst mit einem Freunde spielen konntest, das verzeihe Dir der Himmel; ich kann es nicht!

Du liebst Fanny Schröder. Wahnsinniger Mensch! Du hättest bei Deiner streng bürgerlichen, ja übertrieben kleinstädtischen Erziehung nie daran gedacht, Dich mit einer Sängerin zu verloben und wäre sie schön gewesen,

wie die eben dem Schaume des Meeres entstiegene Aphrodite, wenn nicht Dein unglücklicher Freund Dir von seiner Liebe vorgeschwärmt hätte. Du hast Dich hineingeschwindelt! Das ist meine heilige Ueberzeugung und deßhalb bin ich so aufgebracht in meinem Unglück.

Werde Dir doch klar, Anempfinder. Ich beschwöre Dich um Fannys Willen, werde Dir doch klar! Denke doch an das, was Du mir erzählt und geschrieben hast! Erregt durch Deine verbesserte Lage und den Tod Deines Bruders kamst Du nach M.... und triffst dort Heinrich Sieber. Der Hauslehrer schwärmt, wie das immer der Fall ist, für die Tochter des Hauses. Du hörst auch noch, daß der reichste Graf Deines Heimathlandes sich um Cäcilie von Wangenheim bewirbt und augenblicklich beginnst Du anzuempfinden und für das Mädchen, das Du kaum gesehen, zu schwärmen. Wenn Dein damaliges Gefühl echt war, wie ist es denn möglich, daß Du kurz darauf wieder eine ganz Andere, die keine Spur von Aehnlichkeit mit Cäcilie hat, lieben kannst?

Ich weiß, was Du antwortest. Du sprichst mir in Deiner anempfindenden Belesenheit von Romeo's Liebe zu Rosalinden und zu Julia Capulet. Die Gräfin Gronau ist aber keine Rosalinde, so wenig wie Du durch Deine drei Wochen in Italien ein Romeo. — Du citirst Goethe. — Gott! hatte denn wohl der große Dich-

ter eine Ahnung, welch Unglück sein Briefwechsel und die Geschichte seines Lebens in den Köpfen der Sterblichen anrichten sollten!

Wen liebst Du denn eigentlich, — die Gräfin oder die Sängerin? Du genießest, wie es scheint, den Augenblick und liebst die, welche gerade da ist und Dich liebt. Wenn nun aber die Beiden zusammentreffen, was geschieht dann?

Doch ich werde heftig, wie in meinen früheren Briefen und das will ich nicht. Wir haben abgeschlossen für ewig. Nur noch einige Aufklärungen will ich Dir geben. Da Du nie über Dich Selbst nachzudenken scheinst, so will ich es für Dich thun.

Also Du willst die gefeierte Sängerin Fanny Schröder heirathen? In diesem Falle gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder sie tritt von der Bühne ab, oder sie lebt ferner ihrem Berufe. Den letzteren Fall will ich zuerst erwägen und Du sollst sehen, daß der wirre und zerfahrene Schwachkopf, für welchen Du mich zu halten scheinst, noch Kraft genug hat, Deine Lage zu durchschauen und daß der leichtfertige und „keiner wahren Leidenschaft fähige“ Karl Leyer gewisse Dinge sehr ernsthaft ins Auge fassen kann.

Ich nehme an, Fanny Schröder bleibt als Frau Doctor Müller-Schröder — wie schön das klingt! — auf den Brettern und Du geräthst durch sie unter die

Musikalischen, für welche Du seit einigen Wochen schwärmst und deren Freundschaft, wie der schwungvolle Schluß Deines Briefes andeutet, Dir das höchste Glück gewähren soll.

Hast Du denn vergessen, daß Du keine einzige Note kennst. Als Anempfinder schwindelst Du Dich hinein und geräthst, wie weiland Goethe's Madame Melina, über Alles, was über Deinen Horizont geht, in Extase. Ich kenne Deine jüngsten Aussprüche über die Kunst der heiligen Cäcilie. Ich ahnte damals schon, worauf sie hinzielten, und will sie jetzt mit einigen Randglossen versehen.

Die Musik ist die unmittelbarste und momentan gewaltigste Kunst. Der Ton ist die tönende Seele. Er ist eine telegraphische Depesche direct in das Herz hinein. Das Weinen und Schluchzen, das Jauchzen und Jubeln, kurz das Wehen der Seele erklingt in der Musik. Sie erschließt die geheimsten Geheimnisse unserer Brust. Das ewige Sehnen des Menschen fluthet dahin in der Poesie der Töne. Die Musik regt das Gefühl auf und läutert es. Sie ist die gesellschaftlichste und geselligste Kunst. Sie öffnet Herzen und Häuser. Sie schlingt sich, von Dilettanten getrieben, veredelnd durch das ganze Leben und rettet uns vor dem ermüdenden Gleichmaß der Tage.

Das ist Deine neueste Ansicht von der Tonkunst

und Du hast recht. Es ist etwas Unendliches und Unaussprechliches, wenn die Bäche der Empfindung dahin brausen, sich trennen und verzweigen, sich wieder vereinen, zu Strömen anschwellen und endlich in einem Meer von Harmonie zusammenfließen.

Ich sage Dir aber, die Kunst der Harmonie ist die Beförderin der Disharmonie und Dissonanz. Beweis dafür Deine zukünftigen Freunde. — Der Ton ist die tönende Seele. Bei den tönenden Seelen findet sich jedoch meistens kein Geist. Die Musik ist die einzige Kunst, in welcher — Du wirst es früh genug erfahren — neben dem Talente die Dummheit ein fröhliches Fortkommen findet und frech und anspruchsvoll auftreten darf. Hinter dem „ewigen Sehnen" steckt bekanntlich nichts als Hohlheit und Leerheit. Ich habe immer lachen müssen, wenn ich Musiker von Ideen sprechen hörte, welche sie vermitteln müßten. Du lieber Himmel! Betrachte Dir doch den hervorragendsten Virtuosen der Residenz, Deinen zukünftigen Freund, diesen Haupt-Ideen-Vermittler. Er kommt ja oft genug in das Schröder'sche Haus. Er ist in seiner Jugend alltäglich an das Clavier geprügelt worden und besitzt, Dank den Schlägen seines auf diese Weise Ideen vermittelnden Vaters, die staunenswertheste Behendigkeit der zehn Finger. Seine Virtuosen-Unwissenheit und Gedankenarmuth hält gleichen Schritt mit seiner Eitelkeit und das will viel sagen.

Wäre ich Kurfürst von Hessen oder König von Neapel, ich gründete nur musikalische Vereine und unterstützte sie nach Kräften. Die Ideen dieser Herren sind nicht staatsgefährlich. Wie die katholische Religion dadurch einen ungemeinen Reiz hat und große Macht ausübt auf Kinder und denkfaule Menschen, daß sie Jedem von frühester Jugend an ein Aemtchen gibt, ihn durch Sträuße- und Kränzewinden, durch Ausputzen der Kirche, Tragen der Fahne u. s. w. in eine gemeinsame Thätigkeit hineinzieht, so daß er zuletzt glaubt, er sei eine höchst wichtige Person und auf seinem Ausschmücken der Kirche und Reinigen des Weihwasserkessels beruhe der Katholicismus — — so ähnlich verhält es sich mit der Musik. Einige dürfen den Saal miethen und dafür sorgen, daß die Stühle richtig gestellt werden. Andere theilen die Noten aus und geleiten die Damen an ihren Platz. Endlich kommt dann der feierliche Moment, in welchem sie gemeinsam vortreten und sich Jeder stolz in die Brust wirft, weil er glaubt, er sei derjenige, welcher —

Du natürlich wirst als Herr Schröder-Müller gleich in den Vorstand gewählt, darfst an der Thüre die Einlaßkarten abnehmen und die lobenden Rezensionen in den Zeitungen unterbringen. Welch ein Glück für einen Mann, der acht Jahre auf dem Gymnasium und vier auf der Universität zugebracht hat!

Ja, ja! die Musik ist die gesellschaftlichste und geselligste Kunst. Das ist eine hübsche und wahre Phrase. Es fragt sich nur, wer sich in der rein musikalischen Gesellschaftlichkeit und Geselligkeit lange wohlbefindet. Ich wiederhole es, die Musik ist die einzige Kunst, in welcher die Dummheit ein fröhliches Fortkommen findet. Gib einem Menschen die Behendigkeit der zehn Finger, die Fertigkeit der Kehle, gib ihm das hohe c und das tiefe c und er wird Dir, wie jener mit Gold beladene Esel Philipps von Macedonien, in alle Städte und Gemächer dringen. An dem Goldklang seiner Stimme aber ist er eben so unschuldig, wie jener Esel an seiner Last.

In der Theaterwelt erzählt bekanntlich immer ein Sänger von dem Andern die Geschichte jenes Directors, der mit einem Tenoristen in furchtbaren Streit gerieth und diesem endlich, nachdem er sich lange auf ein Wort der Vernichtung besonnen, die niederschmetternde Phrase in österreichischem Dialect entgegen schleuderte: „Sie sein ein Tenorist, — das sei meine Rache."

Tenoristen aber werden Dein täglicher Umgang sein. Ueber ihre Ideen wirst Du Abhandlungen schreiben müssen. Wahrlich ein schöner Beruf für einen Menschen, der acht Jahre auf dem Gymnasium und vier auf der Universität zugebracht hat!

Was willst Du denn eigentlich als verheiratheter

Mensch treiben? Theaterkritiken verfassen? Das wäre das Richtige für einen Anempfinder. Die erste beste Schauspielerin, welche das Publikum enthusiasmirt, setzt auch Dich in Feuer und Flammen. Einem Gretchen am Spinnrad und vor der mater dolorosa widerstehst Du möglicher Weise, einem Gretchen beim Thee aber und in vertraulicher Unterhaltung fällst Du zum Opfer. Die Idee, daß die von so Vielen Begehrte sich momentan Dir freundlich erweist, hebt Dich über alle Rücksichten der Moral weg und der anempfindende Schwindel erblüht wieder gewaltig.

Dies Alles ändert sich freilich, wenn Fanny, so lange es noch Zeit ist, durch eine Heirath aus der Welt der Lüge und des Scheines gezogen wird, wie das Vater und Bruder von Herzen wünschen. Wäre mir das hohe Glück zu Theil geworden, um welches Du mich betrogen hast, so würde Fanny vom Verlobungstage an die Bretter nicht mehr betreten haben.

Und nun bin ich bei dem Punkte angelangt, mit welchem ich in meinen wieder zerrissenen Briefen begonnen hatte. Auch diesmal kann ich nicht niederschreiben, worüber ich um Fannys Willen Gewißheit haben und Dir die Augen öffnen muß. Erwarte mich heute Abend um fünf Uhr und dann soll die von Dir gewünschte letzte Unterredung statt finden." — —

Der erste Theil dieses Schriftstückes machte auf

mich nur wenig Eindruck. Ich mußte mir mühsam meinen Freund in seinem seltsamen Sein und Treiben zu vergegenwärtigen suchen, um zu begreifen, wie man in einem solchen Momente einen solchen Brief schreiben konnte. Da Karl Leyer und ich in früheren Jahren sehr fröhliche Stunden in verschiedenen Liederkränzen verlebt hatten, erschienen mir seine Angriffe auf Sänger und Musiker unbegreiflich. Uebrigens dachte ich wenig nach über die Wahrheit oder Unrichtigkeit seiner Behauptungen in Bezug auf mich und die Kunst der heiligen Cäcilia, denn die letzten Zeilen seines Briefes versetzten mich in eine fürchterliche Unruhe. Ich konnte oder wollte mir selbst nicht klar werden über das, was Leyer mit mir noch zu besprechen gedachte, und empfand, was ich noch oft empfinden sollte, daß nervös reizbare Menschen Alles eher ertragen als die Ungewißheit. Das Langen und Bangen in schwebender Pein mag dem Liebenden, der mindestens Aussicht auf Hoffnung zu haben wähnt, poetisch erscheinen und zumal der Erinnerung einen unnennbaren Reiz verleihen, in allen übrigen Fällen aber ist es vernichtend.

Endlich kam die fieberhaft erwartete Abendstunde heran. Da ich ein unheimliches Frösteln in mir verspürte, hatte ich, um dem Einfluß des trüben Novembertages zu entgehen, Feuer anzünden lassen und war eben mit dem Ofen beschäftigt, als Karl Leyer eintrat.

Ich eilte auf ihn zu und reichte ihm die Hand hin, die er nicht annahm. Er setzte sich rasch nieder und sagte sehr laut, als wolle er das Stocken und Zittern der Stimme verbergen:

„Nur keine Rührung; um des Himmels Willen keine Kotzebuesche Rührung. Die sentimentale Weichherzigkeit und die genußsüchtige, jeden Kitzel befriedigende Gewissenlosigkeit sind gar eng verschwistert und lösen sich in acht Tagen achtmal ab. Ich will Deine Reue nicht."

„Und ich habe nie daran gedacht, Dir Reue entgegen zu bringen. Du verkennst mich vollständig. Ich erscheine mir durchaus nicht als Verbrecher."

Dies rief ich ihm heftig erregt zu, indem ich mich gleichfalls niedersetzte. Selbst in diesem Momente verleugnete Karl Leyer seine seltsamen Angewohnheiten nicht. Sobald Jemand in dem Zimmer stand oder auf und abging, pflegte er augenblicklich sich niederzulassen. Nahm aber die Person, welche ihn in seinen Wanderungen störte, selbst Platz, so sprang er rasch auf und holte nach, was er versäumt hatte.

Dasselbe that er auch jetzt. Mit großen Schritten eilte er durch das Zimmer, blieb dann plötzlich, sich an mein Pult anlehnend, stehen und sagte:

„Als ich Dich in diesem Zimmer zum ersten Male sah, fragte ich scherzweise nach Deinen Vermögensver-

hältnissen. Dieselbe Frage, die ich damals an Dich richtete, wiederhole ich jetzt — —"

„Und" — erwiederte ich aufbrausend — „Du sollst dieselbe Antwort erhalten oder vielmehr eine bessere. Ich will Deine Bevormundung nicht mehr. Ich bin ihr glücklicher Weise entwachsen. Die Zeit Deiner berühmten blöden Jugendeselei ist vorüber. Ich brauche keinen Mentor. Deine Verhältnisse gehen Dich an, die Meinigen mich und damit ein für alle Mal Punktum über diesen Punkt! Wer gibt Dir das Recht, mich auszufragen?"

„Wer mir das Recht gibt?" — schrie Karl Leyer mich an — „Wer mir das Recht gibt? das will ich Dir sagen. Deine bodenlose Unkenntniß Deiner Selbst gibt mir das Recht!"

Darauf fuhr er, die Stimme dämpfend, fort:

„Ich habe in der letzten Woche Deine sehr bescheidenen Verhältnisse klar durchschaut. Ich habe aber auch seiner Zeit, als ich von Deinen fabelhaften Reichthümern hörte, scherzhaft und ernsthaft in dem Schröder'schen Hause von Dir als einem Kinde des Glückes gesprochen und das, was ich selbst nicht glaubte, Anderen eingeredet. Kurz, ich sage Dir, Deine Verlobung mit Fanny Schröder in Italien ist erfolgt auf Grundlage meiner, wie Du am besten weist, jeder Wahrheit entbehrenden Schilderungen."

Ein Schrei der Wuth entfuhr mir in diesem Augenblicke. Wie wahnsinnig sprang ich auf, um Karl Leyer für seine Niederträchtigkeit zu züchtigen. Aber mir fehlte die Kraft. Halb ohnmächtig sank ich auf den Stuhl zurück.

So war denn der gräßlichste Zweifel in meine Seele geschleudert. Dahin war meine Ruhe, mein Frieden, mein Glück. Beschimpft war, was ich als Heiligstes ehrte; vergiftet die Erinnerung an die seligsten Tage meines Lebens!

Ich hätte aufspringen und den Verleumder zu Fanny hinschleifen mögen, damit er aus ihrem reinen Munde sein Verdammungsurtheil höre. Dann erschien ich mir selbst wieder schuldig, zumal als Karl Leyer, nachdem er mich niedergeschmettert hatte, in milderem Tone fortfuhr:

„Das ist keine Schande für Fanny und ich will jedes Wort, welches ich hier spreche, ihr gegenüber vertreten. Gerade die richtige Einheit von Herz und Verstand ist es, die ich an dem seltenen Mädchen bewundere. Wenn sie Deine Vermögensverhältnisse jetzt erfährt, wird sie Dich deßhalb nicht minder lieben, hätte sie dieselben aber früher gekannt, so wärest Du nie so weit gekommen. Dies behaupte und dabei bleibe ich."

Karl Leyer erwartete offenbar eine Antwort. Ich

machte ihm nur mit der Hand ein Zeichen, sich zu entfernen. Er sah, wie sehr ich litt, kam auf mich zu und sagte:

„Ich mußte Dir die Wahrheit mittheilen und es ist am Ende gut, daß Du noch zur rechten Zeit und durch mich aufgeklärt wirst. Deinen Eltern, sowie Fannys Vater und Bruder gegenüber, wird ja eine ausführliche Erläuterung nöthig sein. Die Idee, Dich von Deiner Frau ernähren zu lassen — —“

Hier unterbrach ich seine Rede und bat ihn dringend mein Zimmer zu verlassen. Er aber drückte mich in furchtbarer Bewegung auf meinen Stuhl nieder und rief:

„Mensch, Mensch — warum mußt Du es gerade sein, welcher das letzte Band, das mich an's Leben fesselte, muthwillig zerriß. Glaubst Du, daß ich nicht leide? Viel furchtbarer durchwühlt mich der Schmerz, als er Dich bei Deiner anempfindenden Natur je erfassen wird. Du wirst Dich selbst im schlimmsten Falle zu trösten wissen. Dir bleibt Deine Jugend, Dir bleiben Deine Eltern, Du hast noch eine Mutter. Konntest Du denn nie mein unnennbar elendes Dasein begreifen. Hab ich Dir nicht hundert und hundert Mal erzählt, wie die ruhige Milde, das versöhnende Element meinem Leben von Jugend auf fehlte, weßhalb ich das,

was ich nie besessen, mit der heißesten Sehnsucht zu erstreben suchte. Meine Mutter stirbt, als ich noch nicht sechs Jahre alt. Mein Vater hat von morgens bis abends mit seinen Geldgeschäften zu thun. Ich verfalle einer Institutserziehung, die mich mehr und mehr empört. Ich stürze mich endlich nach Jahren elenden, selbstschänderischen Zwanges in das Leben einer üppigen, nach der Arbeit den sinnlichsten Genüssen ergebenen Kaufmannsstadt, ich — — doch Du weißt es ja; ich habe Dir unzählige Mal Andeutungen gegeben. Weil ich diese in scherzhafter Form vorbrachte, glaubst Du, ich habe kein Herz, ich kenne keine Tiefe des Gefühles. Hast Du nie gehört, daß der Witz die Waffe des Gequälten und Gefolterten ist und daß man von dem Humor der Verzweiflung spricht. — — Eines will ich Dir nur noch sagen. Bei all meiner so oft citirten Zerfahrenheit liebe ich Fanny mit der ganzen Glut meiner Seele. Ich liebe sie, wie ich mein besseres Sein liebe. In der Neigung zu ihr ehrte ich meine eigenen guten Eigenschaften, die ich von meiner Mutter ererbt habe und zu wahren und zu retten suchte. Fanny sollte mich dem Leben erhalten und ihre milde weibliche Anmuth mich aus Jahre langer schwerer Krankheit erlösen. Es war anders von dem Verhängniß bestimmt, mein Schicksal soll sich erfüllen. Und nun lebe wohl, diese Stadt sieht mich nicht wieder."

So und in ähnlicher Weise sprach Karl Leyer, auf dessen Worte ich kaum hörte, so daß mir erst Wochen und Monate später einzelne Sätze in nächtlichen, der Erinnerung gewidmeten Stunden einfielen. Nicht einmal klar war es mir, ob ich dem Scheidenden zum Abschiede die Hand gereicht.

Als er sich entfernt hatte, warf ich mich in voller Verzweiflung auf mein Bett und drückte den Kopf in die Kissen. Glücklich wäre ich gewesen, wenn ich meinen Schmerz hätte ausweinen können. Dann sprang ich auf und eilte noch denselben Abend zu Fanny. Ich mußte Aufklärung haben, ich mußte sie selbst aufklären. Ich erschien mir nicht frei von jeder Schuld. Die brennende Röthe meiner Wangen, die ich mir nicht zu erklären wußte, als in Thusis der alte Criminalrath mich mit den Worten anredete: „Sie haben einen schweren Verlust gehabt;“ — dieselbe brennende Röthe verspürte ich wieder und jetzt konnte ich sie deuten. Nicht die Scham allein, daß ich bald nach dem Tode meines Bruders in der Welt herumreise, hatte sie hervorgerufen; auch der Gedanke an die von Karl Leyer verbreitete Erbschaftsfabel hatte mitgewirkt. Warum sagte ich Fanny nicht die volle Wahrheit? In der Schweiz wollte ich die Erinnerung an die Scenen der Trauer nach Kräften verbannen, ich wollte einmal in meinem Leben das Leben selbst genießen. Warum aber schwieg ich

nach meiner Ankunft in der Residenz? Ich wurde zum ersten Mal irr an mir selbst und begann zu ahnen, daß Karl Leyer nicht unwahr redete, wenn er mir Einsicht in mein eigenes Leben ab= und Gefühlsdusel zusprach.

Glücklicher Weise traf ich Fanny in ihrem Studirzimmer schreibend beim Schein der Lampe. Als ich eintrat bemerkte sie augenblicklich meine furchtbare Blässe und Aufgeregtheit. Mit wahrer Herzensangst fragte sie, was mir fehle. Ich wollte mit dem Wichtigsten beginnen, brachte aber nur die Worte heraus: „Ich habe mit Leyer gesprochen.“

Fanny, die nun meine Qualen aus dem getrübten Freundschaftsverhältniß herleitete, zog mich zum Sopha, kniete vor mir nieder und begann, mir ernsthaft und scherzhaft zuzureden und mich zu ermuntern, indem sie ihre Reden mit den süßesten Schmeicheleien der Liebe begleitete. Mit Staunen und Bewunderung betrachtete ich einen Augenblick das holde Mädchen. Dann faßte ich unwillkürlich Fannys Kopf mit den beiden Händen, drückte ihn ein wenig zurück, so daß ihre freundlichen Augen treuherzig und fragend zu mir aufschauten, und sagte mit erzwungener Ruhe und Festigkeit:

„Fanny, mein Freund behauptet, daß Du Dich nie und nimmer mit mir verlobt haben würdest, wenn Dir

meine bescheidenen Vermögensverhältnisse bekannt gewesen wären."

Bei dem Wort „Vermögensverhältnisse" zeigte sich eine solche Todtenblässe auf den Wangen der vor mir Knieenden, daß mir der Athem stockte und das Blut nach dem Herzen zurück trat.

Meine Hülflosigkeit und das krampfhafte Zucken meiner Lippen riefen die Lebensgeister in dem Mädchen wieder wach. Mit einer Leidenschaft, die ich weder auf der Bühne noch im Leben bei Fanny wahrgenommen hatte, sprang sie empor, drückte mich fest an ihre Brust und rief:

„Bei Allem *was mir* heilig ist, bei dem Andenken *an meine selige Mutter*, schwöre ich Dir, daß diese Verleumdung *niederträchtig*, unaussprechlich niederträchtig *und elend ist*. Niemals hätte ich Leyer diese Infamie *zugetraut*. Er ist ausgestrichen aus meinem Gedächtniß. Ich will ihn nicht sehen, seinen Namen nicht hören. Und das kannst Du glauben? Habe ich je eine Frage an Dich gerichtet, die Dir Veranlassung zu so entsetzlichem Mißtrauen geben konnte. Hat es mein Vater, hat es meine Tante gethan. Nein, nie, nie."

Nach diesen Worten warf sie sich schluchzend in die Ecke des Sophas zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Nun war die Reihe an mir, den Zauber liebevoller und begütigender Rede zu entfalten. Mit

der größten Mühe brachte ich es endlich so weit, daß die Hände die Augen nicht mehr bedeckten und daß ich ihr die letzten Thränen wegküssen konnte. Ihre Aufregung ging in eine milde, wehmüthige Stimmung über:

„Eins nur“, sagte sie, „habe ich Dir verdacht, daß Du nie mit Vater und Tante sprechen wolltest und daß Du mir so wenig von Deinen Eltern erzähltest. Ich glaubte, Du hättest nichts Eiligeres zu thun, als ihnen unser Glück zu melden. Warum willst Du Dich nicht meinem Vater anvertrauen? Ich habe nie ein Geheimniß vor ihm gehabt und ich habe, ich gestehe Dir es frei, auch jetzt keines. Der Vater findet es auffallend, daß Du ihn eher zu meiden, als aufzusuchen scheinst, und daß Du noch kein einziges vertrauliches Wort mit ihm gesprochen hast.“

Ich erklärte, morgen nachholen zu wollen, was ich bisher versäumt habe, und Fanny meinte, das sei sehr schwer, da ihr Vater seit gestern sich in Berufsgeschäften auf dem Lande befinde und wahrscheinlich nicht vor Anfang der nächsten Woche zurückkehren werde. Nun fragte ich nach der Tante. Sie war glücklicher Weise im Theater, um ihre Lieblingsoper „Czaar und Zimmermann“ zu hören und um über das erste Auftreten eines neuen Bürgermeisters von Zaardam Bericht erstatten zu können. Uebrigens erging an mich — und

zwar wieder in liebenswürdigem Tone — der Befehl, in jedem Fall zuerst mit dem Vater zu sprechen.

Nun hielt ich es an der Zeit, auch für Karl Leyer ein gutes Wort einzulegen. Ich erzählte ihr, daß der kleine Mann im ersten Jahre unserer Universitätsbekanntschaft gewiß allwöchentlich dreimal mit einer Miene, als habe er ein Todesurtheil zu verkünden, vor mich getreten sei, um mir zuzurufen: „Edmund Müller! das Höchste, was Gott dem Menschen verliehen hat, was Dir aber immer noch gänzlich fehlt, ist die Vernunft. Vernunft nenne ich nämlich die richtige Einheit von Herz und Verstand!“

Hierauf erzählte ich weiter, daß Leyer sie als Ideal und somit als die Vernünftigste ihres Geschlechtes betrachtet habe. — Fanny fragte nach Einzelnheiten unserer Unterhaltung. Ich theilte manches mit. Sie wurde ernst und nachdenklich gestimmt, obschon ich von dem „Anempfinden“ nichts bemerkt hatte. Mit einer gewissen ahnungsvollen Wehmuth sagte sie mir Lebewohl. Dann aber begleitete sie mich noch bis zur Thüre des Vorplatzes. Als ich ihr dort zum Abschiede die Rechte reichte und in die freundlichen, feuchten, durch den Schein des Lämpchens, welches sie in der Hand hielt, verklärten Augen schaute, sagte ich zu ihr:

„Dein Aug' zu preisen, find ich keine Worte,
Ein Gleichniß nur, das ich Dir nicht verhehle:

Es ist dein Aug' die kleine dunkle Pforte
Zu einer großen lichten Seele."

„Das ist von Dir?" rief Fanny lebhaft.

„Nein, Herz, leider nicht. Das ist von einem der sich Friedericus Hornfeck benennet."

„Aber Du könntest es doch auch gemacht haben?"

„Das versteht sich!" erwiederte ich mit Nachdruck und eilte lachend, jedoch, da die Sache eine bedenkliche Wendung zu nehmen schien, so schnell als möglich die Treppe hinunter. Auf der Straße fiel mir ein, daß Fanny blaue Augen hatte und daß also die dunkle Pforte der schönen Strophe bei ihr keine Anwendung fand. Ich tröstete mich damit, daß die deutschen Frauen über deutsche Lyrik nie nachdenken, ja daß sie von dem Gedanken ausgehen, man dürfe bei der lyrischen Poesie überhaupt nichts denken, eine Annahme, die sehr vielen Modedichtern zu fortwährenden neuen Auflagen verhilft.

Auch erinnerte ich mich eines Karl Leyer'schen Weisheitsspruches, der dahin lautete, die deutschen Frauenherzen seien am leichtesten, zumal viel leichter als die französischen, zu erobern. Man müsse nur mit friedfertiger, idyllisch säuselnder Zephyr-Lyrik Sturm laufen. Demnach war Tübke kein Zephyr-Lyriker und mein Freund eine traurige Ausnahme von der heiteren Regel. Um ihn mit sich und mich mit ihm zu versöhnen, suchte ich ihn noch in später Abendstunde in seiner Woh-

nung auf, erhielt aber von den Hausleuten den Bescheid, er sei, da er sich unwohl gefühlt habe, längst zur Ruhe gegangen. Leider ließ ich mich durch diese Mittheilung zurückschrecken. Den Schlaf wollte ich nicht morden. Am andern Tage aber hatte mein Freund die Residenz verlassen.

XIV.

Nun folgte in meinem Leben Unglück auf Unglück. Der Hauptschlag aber, der mich zunächst treffen sollte, war ein Schlagfluß, welcher Fannys Vater betroffen und zwei Tage darauf getödtet hatte. Schon in Italien hatte ich erfahren, daß der sehr starke, bejahrte Mann wiederholt leichte Schlaganfälle glücklich überstanden. Tochter und Schwester ermahnten ihn damals bei jeder Gelegenheit, übertriebene Anstrengung zu vermeiden, weßhalb er im Garten der Villa Pallavicini zurück geblieben war, während Fanny und ich die Ruine erstiegen. Jetzt hatte er in Ausübung seines Amtes eine Reise unternehmen müssen und auf dem Rückwege nach der Residenz seinen Sohn in R.... besucht. Hier hatte ihn das Verhängniß ereilt. Fanny war auf die telegraphische Meldung augenblicklich an sein Sterbebett geeilt. Mir hinterließ sie einige Zeilen mit der Bitte, unverzüglich nachzukommen, um wo möglich den Segen

des Vaters noch zu erhalten. Ich war befangen genug, dieser Aufforderung zu folgen.

Die Scene, welche ich in R.... erlebte, kann ich nicht niederschreiben. Grausen faßt mich jetzt noch an, wenn ich daran denke. Fanny war wie irrsinnig. Sie hatte den Vater noch lebend getroffen, aber vollständig gelähmt, nur das linke Auge scheinbar noch ungebrochen. Nun beschäftigte sie nur ein Gedanke, ob der Sterbende sie noch erkannt, ob es ihm wohlgethan, sein Kind bei sich zu sehen, ob er ihren Schmerz, ihre Zärtlichkeit noch gefühlt habe. Mit diesen Fragen quälte sie sich ab. Mich beachtete sie bald nicht, bald stürzte sie leidenschaftlich an meine Brust. Dann klagte sie mich an, daß ich dem Verstorbenen nicht mein Herz erschlossen hätte, und als sie meinen Schmerz bemerkte, bat sie wieder um Verzeihung. Das sonst so ruhige, besonnene Mädchen war wie umgewandelt.

Fanny's Bruder ging liebevoll auf ihre Wünsche ein. Selbst als sie am Begräbnißtage in einem Augenblick der Aufregung verlangte, wir sollten uns mit „Du" anreden, that er es sofort, vermied aber soviel als möglich, mich allein zu sprechen. Um so erstaunter war ich, als ich am nächsten Morgen ein sehr höfliches, aber mehr den Juristen als den Schwager verrathendes Schreiben erhielt, in welchem er mich dringend aufforderte, nach der Residenz zurück zu kehren, wohin er mir

in einigen Tagen mit Fanny folgen werde. Die Annahme, daß dieses das einzige Mittel sei, seine Schwester von der Stätte des Unglücks wegzubringen, erschien mir vollkommen einleuchtend und stimmte mit meinen geheimen Wünschen, den Schauplatz der fürchterlichen Scenen zu verlassen, überein. Da ich aber keinen rechten Grund zur Rückkehr in die Stadt anzugeben wußte, wurde der Abschied bedeutend erschwert und nur der auffallend entschiedenen Hülfe des Bruders hatte ich es zu danken, daß Fanny endlich einwilligte.

In der Residenz hatte ich einige Tage Zeit, über den künftigen Schwager nachzudenken. Zu erfreulichen Resultaten für mich führte diese Beschäftigung nicht. Bis jetzt war mir der Secretär Schröder ein Räthsel. Das jus criminale schien bei ihm vorzuherrschen. Seine ganze Erscheinung hatte etwas kaltes, abgemessenes, herzloses. Er hatte die stattliche, hohe Gestalt vom Vater ererbt. Seine regelmäßigen Gesichtszüge verriethen auffallende Aehnlichkeit mit denen Fannys, aber das freundliche milde Auge fehlte. Sein Blick war scharf, schneidend, zersetzend. Zum ersten Male begriff ich, was die Griechen unter γλαυκωπις verstanden. Halb blau halb eulenäugig waren die Augen des Secretärs. Und doch war dieser Mann die verkörperte Güte und Liebenswürdigkeit seiner Schwester gegenüber. Er behandelte sie wie ein krankes Kind, dem man scheinbar den Wil-

len thut, dessen Willen man aber durch Klugheit zu leiten und lenken weiß. — Bald sollte ich ihn näher kennen lernen.

Eines Morgens nach neun Uhr, ich lag noch im Bett und dachte über Vergangenheit und Zukunft nach, klopfte es an.

Da die Magd bereits Feuer angezündet hatte, war die Thüre nicht verschlossen. Rasch sprang ich heraus, um mich vor einem Ueberfall zu schützen. In der Eile warf ich den Stuhl, der vor meinem Bette stand, um und verursachte darauf mit dem Nachtriegel, den ich leise vorschieben wollte, ein zweites so lautes und vernehmbares Geräusch, daß ich nothwendig rufen mußte: „Wer ist da?" Die Antwort fiel aus, wie ich es mir gedacht hatte. Leider hatte ich nicht den Muth und die Geistesgegenwart, zu erklären, daß ich mich in einem Zustande befände, in welchem man selbst seinen zukünftigen Schwager nicht annehmen könne. Ich stammelte einige Entschuldigungen, bat, einen Augenblick zu warten, suchte mit Uebergehung der Unterhosen so rasch als möglich in die Hosen zu schlüpfen und fuhr, nachdem ich den Rock bereits über das Nachthemd angezogen hatte, einige mal mit der Bürste über die sehr widerspenstigen Haare. Dann fiel mir ein, daß möglicher Weise eine dumpfe Luft in dem Zimmer herrschen könne und so öffnete ich, während ein Höllenfeuer im

Ofen brannte, das eine Fenster und dann die Thüre. Ein heftiger Luftzug begrüßte den Eintretenden. Sein erster Blick fiel auf mich und meine Verwirrung, sein zweiter auf das Bett, den halb offenstehenden, Einsicht gewährenden Nachttisch und auf den Stuhl, auf welchem in friedlicher Eintracht Unterhosen, Hemd und Halsbinde lagen.

Mein Zustand war wahrhaft bejammernswerth, um so bejammernswerther, als ich keine Ahnung von dem nun folgenden Gespräch haben konnte. Hätte ich diese gehabt, so würde ich mir sehr ernsthaft erbeten haben, eine solche Angelegenheit in passenderem Momente zu verhandeln. So aber erwartete ich Nachrichten von Fanny, einen Gruß, eine Einladung oder etwas dergleichen. Nachdem ich einige Sätze hervorgestottert hatte, in denen die Worte: Kopfweh, ausnahmsweise lang schlafen, Entschuldigung der sonst ungewohnten Unordnung — die Hauptrolle spielten und nachdem mir der Secretär Mittheilung gemacht hatte über das Befinden Fannys, kam es zu folgender Unterredung.

„Sie haben sich mit meiner Schwester in Genua verlobt?"

„Ja, mein Herr!" erwiderte ich mit besonderer Betonung des Herr, obschon mir die Augen feucht wurden, als ich mich so herzlos anreden hörte und die kalte Ruhe und Theilnahmlosigkeit gewahrte, mit welcher

Fannys Bruder mir scheinbar gegenüber saß. Das Gespräch enwickelte sich darauf annähernd in folgender Weise:

„Sie haben nie mit meinem Vater über Ihre Verlobung gesprochen?"

„Nein, mein Herr, aber Fanny hat es gethan."

„Warum haben Sie selbst in einer für Sie und ihn so wichtigen Angelegenheit geschwiegen?"

„Weil ich, wie Ihnen Ihre Schwester mitgetheilt haben wird, zuerst mit meinem Freunde Leyer reden mußte oder wollte. Es war dies eine schwere Aufgabe für mich. Ich hätte mich ihr früher unterziehen sollen. Dies ist der einzige Grund; der einzige Grund zugleich, weßhalb ich meinen Eltern meine Verlobung noch nicht gemeldet habe."

Bei den letzten Worten sah mich der Examinator mit einer so durchdringenden Schärfe an, daß ich gereizt bemerkte:

„Uebrigens hoffe ich, ich habe den Bruder meiner Braut vor mir und befinde mich nicht in einem Criminalverhör."

Ohne auf meine letzte Bemerkung etwas zu erwidern, fuhr der Secretär in seiner ruhigen, mich zur Verzweiflung bringenden Weise fort:

„Sie haben sehr unrecht gethan. Sie haben den alten, des höchsten Vertrauens werthen Mann durch

Ihr Schweigen schwer betrübt und Unruhe und Mißtrauen in ihm hervorgerufen. Noch kurz vor dem entsetzlichen Augenblick — — —"

„Aber um des Himmels willen, Sie wollen doch nicht andeuten — —"

„Ich will nichts andeuten. Ich sage, daß mein Vater Sie liebte, daß er Ihre Anlagen des Geistes und Herzens schätzte und hochhielt, daß aber gerade deßhalb Ihr Betragen doppelt auffallend und unerklärlich sein mußte."

„Fanny hätte alles erklären können!"

„Der hatten Sie es ja verboten. Nichts desto weniger wußte sie die Sorgen des Vaters, so lange sie bei ihm war, zu verscheuchen und Ihr Versäumniß stets mit Erfolg zu entschuldigen. Dieses Versäumniß läßt sich nun nicht mehr nachholen. Das aber verlange ich von Ihnen und das sind Sie meiner Familie wie der Ihrigen schuldig, daß Sie umgehend Ihre Eltern von der Verlobung mit meiner Schwester benachrichtigen."

„Dies war meine Absicht und nur der Todesfall und die Abreise nach R . . . . hat die Ausführung verhindert."

„Sie sind schon seit acht Tagen zurückgekehrt und haben es noch nicht gethan. Ich muß deßhalb nochmals dringend bitten, daß Fanny die Einwilligung Ihrer

Eltern erhält. Es wird ihr eine Beruhigung sein in den Tagen des Schmerzes — — —"

Ich versprach es und Secretär Schröder fuhr nach einer Pause fort: „Nun muß ich einen zweiten nicht minder wichtigen Punkt berühren. Ich habe an dem Todtenbette meines Vaters eine heilige Pflicht übernommen. Ich bin an seine Stelle getreten und Sie müssen mir gestatten, über Angelegenheiten zu sprechen, frei und entschieden zu sprechen, die man sonst im Leben nicht gerne zu berühren pflegt. Sie haben sich mit meiner Schwester verlobt. Die Verlobung kann nicht ewig dauern. Ich frage Sie, welche Stellung können Sie ihr im Leben bieten?"

Nach diesen Worten sah er mich fest, aber freundlicher als zu Anfang unserer Unterredung an. Ich kam in die fürchterlichste Verlegenheit. Ich dachte an die Beschuldigungen Leyers und wußte nicht, was ich erwidern sollte. Er bemerkte meine Qual und fuhr fort:

„Ich habe ganz und gar nicht die Absicht, Ihre Verhältnisse bis ins Einzelne zu erforschen. Ich würde nicht im Geiste meines Vaters, nicht in dem meiner Schwester handeln, wenn ich das thäte. Ich frage Sie, ist es Ihre Ansicht, daß Fanny bei der Bühne bleiben soll."

„Ja!" erwiderte ich und war beruhigter, als endlich dieses eine Wort über meine Lippen gekommen war.

„Was wollen Sie denn in diesem Falle treiben?"

„Eine schriftstellerische Thätigkeit suchen," lautete meine Antwort, die ein seltsam ironisches Lächeln bei meinem Examinator hervorrief. Dies Lächeln umspielte auch seine Lippen als er fortfuhr:

„Das gäbe eine schöne Ehe. Die Gattin eine Sängerin und der Gatte ein Doctor der Philologie, der eine schriftstellerische Thätigkeit sucht. — Ich will Ihnen meine und meines Vaters Meinung sagen in dieser Angelegenheit. Eine Sängerin soll, wenn sie sich verheirathet, von der Bühne zurücktreten und zumal meine Schwester soll es. Das Singen und Rasen auf den Brettern in der Ehe ist, ich brauche Ihnen die zahlreichen Gründe wohl nicht näher anzugeben, durchaus unweiblich und kann nur durch die äußerste Noth entschuldigt werden. In diese äußerste Noth wollen Sie meine Schwester gewiß nicht bringen. Sie sollte nicht zur Bühne. Die ganze Familie war dagegen. Es ist doch geschehen. Nun soll sie wenigstens nicht vor den Augen des Publikums verkommen und stufenweise von der Höhe, die sie gegenwärtig erstiegen, herabgleiten oder gar mit einem Male herabstürzen. — — Fahren Sie nicht auf. Das ist auch Ihr Wille nicht, ich weiß es. Noch viel schlimmer aber würde die Sache stehen, wenn Sie selbst eine schriftstellerische Thätigkeit suchen wollten und gefunden haben würden. Was sollte das hier

in der Residenz zunächst für eine Thätigkeit sein? — Ich will Ihnen einen besseren Rath geben. Treten Sie wieder in den Staatsdienst zurück."

„Niemals", unterbrach ich mit Heftigkeit, „niemals! Wollen Sie Ihre Schwester lebenslänglich als Frau Collaboratorin begrüßen? Wollen Sie, daß ich zu Grunde gehe, rasch zu Grunde gehe und daß ich der elendesten Heuchelei und Scheinheiligkeit erliege?"

„Das will ich durchaus nicht. Ich will, daß Sie steigen und vorankommen. Es sind drei Gymnasien im Lande; Sie sind nicht ewig an eines gefesselt. Sie haben Talent. Meine Familie ist nicht ohne Verbindungen."

„Ich mag keine Beförderung, welche ich meiner Frau zu danken hätte."

„Und ich mag keinen Schwager, welcher die Existenz meiner Schwester gefährdet. Immer noch besser Frau Collaboratorin, wie Sie zu sagen belieben, als Frau Theaterkritikerin."

„Nun weiß ich", rief ich aus, „wer aus Ihnen redet. Karl Leyer hat Sie aufgesucht und seine Fabeln vorgebracht."

„Herr Leyer hat mich nicht aufgesucht. Ich aber habe an Ihren Freund geschrieben und eine Antwort erhalten, über deren Wahrheit ich mehr und mehr erstaune. Nie hätte ich ihm so viel Menschenkenntniß zugetraut. Ich glaube das Gute, was er mir von Ihnen

berichtet. Ich glaube aber auch, daß, abgesehen von meiner Schwester, Sie selbst nur durch eine bestimmte, ruhige, geordnete Thätigkeit auf die Dauer glücklich werden können. Dem Tage die Arbeit, dem Abend und den Mußestunden die Schriftstellerei! Das ist meine Ansicht und darum wiederhole ich es: treten Sie in den Staatsdienst zurück und die Einwilligung unserer Familie zu Ihrer Verbindung wird nicht fehlen. Meine Schwester hat die Bescheidenheit ihrer Eltern und Großeltern ererbt. Sie hat nie unsere sehr bürgerliche Abstammung vergessen und sie wird selbst als Frau Collaboratorin glücklich werden."

Hier nahm die Unterhaltung eine scherzhafte Wendung. Das Grauen, welches ich vor dem Titel „Frau Collaboratorin" empfand, schien den Secretär heiterer zu stimmen. Schon glaubte ich, der Hauptsturm sei vorüber, als plötzlich mein zukünftiger Schwager mit Entschiedenheit verlangte, daß ich die Residenz für einige Zeit verlasse. Er stellte mir vor, daß der Ruf einer Sängerin sehr leicht gefährdet sei. Er sprach sich gegen jede lange Verlobung aus, zumal wenn diese schon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Er schilderte mir die Lage Fannys, welche sich in der nächsten Zeit nur unter dem Schutze der Tante befände, und meinte endlich, ich solle zu meinen Eltern zurückkehren und ihnen selbst mündlich meine Verlobung mittheilen.

Gegen Alles, was er vortrug, konnte ich nichts einwenden, obschon es mir schien, als wolle er mich um jeden Preis aus der Stadt entfernen. Furchtbar niederdrückend war mir dieser Gedanke und doch willigte ich ein. Darauf reichte er mir mit unverkennbarer Freundlichkeit die Hand und sagte: er freue sich, daß ich in einem so ernsten Augenblicke jedes egoistische Gefühl unterdrücke. — Mit einer Einladung zum Mittagessen schied er.

Als ich gegen ein Uhr in Fannys Wohnung ankam, stand diese schon an der geöffneten Vorplatzthüre. Rasch zog sie mich in ihr Zimmer und sagte:

„Er ist doch recht lieb und gut gegen Dich gewesen. Er hat es mir fest versprochen."

„O ja!" erwiederte ich, „sehr lieb und gut. Nur verlangt er, daß ich binnen dreimal vier und zwanzig Stunden die Stadt verlasse."

XV.

Und diesem Verlangen leistete ich denn auch Folge. Mit welcher Sehnsucht und freudigen Hoffnung war ich in die Residenz geeilt und wie niedergeschlagen und kummervoll kehrte ich als Narr des Glücks in die Heimath zurück!

Ein Blick in die Vergangenheit erheiterte mich nicht, denn ich mußte mir sagen, daß ich mich schwach, knabenhaft schwach gezeigt hatte. Vollends erbärmlich aber wurde es mir zu Muth, wenn ich an den Abschied von Fanny dachte und an meine nächtliche Wanderung vor ihrer Wohnung. Wohl zehnmal hatte sie mir leise: „Gute Nacht," herabgerufen und immer war ich wieder zurückgekehrt und immer fand ich sie an dem geöffneten Fenster. Wiederholt hatte sie mir Billete heruntergeworfen, welche in dem dunklen, durch kein verrathendes Licht erhellten Zimmer geschrieben waren und deren schiefe und ineinanderlaufende Zeilen mich jetzt während der trüben Novemberfahrt auf Augenblicke erheiterten und beglückten.

Vollständig dem Wetter entsprechend wurde meine Stimmung, wenn ich an die Rückkehr ins Vaterhaus dachte. Am ersten Tage meiner Ankunft, das hatte ich mir gelobt, wollte ich meine Brust von dem belastenden Geheimniß befreien. Der Augenblick, in welchem ich das Wort „Sängerin" aussprach, erschien mir schon jetzt in ahnungsvoller Beleuchtung. Meine Eltern hatten nie Gelegenheit gehabt, ihre für mich sehr unerfreulichen Ansichten über die darstellenden Künstler und Künstlerinnen zu ändern.

Zweimal waren Gesellschaften oder vielmehr Banden in mein Heimathstädtchen gedrungen und hatten dort sehr bald ausgespielt. Von ihnen galt in der That Karl Leyers Ausspruch, sie waren, mochte man sie noch so gnädig und menschenfreundlich betrachten, ce qu'on appelle en allemand: Sauspiel. Als die erste Truppe kam, war das halbe Städtchen zum Empfang versammelt. Da die heranrückende Gesellschaft in der Darstellung von Ritterstücken ihre Hauptstärke hatte, so schritten vor einem langen, mit weiß gewesenem Tuch überdeckten Wagen einher: die Parcivale, Wetter von Strahle und Otto von Wittelsbache; friedlich mit diesen zusammen wandelten Ritter Flamberg, Abällino, der große Bandit und Räuber Jaromir. Aus dem Wagen aber krochen Kunigunde von Thurneck, Griseldis und das Käthchen von Heilbronn. Letzteres trug einen Säugling an der

Brust und ihm folgten noch einige Ritterfräulein und Heldenmütter.

Für ein Malter Kartoffeln erhielt man eine Freikarte für sämmtliche Vorstellungen. Ein Korb voll weiße Rüben verschaffte nur an einem Abend freien Eintritt.

Zuerst führten sie auf: Kleist's Käthchen von Heilbronn. Das Haus war stark besetzt und das Gelächter groß und gleichmäßig fortdauernd, bis es seinen Höhepunkt erreichte bei der wunderschönen Stelle:

O Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen.
Ein Baldachin soll diese Scheitel schirmen,
Die einst der Mittag hinter mir versengt.
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,
Wenn mich in's Feld der Klang der Hörner ruft;
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,
Der zwitschernde in dem Hollunderstrauch,
Soll sich ein Sommersitz dir auferbaun,
In heitern weitverbreiteten Gemächern,
Mein Käthchen, kehr' ich wieder, zu empfangen.

Die heitern, weitverbreiteten Gemächer bildeten allerdings einen gewaltigen Gegensatz zu dem mit zerfetztem Tuch überspannten Leiterwagen. Das Publikum verbesserte sein rohes Lachen aber, indem es bald darauf die Gesellschaft den Händen der Polizei entriß

und die Ritter und Edelfräulein gespeiset und getränkt weiter beförderte.

Die zweite Truppe trat vornehmer auf. Sie hatte ihre Stärke im Conversationsstück. Einige emancipirte Löwen meines Heimathstädtchens, das heißt einige Handlungsbeflissene, die in W e i n m a c h t e n, fanden Wohlgefallen an den Liebhaberinnen und es gestalteten sich nach und nach türkische Zustände. Schlafröcke und Pfeifen dieser zum Theil alten Jünglinge spielten eines Abends auf der Bühne mit. Den Tag darauf verbreitete sich das Gerücht, die Herren Verleiher hätten auf dem Kragen ihrer Röcke Thiere gefunden, deren Nothwendigkeit bis jetzt noch von keinem Naturforscher nachgewiesen ist, und welche die alte Frau auf dem berühmten Bilde Murillos ihrem Enkel nicht auf dem Kragen, sondern auf dem Kopfe sucht.

Dies waren die Repräsentanten des deutschen Theaters, welche bis in meine Vaterstadt vorgedrungen.

Nun wußte ich sehr wohl, daß meine Eltern klug und verständig genug waren, um zu begreifen, daß ein Hof- und Stadttheater sich mit solchen Banden nicht vergleichen lasse. Ich wußte aber auch, daß vor dem Jahre 1848 mein Vater, ebenso wie die anderen tüchtigen Bürger des Landes, mit wahrem Ingrimm von dem Theater und Komödiantenunwesen hörten, welches dem regierenden Fürsten und den Prinzen seines Hauses viel

wichtiger war als die Angelegenheiten der Unterthanen. Allgemein betrachtete man damals die Hofbühne als Harem des Sultans. So stark war die Wuth des Volkes, daß in den Tagen der Bewegung das schöne Residenztheater beinahe niedergebrannt worden wäre. Nur durch die verzweifelten Anstrengungen der Bewohner der Hauptstadt wurde es gerettet.

Seltsamer Weise fiel aber der Haß meines Vaters nicht auf den schuldigen Fürsten, dazu war er zu monarchisch gesinnt, sondern auf die Schauspielerinnen und Sängerinnen, welche der sonst so verständige und aufgeklärte, menschenfreundliche Mann alle als „nichtsnutziges, sittenloses Gesindel und Lumpenzeug“ betrachtete.

Ich sah daher harte Kämpfe voraus. Mein einziger Trost bestand darin, daß Fanny die Tochter eines allgemein geachteten Beamten war.

Früh morgens verließ ich die Residenz und kam nach langweiliger Novemberfahrt und nachdem ich drei deutsche Vaterländer passirt hatte, den Abend gegen fünf Uhr wieder im Fürstenthum und zwar in meinem Heimathstädtchen an. Vater und Mutter empfingen mich mit Jubel. Letztere behauptete, sie habe sicher gewußt, daß ich kommen werde, sie habe mich aber erst einige Wochen später zum Weihnachtsfeste erwartet. — Sollte ich die Freude der alten Leute gleich nach der herzlichen Bewillkommnung trüben? Der Muth dazu fehlte mir.

Indem ich vorgab, ermüdet zu sein, legte ich mich den Abend früh nieder. Nach altem, schönem, aus den Tagen der Jugend fortgesetztem Brauche kam die Mutter noch einmal an mein Bett, um zu sehen, ob mir etwas fehle.

Schon hatte sie die Thüre in der Hand und wollte sich wieder entfernen, als ich ihr mit leiser gedämpfter Stimme zurief: „Mutter!“ Rasch und erschrocken wandte sie sich um und trat wieder vor mein Bett.

„Mutter!“ sagte ich leise zu ihr, „ich habe noch etwas auf dem Herzen und ich kann nicht einschlafen, bis ich Dir es mitgetheilt habe.“

Sie setzte sich zu mir und sah mich mit ihren klaren, freundlichen, dunklen Augen forschend an.

„Mutter!“ fuhr ich fort, indem ich ihre Hand ergriff, „ich bin verlobt.“

„Das ist ja kein Unglück!“ erwiederte sie freundlich, und ihre Gesichtszüge verklärten sich.

„Mutter, ich bin verlobt mit der Tochter des Criminalrathes Schröder, einer Sängerin — — die aber von der Bühne zurücktreten wird.“

Indem ich diese Worte sprach, schwand die letzte Spur von dem Wetterleuchten der Freude, welches eben noch das Gesicht der Mutter verklärt hatte. Rasch, aber mild und freundlich fragte sie:

„Deine Braut ist doch brav?“

In diesen Worten, welche mir, ohne daß es irgend wie beabsichtigt war, sehr weh thaten, vernahm ich den Spruch des ganzen Städtleins. Einen Augenblick blieb ich sprachlos. Dann aber, als ich die Angst der alten Frau bemerkte, verkündigte ich mit der Begeisterung, welche aus dem Herzen kommt, Fannys Lob. Entzückt hörte mir die Mutter zu und sagte zuletzt, um mich zu beruhigen:

„Da es sich so verhält, wird alles gut gehen. Den Vater wollen wir schon gewinnen. Jetzt aber schlaf' recht wohl!"

Nachdem sie mir mit der Hand wie segnend über die Haare gefahren war und mich geküßt hatte, eilte sie fort, damit der Vater nicht durch ihr langes Ausbleiben aufmerksam gemacht würde.

Als sie das Zimmer verlassen, kamen mir die Worte meines Freundes in den Sinn, welche er im höchsten Schmerze ausgestoßen hatte: „Du wirst Dich selbst im schlimmsten Falle zu trösten wissen. Dir bleibt Deine Jugend. Du hast noch eine Mutter!"

Ich versank allmählich in Träumereien, denen wahrscheinlich Schlaf gefolgt wäre, hätte mich nicht plötzlich lautes Sprechen aufgeschreckt. Rasch setzte ich mich im Bette auf und lauschte. Mein Zimmer war nur durch eine Wand von der Wohnstube getrennt. Ich vernahm deutlich die Stimme meines Vaters, welche lauter und

immer lauter wurde. Die Mutter mußte in gedämpftem Tone erwiedern, denn so sehr ich mich anstrengte, hörte ich sie doch nicht sprechen. — — Sollte sie, gezwungen durch die Fragen des Vaters und jeder Lüge fremd, mein Geheimniß entdeckt haben? Ich hielt den Athem an und lauschte. Die Stimme des Vaters ertönte immer gewaltiger. Ich verstand einige Sätze. Es waren Beschimpfungen Fannys. Wie wahnsinnig sprang ich aus dem Bett, suchte in die Kleider zu kommen und eilte ins Wohnzimmer. Dort ereignete sich eine Scene, wie nie eine ähnliche in dem elterlichen Hause vorgekommen war.

Mein Vater überschüttete mich mit Worten des Zornes. Ich hörte einen Augenblick schweigend zu. Als er aber mit der Schilderung der Komödiantenwirthschaft begann, vergaß ich mich gänzlich. Ich unterbrach mit furchtbarer Heftigkeit seine Rede, schalt seine Aussprüche dummes, eines verständigen Mannes unwürdiges Gewäsch, verbat mir jede Beschimpfung meiner Braut, die schmählich auf den zurückfalle, der sie ausstoße, und drohte, in der Nacht noch das Haus zu verlassen, wenn ein sittenreines Mädchen ferner in dieser unerhörten Weise geschmäht werde.

Während ich mit zitternder, furchtbar ergriffener Stimme meine Sätze herausschleuderte, hatte sich, was ich erst später bemerkte, die Mutter fest an mich geklammert.

Sie hielt meine Arme umfaßt, weil sie fürchtete, ich könne mich noch weiter vergessen. Sie beschwor mich, in mein Zimmer zurückzukehren. Ich that es, nachdem ich bemerkt hatte, daß der Vater blaß wie der Tod in die Schlafstube gegangen war und die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte. — — In dieser Nacht mied zum ersten Male seit der Krankheit und dem Tode meines Bruders der Schlaf die sonst so friedliche Wohnung meiner Eltern.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stand die Mutter vor meinem Bett. Sie sah sehr blaß und angegriffen aus und machte mir heftige Vorwürfe über mein Betragen. Sie sagte, ein Jahr ihres Lebens wolle sie freudig hingeben, wenn sie den gestrigen Abend ihrem Gedächtniß entreißen könne; leider sei dies unmöglich. Die Rede aber dürfe nie mehr davon sein. Ich solle dem Vater entgegen gehen, als ob nichts geschehen wäre, und solle ihm freundlich die Hand reichen; sein Groll würde sich legen und sein gutes Herz bald siegen über seine Vorurtheile.

Wie die Mutter es gewünscht hatte, so geschah es. Als ich in das Wohnzimmer eintrat, eilte ich auf den Vater zu und gab ihm die Hand, welche er schweigend annahm. Den Tag über sah ich ihn wenig. Beim Mittagessen sprach er kein Wort und alle Anstrengungen der Mutter, ein Gespräch zu Stande zu bringen,

waren vergeblich. Den Abend saß die Dreizahl wieder beisammen beim Lämpchen. Ich las die Zeitung und theilte dieses und jenes mit, indem ich meine Rede an Vater und Mutter zugleich richtete. Mit einem Male brach zu meiner freudigsten Ueberraschung der Vater sein Schweigen, indem er in nicht allzu freundlichem Tone zu mir sagte:

„Willst Du denn eigentlich noch hier bleiben, oder willst Du gleich wieder fort in die Residenz?"

Rasch erwiederte ich, daß ich den Winter in der Heimath zu verleben gedenke. Hierauf entstand abermals eine Pause in der Unterhaltung, aber der Groll war gebrochen, das fühlte ich bei dem ersten Worte, welches der Vater sprach. Nicht lange dauerte es, so fragte er:

„Was verlangst Du denn von mir in der Angelegenheit?"

„In welcher Angelegenheit, Vater?"

„In der bewußten" — erwiederte er. Offenbar fiel es ihm noch schwer, die Sache bei dem richtigen Namen zu nennen. Das Wort Verlobung kam nicht über seine Lippen. Ich bat ihn, er möge ebenso wie die Mutter an Fanny schreiben und seine Einwilligung ertheilen. Er gab keine Antwort und wir sprachen den ganzen Abend nur noch von gleichgültigen Dingen. Zwei Tage später aber trat er zu mir und überreichte mir ein

Schreiben mit den Worten: „Lies, ob Du es gut findest.“

Und wahrlich ich fand es gut! Ich hatte nie das Herz und den Verstand des Vaters verkannt, aber die Fähigkeit, solch einen in jeder Beziehung musterhaften Brief zu schreiben, hatte ich ihm doch nicht zugetraut. Leider ist er nicht in meinem Besitz. Ich hätte mir ihn abgeschrieben, wenn ich damals eine Ahnung gehabt hätte, daß ich nie Mitbesitzer desselben werden sollte. Und doch kam es so.

Von dem Augenblick an, wo die Verlobung von beiden Familien anerkannt war, geschah in sehr ruhiger und zarter aber nachdrücklicher Weise alles, um die anerkannte Verlobung wieder rückgängig zu machen.

Zunächst wünschte Fanny in allen Briefen sehnlichst, daß ich das gerechte Verlangen ihres Bruders befriedige und wieder in den Staatsdienst zurücktrete. Von dem Tage an, an welchem ich meinem Vater diesen Wunsch des Secretärs mittheilte, war der sonst für den Staatsdienst so eingenommene Mann durchaus gegen jede Staatsanstellung. Er wiederholte mir oft, daß er sich nur für mich allein noch plage und zwar mit Freuden plage, daß ich Erbe seines Vermögens sei und daß dies vollständig hinreiche, um eine Familie höchst anständig zu ernähren. Auch sprach er mir bei jeder Gelegenheit aus-

führlich von meiner Jugend und von dem, was ich noch Alles erleben könne.

Der Mutter, welcher ich alle Briefe mittheilte, erschien es befremdend, daß Fanny sich so sehr dem Willen des Bruders füge. Auch fand sie es seltsam, daß sie keinen größeren Eifer zeige, ihre zukünftigen Schwiegereltern kennen zu lernen, daß sie von den Beschwerlichkeiten einer Winterreise spreche und ihren Besuch für die nächsten Sommerferien aufsparen wolle.

Am meisten betrübte mich die Nachricht, welche mir Fanny in wahrhaft enthusiastischer Weise mittheilte, daß nämlich ihr Bruder auf sein Verlangen in die Residenz versetzt worden sei und die Zimmer ihres Vaters bezogen habe. So war denn in unmittelbarer Nähe Fannys ein geschickter, überlegener, mit Vernunftgründen reichlich ausgestatteter Gegner, der mich schon einmal in aller Ruhe und Güte aus meiner Position verdrängt und in mein Heimathstädtchen zurückbefördert hatte. Dennoch wäre es ihm nicht gelungen, die unerschütterliche Treue des edlen Mädchens wankend zu machen, wenn nicht eine alte Neigung wieder in mir erwacht und in die wildeste, mein ganzes Leben verzehrende Leidenschaft ausgeartet wäre.

Der Winter, welchen ich in dem kleinen Städtchen zubrachte, war trostlos. Ich hatte keinen Umgang, der mich anregte.

Am meisten besuchte ich das Haus des Präsidenten von Hagen, dessen Güter mein Vater früher verwaltet hatte. Der rüstige alte Herr war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst; desgleichen seine Gemahlin. Fast täglich ging oder fuhr ich mit den beiden alten Leuten spazieren. Aber es waren eben alte Leute und junges Blut sucht bekanntlich junges Blut. Dennoch fand ich in dem herrschaftlichen Hause meine einzige Erholung. Der Präsident hatte viel gesehen, viel erlebt und ein ungewöhnlich ausgebreitetes Wissen. Er erzählte sehr gern und sehr gut. Seine Frau dagegen war die liebenswürdigste Zuhörerin, welche man sich nur denken konnte. Sie munterte mich fortwährend auf, zu schreiben und auszuarbeiten. Sie fand alles, was ich ihr vorlas, vortrefflich. Nach ihrem Urtheile mußten meine „Skizzen aus der Fremde", welche ich mißmuthig begonnen hatte und im Schweiße meines Angesichtes fortsetzte, Aufsehen erregen. Mit Mühe konnte ich sie von der Idee abbringen, mir den Adel der Umgegend zu Vorlesungen einzuladen.

Das Wohlwollen der beiden alten Leute, deren einzige Tochter einen angesehenen preußischen Rittergutsbesitzer geheirathet hatte und die sich nun, getrennt von ihrem Kinde, vereinsamt fühlten, beglückte mich zwar und erhob mich unendlich in den Augen der Bewohner meines Heimathstädtchens, die Ruhe meines Gemüthes

konnte aber durch das gesammte Wohlwollen meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen nicht wieder hergestellt werden.

Meine Briefe an Fanny waren Episteln des Mißmuthes. Ich quälte mich und sie und so kam es, daß nach und nach unsere Correspondenz lauer wurde. Dann folgte plötzlich wieder ein doppelt erregter und leidenschaftlicher Brief und der Refrain lautete immer: Im Frühlinge, wenn ich meine Skizzen vollendet habe, komme ich unter dem Vorwande einen Verleger zu suchen in die Residenz. — — Der Erfolg dieses Werkleins sollte abgewartet werden und dann der entscheidende Schritt, über welchen ich mir übrigens durchaus nicht klar war, geschehen.

Den Frühling erwarte ich mit krankhafter Sehnsucht. Der Januar aber wollte gar kein Ende nehmen. Jemehr ich darüber nachdachte, desto entsetzlicher fand ich diesen Monat mit seinen ein und dreißig Tagen. Der December bot wenigstens Abwechselung durch Festvorbereitungen, Christbäume, feierliches Glockengeläute und vor Allem durch die Erinnerungen an die seligen Tage der Kindheit. Der Januar aber brachte keinen Ruhepunkt, keinen Moment der Zerstreuung, — nur das ermüdende Gleichmaß der Tage.

Endlich durchdrang wieder ein Strahl der im Westen scheidenden Februarsonne gegen Abend das trübe Gewölke und fiel, durch mächtige kahle Kastanienbäume

gebrochen, auf die Häuser der Stadt, so daß die oberen Fenster in prächtigem flammendem Roth erglühten. Jubelnd eilte ich auf die Straße. Mein erster Blick fiel auf das in Goldglanz schimmernde Zifferblatt des Kirchthurmes. Ich jauchzte laut auf, denn für mich hatte jetzt die Stunde des Frühlings geschlagen. Das eifrige Zwitschern der Spatzen begrüßte ich so freudig, wie ich sonst das Schluchzen der Nachtigall in einer milden Mainacht begrüßt hatte. Mit heißer Sehnsucht erwartete ich das erste Grün, jede Knospe hätte ich an meine Lippen, an mein Herz pressen mögen. Ich merkte mir überall Bäume und Büsche, um immer nachzusehen, wie weit die Sonnenstrahlen, wie weit jede laufeuchte Nacht die Vegetation vorangetrieben hatten. Ach! ich war damals schon, ohne es zu wissen, recht krank und bin es nun, wo der Frühling abermals nach vernichtendem Winter zurückgekehrt ist, noch viel mehr. Jetzt aber weiß ich es, und wenn ich durch die freie Natur eile, sagt mir oft eine innere Stimme, daß ich zum letzten Male, und zwar mit heißen Thränen, die Blüthenpracht des Frühlings begrüßt habe!

An einem Märzabende führte mich zufällig der Weg an der herrlichen Besitzung des Grafen Gronau vorbei. Ich schaute nach dem stattlichen Gebäude und sah mit Verwunderung, daß die Läden an den Fenstern des Herrenhauses, welche ich seit Jahren nicht geöffnet gesehen

hatte, weit offen standen. Auch wurde in dem großen Garten, welcher das Haus umgab und bis zum Fluß reichte, fleißig gearbeitet. Den andern Tag theilte ich dem Präsidenten von Hagen meine Entdeckung mit und dieser gab mir eine überraschende Aufklärung, welche bald von allen Seiten ihre Bestätigung fand.

Der junge Graf Gronau hatte sich seit dem Tode seines Vaters nur ein einziges Mal und zwar nur einige Tage auf dem Landgute aufgehalten. Er zeigte wenig Sinn für die Schönheiten der Natur, sehr viel aber für die Zerstreuungen der Stadt. Nach seiner Verheirathung hatte er Frankreich durchreist und dann einige Monate in Neapel und Rom zugebracht. In den ersten Tagen des Februar war er in die Heimath zurückgekehrt. Bei den letzten Winterfesten des Hofes empfing seine junge Gattin die allgemeine Huldigung und die ganz besondere des regierenden Hauptes. Der galante Fürst, welcher ein großer Kenner und Gönner weiblicher Schönheit war und von dem vielfach behauptet wurde, er schicke den Erbprinzen, der sich durch Anmuth der Erscheinung auszeichnete, auf Reisen, um nicht dem Sohne weichen zu müssen, beabsichtete nun, als Landesherr die junge Gräfin in ihr Besitzthum einzuführen.

So lauteten die Gerüchte, welche bald officiöse und dann officielle Bestätigung fanden. Die officiöse Be-

stätigung war zu lesen in den Briefen des Grafen Gronau an seinen Gutsverwalter. In dem ganzen Städtchen wurden diese herumgezeigt. Einzelne lernten sie förmlich auswendig. Tapezierer, Schreiner, Schneider arbeiteten von Morgens bis Abends in der Villa. Schwer befrachtete Wagen trafen aus der Residenz ein. Bald fehlte denn auch die officielle Bestätigung nicht mehr. Der regierende Amtmann erhielt ein Schreiben, in welchem ihm befohlen wurde, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Hoheit, welche an einem noch näher zu bestimmenden Tage eintreffen werde, feierlich und enthusiastisch empfangen würde. Auf diese Weise könnten die Bewohner der Stadt gut machen, was sie im Jahre 1848 verbrachen. Mit dem Rescript in der Hand trat der Pascha meines Heimathstädtleins vor den Bürgermeister und die versammelten Rathsherrn. Er theilte ihnen den gnädigen Befehl mit und fügte hinzu, jetzt sei für die Einwohnerschaft der richtige Moment gekommen, um die lang erflehte, stets aber von der Regierung verweigerte Landungsbrücke für die Dampfschiffe zu erhalten. Hoheit werde mit der ganzen fürstlichen Familie, den Erbprinzen ausgenommen, auf einem zu diesem Zwecke gemietheten Dampfer eintreffen. Die Stadt solle nun rasch auf eigene Kosten eine Brücke herstellen und dann gleich bei dem Fürsten selbst während seines Aufenthaltes in der Villa darum einkommen, daß die

Brücke stehen bleiben dürfe und die Dampfschifffahrts-gesellschaft gezwungen werde, an ihr anzufahren. Der Plan des Amtmannes wurde mit Jubel begrüßt, denn in dem Städtlein herrschte die Meinung, daß die Fremden nur deßwegen in der gegenüberliegenden und somit dem deutschen „Ausland“ angehörigen Stadt ihr Quartier nahmen, weil sie beim Aussteigen dort sich nicht dem schwankenden Kahn, sondern der sichern Landungsbrücke anzuvertrauen hatten. Alle Bedenklichkeiten in Bezug auf die Kosten wurden deßhalb von dem Bürgermeister und den Rathsherren beseitigt und einstimmig faßte man den Beschluß, die Hoheit solle mit Pomp empfangen werden.

Schon am nächsten Morgen wurden die Bewohner des Städtleins in aller Frühe durch Schüsse aus dem Schlaf aufgeschreckt. So schnell als möglich suchten die nicht Eingeweihten sich anzuziehen und an den Fluß zu kommen, weil sie besorgten, der Landesvater halte am Ufer und habe die Stadt überrascht. Glücklicher Weise war es aber nur der Polizeidiener, welcher auf einer der beiden Schanzen oder „Eisbrecher“ die sechs meinem Heimathstädtchen zugehörigen Katzenköpfe probirte, um über die Tauglichkeit dem Amtmanne Bericht erstatten zu können. — — An demselben Tage ertönte auch schon, wenn man an den Schulen vorüberging, aus jugend-

lichen Kehlen: Heil unserm Fürsten, Heil! Dem Landesvater Heil! Dem Fürsten Heil!

Mit dem größten Fleiße wurde Tag und Nacht an der Einrichtung einer Brücke gearbeitet. Endlich war diese vollendet. Da aber in der Nähe des Ufers das Wasser zu seicht für die Fahrt der Dampfschiffe war, so erstreckte sich die neue Brücke in unästhetischer, wahrhaft komischer Länge weit in den Strom hinein und sah aus, wie eine gegen die Schifffahrt errichtete Barricade. Die Bewohner meiner Vaterstadt, welche zum ersten Male das seltsame Bauwerk erblickten, starrten sich gegenseitig an, waren aber viel zu patriotisch, als daß sie irgend wie Tadel oder Verwunderung geäußert hätten. Die deutschen Ausländer dagegen, welche am jenseitigen Ufer Wasser genug hatten, meinten: Die Brücke sei sehr zweckmäßig, denn die durch lange Fahrt ermüdeten Passagiere könnten sich beim Aussteigen gleich durch einen tüchtigen Fußmarsch wieder erholen.

Wochen lang waren bereits alle Empfangsfeierlichkeiten geordnet und einstudirt. Da traf endlich die Nachricht ein, Hoheit würden am nächsten Morgen aus der Residenz abreisen und nachdem Allerhöchstsieselbst die erste Nacht in S . . . zugebracht hätten, würden Allerhöchstsie dort zwischen neun und zehn Uhr ein Dampfschiff besteigen, so daß etwa gegen drei oder vier Uhr Hoheit Allerhöchstsich am Ziel der Reise befinden wür-

den. — Diese Nachricht wurde überbracht durch Diener des Fürsten und des Grafen Gronau, welche mit Pferden und Equipagen vorausgeschickt worden waren und die durch den Reichthum ihrer Livreen allgemeines Staunen und Bewunderung erregten, wozu sich bei der Jugend noch die Neugierde gesellte, wie wohl der Fürst und der Graf aussehen müßten, da die Diener schon so prächtig geputzt einherschritten.

Endlich brach der ersehnte Tag an. Die am Ufer des Flusses gelegenen Häuser waren ebenso wie die Kirche und das Rathhaus reich beflaggt! Auf der alten Schanze hatte der Polizeidiener die sechs Katzenköpfe aufgestellt. Die neue Schanze, von welcher die Brücke sich in den Fluß hinein erstreckte, war mit Bäumen und Grün reich verziert. Den Nachmittag gegen zwei Uhr erschienen festlich gekleidet die Behörden und die gesammte Aristokratie der Stadt. Auch die geputzte Schuljugend fand sich unter Anführung der Lehrer ein. Damit die Brücke nicht allzu lang und allzu kahl erscheine, sollten die angesehenen Bürger auf beiden Seiten Spalier bilden, auf der Schanze selbst aber sollte die Jugend den hohen Landesvater mit Blumen und Kränzen in Empfang nehmen und bis zu seinem Wagen geleiten.

Zwei Stunden vergingen in heiliger Erwartung. Da wurde das stromabwärts fahrende reichbeflaggte Schiff in der Ferne sichtbar und von den sechs Katzen-

köpfen feierlich begrüßt. Die kleinen Kanonen des Dampfers antworteten und im Nu war Spalier gebildet und auf der Schanze und am Ufer alles in Ordnung.

Ich hatte mir meinen Platz hinter der Schuljugend gewählt, so daß ich bequem nach allen Seiten schauen konnte. Das beflaggte Schiff verschwand auf einige Augenblicke hinter den bewaldeten Inseln des Stromes. Dann kam es majestätisch wieder zum Vorschein und wurde abermals von den Katzenköpfen begrüßt, worauf wiederum eine gleich vernehmliche Antwort folgte. Jetzt machte der Dampfer eine Schwenkung, um sich der Landungsbrücke zu nähern. In diesem Momente wurden alle Hüte und Mützen abgenommen. Nur der Hut des Amtmannes erschien vorn auf der Brücke hoch in der Luft. Dies war das Zeichen für die Schullehrer. Dicht vor mir erklang es nun: „Heil unserm Fürsten Heil! Dem Landesvater Heil, dem Fürsten Heil! Von Sorgen ungetrübt — —" So weit waren die jugendlichen Stimmen in ihrem Gesang gekommen, als plötzlich ein leichter Aufschrei vernehmbar wurde, eine allgemeine Bewegung hervorrief und somit die unbekümmert weiter singende Jugend um den Erfolg ihrer Sangeslust betrog. Der Schrei kam von den Hohen und Allerhöchsten, welche sich auf dem Dampfer befanden und war hervorgerufen worden durch einen erdbebenartigen Stoß,

der eine allgemeine Schwankung verursachte und jedem in die Geheimnisse der Schifffahrt Eingeweihten kund that, daß der Dampfer fest auf den Sand gelaufen war. Einen Augenblick bezweifelten noch die Bewohner des Städtleins die traurige Thatsache, als sie aber bemerkten, daß die Räder furchtbare Wellen schlugen, ohne das Schiff vom Platz zu bringen, ergriff allgemeine Bestürzung die feierlich Versammelten, denn nun war es klar, das ganze regierende Häuschen, den Erbprinzen ausgenommen, saß auf dem Sand. Wahrhaft kläglich war aber auch der Anblick. Unweit der Landungsbrücke saß der Dampfer fest und auf der Brücke standen, Spalier bildend, mit entblößtem Haupte, fast zu Statuen erstarrt, die Größen des Städtleins und wußten nicht, sollten sie stehen bleiben oder sich ins Wasser stürzen. Um den Jammer vollkommen zu machen, feuerte der Polizeidiener noch einmal seine sechs Katzenköpfe ab.

Da rief plötzlich der Kapitain des Dampfers, welcher vergeblich die Räder vorwärts und rückwärts in Bewegung gesetzt hatte, mit donnernder Stimme: „Nachen herbei, Nachen herbei!“ Dieser Ruf gab den Spalierbildenden neues Leben. Im Augenblicke war die Brücke leer und zeigte sich nun in ihrer ganzen langen Armseligkeit. Mitten durch die Schuljugend stürzte der Amtmann und rief: „Hinaus mit den Nachen! Nachen hinaus!“ — Nun entstand eine heillose Verwirrung.

In dem Gedränge hörte ich plötzlich eine Stimme, welche sagte: „Musjö Edmund, Musjö Edmund. Das ranschirt sich bös für unsere Brück!“ Ich drehte mich um und sah den Jacobsvetter, der sein allerbedenklichstes Gesicht machte.

Unterdessen hatte sich am Ufer die Meinung verbreitet, Kapitain und Steuermann hätten mit Absicht das Schiff auf den Sand laufen lassen, um den Fürsten zu überzeugen, daß sie an dem Städtlein aus Ueberfluß an Wassermangel nicht anlanden könnten. Diese Meinung fand unter dem Volke allgemein Glauben und reizte es zur Wuth. Alsbald erhoben sich zum Entsetzen der Beamten zahlreiche Fäuste drohend in der Luft und einzelne Stimmen schrieen: „Er soll uns nur herüber kommen der Kerl; wir wollen ihm heimleuchten!“ Nun bezog sich allerdings „der Kerl“ auf den Kapitain und den Steuermann, aber die Beziehung konnte mißverstanden werden. Ja selbst abgesehen davon, durfte das Wort „Kerl“ an und für sich nicht von den hohen und allerhöchsten Ohren vernommen werden. Wahrhaft verzweifelte Anstrengungen wurden gemacht, um die Massen zu beruhigen.

Während dies am Ufer geschah, waren einzelne Kähne vom Lande abgestoßen; in dem größten befanden sich der alte Präsident von Hagen und der Amtmann des Städtleins. Diesem weit voraus aber war ein kleiner

Nachen, welcher nur von einem einzigen Schiffer geleitet wurde. Alle Anstrengungen, den unternehmenden Fährmann mit respectvoll gedämpfter Stimme zurückzurufen waren vergeblich. Er legte an dem Dampfschiffe an. Auf demselben war eine Bewegung sichtbar, welche das Volk mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Offenbar suchte man von dem Hinabsteigen abzuhalten. Plötzlich aber eilte eine Dame die Schiffsleiter hinunter und sprang in den Kahn.

„Gräfin Gronau!“ rief ein herrschaftlicher Diener, „Gräfin Gronau, unsere junge Gräfin!“ schallte es von allen Seiten. —

Etwas langsam und mit großer Vorsicht folgte ein stattlicher Herr. „Seine Hoheit!“ ließ sich erstaunt ein Kutscher vom Bock herunter vernehmen; „der Fürst“ lief es von Mund zu Mund weiter.

In der That mußten es Allerhöchstsieselbst sein, denn sie winkten zwei Herren, welche folgen wollten und wahrscheinlich eine Ueberladung des kleinen Kahnes und somit ein allzu bedenkliches Schaukeln verursacht hätten, gnädig mit der Hand zurück. Der Nachen stieß ab und kaum hatte der kecke Schiffer durch einige Ruderschläge sich vom Dampfer entfernt, als der größere Kahn nahte, um Hoheit aufzunehmen und das theure Leben in bessere Sicherheit zu bringen. Der jugendliche Fährmann aber dachte anders. Er wollte sich seine Aller-

höchste Ladung nicht entgehen lassen. In dem Augenblicke, in welchem Präsident von Hagen und der Amtmann mit entblößtem Haupte im Kahne standen und eben die Anrede beginnen wollten, schoß der kleine, mit furchtbarer Anstrengung geleitete Nachen an dem großen vorüber. Ein allgemeines „Hurrah" und „Bravo" erschallte vom Lande. Den beiden Würdenträgern aber blieb nichts übrig, als ihre Hüte wieder auf- und die Reise nach dem Dampfer fortzusetzen.

Am Ufer herrschte unterdessen eine furchtbare Verwirrung. Alles drängte sich vor, um den Fürsten und die junge muthige Gräfin landen zu sehen. Da aber die festlich geputzte Jugend die Empfangskränze in den Händen hielt, so wurde diese endlich unter Anführung ihrer Schullehrer dicht bis zum Wasser vorgeschoben. Nun wußte der alte Cantor und Oberlehrer nicht, ob seine Schüler noch einmal die Huldigungshymne vortragen sollten. Das unglaubliche Ereigniß, daß der regierende Landesvater auf den Sand gerathen war, die damit verbundene Störung der Festordnung, die unerwartete Ehre, den Regenten empfangen zu müssen, — dies Alles brachte den alten Mann vollständig außer Fassung.

Wenn aber der Himmel, wie es leider keinem Zweifel unterliegt, häufig die Schullehrer verläßt, so verläßt er doch nie die Jugend. Dies zeigte sich jetzt wieder.

Noch zwei Schritte war der Kahn vom Lande, da begann ein jugendliches Stimmchen, das bald von hundert anderen unterstützt wurde: „Heil unserm Fürsten Heil!“

Während die Hymne gesungen wurde, blieben der Fürst und die Gräfin in dem Kahn stehen und betrachteten die Jugend und überschauten die Volksmenge. Als das Lied geendet war, traten sie ans Land. In dem Moment hoben die Knaben und Mädchen ihre Kränze in die Höhe und riefen: „Vivat hoch!“ Die Massen stimmten jubelnd ein. Fast noch donnernder wurde aber der Lärm, als einer aus der Menge schrie: „Unsere junge Gräfin soll leben! Vivat hoch!“ Das „Hoch und abermals Hoch“ wollte gar kein Ende nehmen.

Die junge Gräfin zeigte sich übrigens außerordentlich leutselig. Sie trat unter die Kinder und unterhielt sich mit den Mädchen und Knaben auf das lebhafteste, wodurch sie natürlich die Herzen aller Eltern und der gesammten Familie gewonnen hatte, so daß, nachdem das regierende Haus mit hohem Gefolge glücklich in der Villa Gronau angekommen war und die Volksmenge sich allmählich zerstreut hatte, mehr von der „jungen Herrin“ als von dem alten, verwittweten Herrscher gesprochen wurde. Auf dem Wege nach meiner Wohnung konnte ich häufig hören, daß die Leute sich gegenseitig zuriefen:

„Was 'ne Staatsdam. Was 'ne Staatsdam!" „Und so gemein!" erwiederten Andere, welche die Leutseligkeit der Gräfin bezeichnen wollten.

Lange dauerte es, bis mein Vater nach Hause kam. Als er endlich erschien, theilte er mir augenblicklich mit, daß die Bürgerschaft beschlossen hatte, eine Deputation an die Gräfin zu schicken, um sie in der unglücklichen Brückenangelegenheit um Verwendung bei dem Fürsten zu bitten. Präsident von Hagen, welcher seinen Landesvater genau kannte, war auf diesen guten Gedanken verfallen und hatte mich zum Sprecher der Deputation vorgeschlagen, was meinen Eltern ungemein schmeichelte und mich mit wahrhaftem Grausen erfüllte.

Vergeblich stellte ich meinem Vater vor, daß ja augenscheinlich das Fahrwasser auf der rechten Seite des Flusses, auf welcher mein Heimathstädtchen lag, zu seicht für die Dampfschiffe sei, vergeblich sprach ich von dem Brückenungethüm, welches meine Mitbürger errichtet und das sich durchaus nicht bewährt hatte. Es half alles nichts. Der Vater wurde heftig und meinte, ich könne meinen Eltern keinen einzigen Gefallen thun. Er zählte mir die Vortheile, welche das Anlanden der Dampfschiffe unserer Oekonomie brächte, mit großer Deutlichkeit auf und versandte seine Kirschen, Zwetschen und Aepfel in Gedanken bereits nach England. Auch die Mutter konnte nicht begreifen, weshalb

ich mich weigere, ein Ehrenamt zu übernehmen. Zuletzt mußte ich nachgeben und einwilligen. Nur die Bedingung stellte ich durch meinen Vater beim hohen Rath des Städtleins, daß der Bürgermeister, wie es seiner Würde zukomme, die Anrede übernehme und die Gräfin im Namen der Bürgerschaft begrüße.

Als ich den Abend spät mich auf mein Zimmer zurückzog, floh mich der Schlaf. Von Gewissensbissen gequält, schritt ich auf und ab. In meinem Pult lag ein seit zehn Tagen angefangener, unvollendeter Brief an Fanny. Ich hatte mir eingeredet, die Ankunft des Fürsten abwarten zu wollen, um dann einen ausführlichen Bericht einzusenden. Nun war der Einzug vorüber und ich setzte mich zwar nieder und zwang mich zum schreiben, erwähnte aber kein Wort von dem, was ich den Tag über gesehen hatte. Ich athmete wahrhaft auf, als der Brief versiegelt und adressirt auf dem Pult lag. Es kam mir vor, als dürfe ich nun ungestört an das denken, was mich den nächsten Tag erwartete.

Ich hatte die Gräfin bei den Empfangsfeierlichkeiten nur aus der Ferne gesehen. Gewaltig zog es mich in ihre Nähe, aber der Gedanke an Fanny hielt mich zurück. Ich schämte mich vor mir selbst und lauschte doch begierig auf alles Lob, welches „der jungen Herrin" zu Theil wurde. Ob sie mich an der Seite des Fürsten erkannt oder verläug-

net haben würde, diese Frage stellte ich mir wiederholt und wünschte manchmal, das Letztere sei geschehen, damit sie meinem Herzen für immer fern stehe.

Dann begann ich, im Zimmer auf und abschreitend, eine Anrede einzustudiren. Die Idee aber, daß ich für eine solche Landungsbrücke sprechen sollte, erschien mir zu komisch und abgeschmackt. Gewohnt nun seit Jahren an Karl Leyer zu denken, wenn ich etwas Lächerliches zu thun im Begriff stand, erschien auch jetzt mir das Bild des unglücklichen Freundes. Zugleich gedachte ich seines Briefes. Sollte er mich wirklich richtig erkannt haben? Ein Schauder durchrieselte meinen Körper bei dem Gedanken. Ich beendete augenblicklich mein Anrede-Studium, legte mich so rasch als möglich nieder und strebte mit Gewalt darnach, mir Scenen meines Aufenthaltes in der Schweiz und Italien zu vergegenwärtigen.

XVI.

Am nächsten Morgen stellte ich mich mit meinem Vater auf dem Rathhause ein. Die Herren des Raths waren bereits versammelt und meine fünf Deputationscollegen glänzten in fünf verschiedenen zum Theil höchst merkwürdigen Frackexemplaren. Nochmals wurde die Wichtigkeit der Angelegenheit besprochen. Alle waren voll Zuversicht, denn Graf Gronau hatte am gestrigen Tage im Namen des Fürsten wiederholt die allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen, was mich freilich an Haug's Epigramm erinnerte:

Minister.

Brav, meine Herrn! — Das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion!
Mein Gnädigster wird in Person
Euch allerhuldreichst noch beloben,
Denn — Weine! Speisen aller Art!
Musik! das Feuerwerk superb gerathen!
Ihr thatet Alles, was ihr schuldig war't!

Bürgermeister des Städtchens.

Und sind noch Alles schuldig, was wir thaten!

Um elf Uhr setzte sich die sechs Mann starke Deputation in Bewegung. Seelenvergnügt ob der Anrede, welche er halten sollte, schritt der Bürgermeister neben mir her. In der Villa empfing uns ein Diener sehr zuvorkommend und geleitete uns in den ersten Stock des Seitenbaues. Hier öffnete er eine Flügelthüre und nun zeigte sich Krähwinkel in vollster Glorie. Alle sechs standen wir vor der Thüre und Niemand wollte zuerst eintreten, selbst der Bürgermeister hatte seine Sicherheit verloren. Da ich um jeden Preis im Hintergrund bleiben wollte, suchte ich meine Collegen mit Gewalt vorzudrängen, was mir auch glücklich gelang.

Eben hatten wir uns von unserer Verwirrung so weit erholt, daß wir spähend in dem Gemach umherschauten, als sich plötzlich die Seitenthüre öffnete und hereintrat ein stolzes, prächtiges, wahrhaft verführerisches Weib, ein vollendetes Bild spanischer Schönheit, jedoch ohne den Anflug tropischer Ermattung, welcher selbst den herrlichsten Gestalten des Südens eigen zu sein pflegt. Der Aufenthalt in Frankreich und Italien hatte alle die Reize, welche Cäcilie von Wangenheim vor einem Jahre noch knospenhaft zierten, zur üppigsten, die Phantasie berauschenden Blüthe entfaltet. Die ganze Gestalt war voller, stärker, größer geworden. Dem gebräunten, regelmäßigen, von reichem schwarzem Haare umrahmten Gesichte verliehen die dunklen, flam-

menden Augen Leben und Leidenschaft. Verschwunden war das Mädchenhafte der Züge und an seine Stelle getreten ein energischer, dämonisch unheimlicher Ausdruck.

Dieser dämonisch unheimliche Ausdruck hatte denn auch, als die junge Gräfin eintrat, die dämonisch unheimliche Wirkung, daß der Bürgermeister den Anfang seiner Rede vollständig vergaß und sich in Verbeugungen erschöpfte, als ob er in dem Schwanken des Körpers das Schwanken seines Gedächtnisses veranschaulichen wollte. Das dunkle Auge der Gräfin ruhte einen Moment auf dem unglücklichen Haupte der Deputation. Dann musterte der Blick die übrigen Abgesandten, so daß auch ich im Hintergrunde erspäht wurde. Meine Befangenheit und Aufregung war jedoch so groß, daß ich nicht bemerken konnte, ob mein unerwartetes Erscheinen ihr Erstaunen erregte.

Als die sechs Deputirten fast eine Minute lang consequent im Schweigen verharrten, begann die Gräfin, uns auf das freundlichste zu begrüßen. Ihre Stimme und die Huld ihrer Worte wirkten Wunder. Als sie geendet hatte, war es, als ob der Gott der Beredtsamkeit dem Bürgermeister die Lippen berührt hätte. Seine ersten Sätze paßten zwar nicht mehr recht. Um so besser aber ging es, als er auf die Brücke zu sprechen kam. Da befand er sich im richtigen Fahrwasser. Auch der

Schluß seiner Rede, in welchem er die Hoffnung aussprach, die Gräfin recht oft in dem Städtlein begrüßen zu können, kam von Herzen.

Ebenso freundlich wie die etwas verspätete Anrede des Bürgermeisters lautete die Antwort der Gräfin Gronau. Sie erklärte, daß sie als Wirthin sich von ihrem erlauchten Gaste die Brücke zum Gastgeschenk erbitten wolle, und daß sie mit Vergnügen an einem Orte weile, an welchem man sie in wahrhaft herzlicher Weise bewillkommnet habe.

Nachdem sie dieses gesprochen hatte, sah der Bürgermeister mich an und zwar mit einem Blicke, in welchem zu lesen war: Ich habe meine Sache gut gemacht, jetzt fahre du fort und halte, was du versprochen hast. Mir aber war es unmöglich, in jenem Augenblicke das Wort zu ergreifen. Die strahlende Schönheit Cäciliens hatte mich zuerst verwirrt. Während der Reden war ich wieder zu mir selbst gekommen und nun fühlte ich sehr gut, daß es aufdringlich, lächerlich und gefährlich sein würde, wenn ich der Gräfin unsere frühere Begegnung ins Gedächtniß zurückrufen wollte. Tief beschämt verhielt ich mich ruhig auf meinem Platze, so daß abermals eine betrübende Pause entstand. Diese benutzte die Gräfin, um die Deputation zu verabschieden und mein schwer bedrohtes Ansehen in dem Städtchen zu retten. Sie trug nämlich in freundschaftlichster Weise

den Abgesandten auf, den Frauen und Jungfrauen des Städtleins herzlich zu danken für ihre Theilnahme bei den Empfangsfeierlichkeiten. Dann fügte sie scherzend hinzu, daß dieser Auftrag wohl am besten ausgerichtet werde, wenn sie ihn dem Jüngsten übertrage und so wolle sie denn den Herrn Dr. Müller, den sie als gewissenhaft kennen gelernt habe, und welchen sie bitte, noch einen Augenblick zu verweilen, speciell damit betrauen.

Diese in liebenswürdigster Laune vorgebrachten Worte verabschiedeten die Deputation und gewannen mir wieder die vollste Gnade des Bürgermeisters und des Gemeinderathes.

Kaum hatten sich meine Collegen entfernt, als die Gräfin lachend ausrief:

„Auch Sie wünschen, daß diese Brücke stehen bleibt!“ Dabei trat sie zum Fenster und öffnete es, als wolle sie mir noch einmal das Prachtexemplar vor Augen führen. Ich folgte ihr und den einen Arm auf die Balüstrade gelehnt, standen wir uns in nächster Nähe gegenüber und erfreuten uns des erfrischenden Luftzuges, ohne jedoch ein Auge für die Schönheit der Gegend zu haben. — —

Ich erkundigte mich nach Dir und als Cäcilie erzählte und berichtete, daß Du wegen Deiner leidenden Gesundheit demnächst auf einige Wochen ein schwäbisches Bad besuchen würdest, sah ich sie fest und durchdringend an

und es kam mir vor, als suche sie meinem Blicke auszuweichen. Dann fragte sie mich, ob ich den Sommer über in der Heimath bleibe. Als ich dies bejahte, meinte sie: ihre Mutter würde sich darüber außerordentlich freuen, denn diese gedächte, einen oder zwei Monate hier zuzubringen. Von ihren eigenen Plänen erwähnte sie nichts. Dagegen sprach sie von meiner Reise und als ich kurz die Hauptorte, welche ich gesehen, mitgetheilt hatte, fragte Cäcilie plötzlich nach meinen literarischen Arbeiten, nach meinen „Skizzen aus der Fremde", wie sie Frau von Wangenheim, ehe noch eine Zeile geschrieben war, bereits getauft hatte. Ich wunderte mich über das gute Gedächtniß der jungen Gräfin und theilte ihr mit, daß ich im Begriff stand, die letzte Hand anzulegen. Cäcilie sprach die Erwartung aus, ich werde ihrer Mutter vielleicht noch vor dem Drucke einzelne Abschnitte vorlesen. Ueberhaupt schien sie darauf zu rechnen, daß ich wesentlich zur Unterhaltung der Frau von Wangenheim beitrage. Nun erlaubte ich mir die Frage, ob sie selbst nicht einige Wochen auf ihrer schönen Besitzung zubringen wolle. Ich erinnerte sie daran, indem ich auf den herrlichen Strom zeigte, mit welchem Vergnügen vor einem Jahr die Aussicht auf Wasserpartien von ihr vernommen worden war. Sie meinte scherzend, sie habe unterdessen mehr als zu viel Wasserpartien gehabt, herzlich aber freue sie sich, dem-

nächst in Gesellschaft ihrer Mutter einige Tage ruhig hier zu verleben. Nach dieser Erklärung wurde ich huldreich mit dem Bemerken entlassen, daß sie mit ihrem Gemahle und dem Fürsten in zwei Tagen nach der Residenz zurückkehren werde, daß diese zwei Tage Ausflügen in die Umgegend gewidmet seien und daß es ihr also erst später vergönnt, mit den Bewohnern des Städtchens in freundlichen Verkehr zu treten und *auch meine* Eltern kennen zu lernen.

Obgleich Cäcilie mir nicht zum Abschiede die Hand gereicht hatte, verließ ich doch die Villa in halbem Taumel. Die Schönheit der jungen Gräfin hatte meine Phantasie entflammt und berauscht. Ihre zuvorkommende, einem guten Herzen entströmende Artigkeit und Theilnahme an meinem Leben und Streben entzückten mich. Und so kam es, daß ich schon auf der Treppe auf die Idee verfiel, ihr meine „Skizzen aus der Fremde" zu widmen. Dieser Gedanke machte mich vollends wirr. Einen Augenblick stand ich still und überlegte, ob ich nicht zurückkehren und mir gleich die Einwilligung erbitten solle. Dann sah ich ein, daß ich den ersten günstigen Moment versäumt hatte; den zweiten wollte ich nicht versäumen, dies gelobte ich mir fest.

Wie ich nach Haus gekommen, weiß ich nicht, denn auf dem ganzen Heimwege befand ich mich in einem Widmungsdelirium. Eine Idee kreuzte und verdrängte

die andere. Die prosaischen Fragen meines Vaters nach dem Brückenresultate brachten mich wieder zu mir selbst. Mit dem rückkehrenden Sinn für die Wirklichkeit drängte sich mir die Frage auf, was Fanny zu meiner Dedication sagen würde. Sie hatte mich nie zur Arbeit gedrängt, in keiner einzigen Zeile nur nach einem Bruchstück meiner Skizzen Verlangen gezeigt.

Als ich in einem Briefe den Vorschlag gemacht hatte, ihr meine Arbeit zu widmen und diese Widmung an den gemeinschaftlichen Aufenthalt in Italien anzuknüpfen, begann in der Antwort die darauf bezügliche Stelle mit den Worten: „Um Gottes Willen nicht! Das würde unser Verhältniß vor der Zeit verrathen." Nun wußte ich wohl, daß ich diese und die folgenden Phrasen den Einflüsterungen des Bruders verdankte, dennoch fühlte ich mich gekränkt. Der Gedanke, daß meine zukünftige Gattin der von mir ersehnten und gewählten Thätigkeit gar keinen Werth beilege, dagegen aber als Beamtentochter alles Heil von der niedrigsten und erbärmlichsten Staatsdienerstelle erwarte, war mir niederschlagend und kränkend. — — Wie anders die Gräfin!

Solche und ähnliche Betrachtungen führten dazu, daß ich zum ersten Male seit dem Beginn meiner Schweizerreise die beiden Frauen mit einander verglich. Damals war es hauptsächlich der Gegensatz der äußeren Erscheinung, der Gegensatz zwischen germanischer und

romanischer Schönheit, welcher mir aufgefallen war. Jetzt erschien mir der Unterschied der Charakter- und Geistesanlagen fast ebenso groß, aber die Vergleichung fiel bedeutend zum Nachtheile Fannys aus.

Anstatt meine eigene, unglückselige Natur zu verdammen, anstatt einzusehen, daß mein armer Freund mich recht beurtheilt hatte, anstatt mit letzter Kraft mich zu ermannen und aufzuraffen, hätschelte und pflegte ich meine Schwäche und suchte zur Beschönigung meiner eigenen Fehler Mängel an den Personen zu entdecken, in deren Augen ich gerade schuldig erscheinen mußte.

Die Ruhe und Sicherheit, welche ich früher an Fanny bewundert hatte, streifte nun an Kälte und Theilnahmlosigkeit an. Ihre Abneigung gegen die Theaterwirthschaft hielt ich für übertriebenen kleinstädtischen Stolz der Beamtentochter, ihren Wunsch, die Bretter zu verlassen, für Mangel an Kunstbegeisterung. Dagegen erschien mir die Gräfin als herrlichstes Gebilde der Schöpfung. Alles an ihr war Leben, Leidenschaft, Flamme. Sie war zur Herrscherin geboren. Wer konnte diesen stolzen, herrlichen Zügen, dem unheimlichen, durchdringenden Glanze der Augen, der gewinnenden Anmuth und Freundlichkeit ihrer Rede widerstehen.

Freilich beunruhigten mich diese und ähnliche Gedanken nicht gleich nach meinem ersten Besuche in der Villa. Im Anfange hoffte ich noch, den Frieden meiner

18*

Seele wiederzufinden. Die Reise in die Residenz, die Zusammenkunft mit Fanny sollte mir Heilung bringen. Während ich mir dieses selbst vorredete, überließ ich mich ganz den Aufregungen, welche mir die Gegenwart bot.

Wiederholt sah ich in den nächsten zwei Tagen die Gräfin. — — Einmal zu Pferd an der Seite des Fürsten. Nie hatte ich früher ein so stolzes, prächtiges Weib geschaut. Ich gedachte der Amazonen in den Dichtungen Ariosts und Tasso's. Sie grüßte mich mit gewinnender, von jeder Herablassung völlig freier Herzlichkeit.

Am Tage, an welchem die Gräfin mein Heimathstädtchen verlassen, wanderte ich über Berg und Thal, immer beschäftigt, die verschiedenen Widmungspläne zu ordnen, zu vereinigen und zu einem Ganzen abzurunden. Seit Jahren glaubte ich zum ersten Male wieder an meine schöpferische Kraft. Es war dies leider nur ein Rausch, aber ein beseligender.

Die Nacht durch schrieb ich nieder, was ich erdacht hatte. Dann begann ich in jedem Abschnitte meiner Skizzen zu ändern. Ein wahrer Feuereifer hatte mich überkommen. In einem einzigen Tage arbeitete ich rasch und mit Lust um, was ich früher in einer Woche mühsam und mit Anwendung meiner Belesenheit zu-

sammengestellt, so daß wenigstens einzelne Kapitel des Buches ein selbstständiges Gepräge erhielten.

Acht Tage nach der Abreise der Gräfin traf Frau von Wangenheim auf dem Gute ein. Sie empfing mich mit herzlichem Wohlwollen und freute sich über mein vortreffliches Aussehen, von welchem Cäcilie ihr bereits gesprochen. Zu jeder anderen Zeit hätte ich diese Bemerkung als nichtssagend und natürlich aufgefaßt, da ich, angegriffen von dem Tode meines Bruders und der übermäßigen Arbeit in meinem Berufe, bei meinem ersten Besuche in dem Hause Wangenheim leidend ausgesehen hatte. Jetzt aber vermehrte diese bedeutungslose Phrase wohlwollender Höflichkeit meine Unruhe. Zunächst zwar erzählte ich scherzend Frau von Wangenheim von einem mir befreundeten gelehrten und witzigen Doctor der Philologie, welcher sein Vermögen in amerikanischen Papieren verspeculirt hatte und bei allem Kummer immer dicker und stattlicher wurde. Dieser pflege seine Beleibtheit als „Sorgenspeck“ zu charakterisiren und in förmlichen, mitunter höchst komischen Abhandlungen darüber zu sprechen. Als ich jedoch zu Hause angekommen war, zog ich — nicht ohne innere Scham — den Spiegel zu Rathe und rief mir Manches ins Gedächtniß zurück, was ich hier und dort über meine äußere Erscheinung gehört hatte.

Schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes bat ich

Frau von Wangenheim, als sie nach meinen Reiseerlebnissen fragte, um die Erlaubniß, ihr einzelne Skizzen vorlesen zu dürfen. Den Abend um acht Uhr begann ich bereits mit Zittern und Zagen, geschüttelt vom Fieberfrösteln der Erwartung. Zwei Stunden später hatte ich die Versicherung, daß die Gräfin Gronau unzweifelhaft mit dem größten Vergnügen die Widmung annehmen werde.

Von diesem Augenblick an beschäftigte mich nur der Druck meines Buches. Die Reise in die Residenz gab ich vor der Hand auf. Dem Verleger meiner „Skizzen aus der Heimath“ schrieb ich ausführlich und legte den Hauptwerth auf die rasche unmittelbare Herausgabe meines zweiten Werkes. Honorar verlangte ich nicht; die Ausstattung aber sollte glänzend werden. Auf Zureden der Frau von Wangenheim übersandte ich zugleich mit diesem Briefe die betreffenden „Skizzen aus der Fremde“. — Einige Tage darauf kam der Vater freudestrahlend und früher als gewöhnlich aus dem Wirthshause und hielt triumphirend ein Zeitungsblatt in die Höhe. Als die Mutter und ich ihn staunend ansahen, begann er plötzlich mit feierlichem Ton vorzulesen:

„Von Dr. Edmund Müller, dem talentvollen Verfasser der „Skizzen aus der Heimath“, wird demnächst ein Gegenstück zu diesem viel besprochenen Werke unter dem Titel: „Skizzen aus der Fremde“ erscheinen. Sach-

verständige, welchen ein Einblick in das Manuscript vergönnt war, versichern, daß in diesem zweiten Werke das Talent des jungen Schriftstellers sich in noch viel höherem Grad offenbare. Dem Buche selbst geht eine schwungvolle, an eine Dame unserer höchsten Aristokratie gerichtete Widmung voraus."

Das konnte man denn in der That prompte Bedienung nennen!

Den Vater schmerzte nur, daß er die Namen „der Sachverständigen" nicht wußte und auch die Mutter hätte gerne die braven und gelehrten Männer gekannt, welche schon vor dem Druck so viel Antheil an meinen Schriften nahmen. Ich ließ meinen Eltern den schönen Wahn und bedauerte gleichfalls mit, daß diese Würdigen mir gänzlich unbekannt waren.

In Wahrheit theilte ich das Vergnügen der alten Leute über diese Reclame des Verlegers durchaus nicht. Die Zeitung, in welcher sie erschienen war, wurde als Organ der Regierung betrachtet. Jeder gute Staatsdiener war Abonnent, folglich auch Secretär Schröder. Seit vierzehn Tagen erwartete ich einen Brief von Fanny. Mit der Angst eines Mannes, der im Verborgenen gesündigt hat, sich entdeckt sieht und nun sein Urtheil hören soll, sah ich ihrem nächsten Schreiben entgegen und als dieses zu meiner Freude ausblieb, suchte ich mein Gewissen zu beruhigen, indem ich mir

vorsagte, daß ich zuletzt geschrieben und folglich der Bruch unseres Verhältnisses von Fanny ausgehe.

Meine Eltern verfuhren mit einer Klugheit, welche ich oft nicht mit ihrer in allen Lebenslagen erprobten Rechtschaffenheit vereinbaren konnte. Sie nannten nie den Namen meiner Braut. Erst Monate später, zur Zeit als Fanny in unserm Hause hätte eintreffen sollen, sprach ich eines Abends mit der Mutter über „die zurückgegangene Verlobung". Nachdem sie meine Reden angehört hatte, meinte sie ganz unbefangen und freundlich, das müßte ich mir nicht zu Herzen nehmen. Sängerinnen und Schauspielerinnen trösteten sich sehr leicht wieder und Fanny würde sich längst getröstet haben. Dieses sei auch die Meinung des Herrn Präsidenten und der Frau Präsidentin von Hagen und denen würde ich gewiß Welt- und Menschenkenntniß nicht absprechen. — Jetzt hatte ich eine Aufklärung, die mich so schwer betrübte, daß ich gar nicht weiter fragen mochte.

In der nächsten Zeit fand ich mich jeden Tag in der Villa Gronau ein. Frau von Wangenheim war noch immer sehr leidend. Von größeren Fußpartien konnte also nicht die Rede sein. Dagegen machten wir häufige Ausflüge im Wagen, an welchen auch oft der alte Präsident mit seiner Gemahlin theil nahmen. Bei meinen Mitbürgern stand ich damals in höchster Achtung. Ich schien ihnen auserkoren zu sein, um mit

dem Adel des Landes zu verkehren. Sie sprachen viel von der zukünftigen Stellung, welche ich im Staate einnehmen würde. Sie lobten meine Talente und gönnten mir neidlos mein Glück und meiner Familie den Ruhm. Den höchsten Gipfel der Gunst schien ich ihnen aber erstiegen zu haben, als auf mein Betreiben ein stattliches herrschaftliches Segelboot wieder ausgebessert und hergerichtet wurde und ich nun als tüchtiger Steuermann bei Süd- und Westwind die beiden Freifrauen und später gar die junge Gräfin auf dem Flusse spazieren fuhr. Zahlreiche Zuschauer fanden sich im Anfange am Ufer ein und auch Vater und Mutter konnten nicht umhin, einmal mit Stolz aus der Ferne zuzusehen, wie ihr Sohn das Schiff lenkte, in welchem sich so hohe Damen befanden.

An dem Tage, an welchem Herr von Wangenheim mit Deinem Schüler zum Besuch angemeldet war, fuhr ich mit dem Kahne, der die Passagiere abholte, mehrmals an das Schiff, und hatte also das Glück, die neuen Gäste zuerst und zwar auf dem Wasser zu begrüßen. Sie bestätigten mir, was ich bereits erfahren, daß Du Dich im Wildbad befändest und daß sie selbst in vierzehn Tagen dort eintreffen wollten, um dann eine gemeinschaftliche Erholungsreise in die Schweiz anzutreten. Diese Nachricht erfreute mich sehr, denn bei den Gefühlen, welche mich in jenem Augenblicke beweg-

ten, hätte ich Dir nicht offen und frei entgegentreten können und so wußte ich Dich lieber auf dem Gipfel des Rigi als in meinem Heimathstädtchen.

Herr von Wangenheim hielt es nicht lange in der Nähe seiner Gattin aus. Nachdem er die gräflichen Güter besichtigt hatte, erklärte er, daß er nach der Residenz zurück wolle, um seine Tochter abzuholen und hierher zu begleiten. Dies war um so auffallender, als er seine leidende Gemahlin die Fahrt mit der alten Gesellschafterin allein im Reisewagen hatte unternehmen lassen. Als Entschuldigung schützte er vor, daß es dem Grafen Gronau angenehm sein müsse, wenn er auf diese Weise der Pflicht, seine Gattin zu begleiten, enthoben würde und ungestört den Sitzungen des Herrenhauses beiwohnen könne. Einer Entschuldigung aber hätte es nicht bedurft, denn Frau von Wangenheim machte gar keinen Versuch, ihren Gemahl zurück zu halten. Dagegen trug sie ihm auf, die Ankunft der Tochter so viel als möglich zu beschleunigen. Dieser Auftrag wurde von dem Freiherrn pünktlich besorgt, so daß ich einige Tage später bei tüchtigem Winde in dem prächtig hergerichteten und festlich beflaggten Boote auf dem Flusse hin und her kreuzte, um die schöne Frau diesmal zuerst zu begrüßen. An dem Nachen, welcher sie mit ihrem Vater vom Dampfschiffe ans Land brachte, fuhr ich mit meinem Schnellsegler zweimal vorüber, wo-

bei ich jedesmal die am Steuerruder angebrachte Fahne in die Höhe hob und zum Gruße freudig schwenkte.

In der Villa fand ich mich erst am nächsten Morgen ein. Die junge Gräfin empfing mich mit bezaubernder Freundlichkeit. Sie reichte mir die Hand und dankte mir in anmuthigster Weise für die Widmung der Skizzen. Als sie Nachricht davon in einem Briefe ihrer Mutter erhalten hatte, suchte sie sich „in sehr jugendlicher, aber verzeihlicher Neugierde“ — es sind dies ihre eigenen Worte — die ersten Druckbogen zu verschaffen, was ihr natürlich nicht schwer fiel. Sie lobte die Einleitung und hegte gar keinen Zweifel, daß die letzte Seite vollkommen der ersten entspreche. Darauf theilte sie mir mit, daß es stets schon im Institute ihr lebhaftester Wunsch gewesen sei, in irgend einer Kunst etwas leisten zu können. Leider besitze sie keine, dem guten Willen entsprechende Anlagen. Gelobt aber habe sie sich, nach Kräften jedes Talent, das sich ihr nahe, zu fördern. Dann fragte sie mich im Laufe des Gespräches, ob ich in den Staatsdienst zurücktreten wolle. In diesem Falle bot sie mir die Vermittlung ihres Gemahles an. Auch nach meinen Eltern erkundigte sie sich und sprach die Hoffnung aus, die alten Leute, so wie andere geachtete Bewohner des Städtchens, während ihres Aufenthaltes kennen zu lernen. Ich solle ihr dazu freundlich die Hand bieten und einstweilen

meinen Mitbürgern melden, daß demnächst von der Regierung ein Rescript eintreffen werde, welches die Erlaubniß zu dem Bau einer neuen Landungsbrücke enthalte.

In ihren Reden entfaltete die junge Gräfin eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit, daß ich in wahrem Freudenrausche die Villa verließ. Und in diesem Rausche verbrachte ich die folgenden Tage.

Eine furchtbare Leidenschaft hatte mich ergriffen. Alles, was ich sprach, dachte, träumte, bezog sich auf Cäcilie. Wenn ich sie gesprochen hatte, lag ich oft noch lange nach Mitternacht am Fenster und wiederholte mir immer und immer wieder jedes Wort ihrer Rede. Manchmal rief ich, zu dem gestirnten Himmel emporschauend, mir selbst zu:

> Die Sterne, die begehrt man nicht,
> Man freut sich ihrer Pracht.

Diese Verse sollten mich beruhigen. Bald aber erwachte wieder in mir das heiße Verlangen, nur ein einziges Mal das stolze, herrliche Weib in meine Arme schließen zu dürfen. Davon erwartete ich Rettung und neue Lebenskraft. Scenen, welche ich mit Fanny erlebt, übertrug ich auf Cäcilie und diese Spiele der Phantasie versetzten mich in eine Aufregung, wie sie die Wirklichkeit selbst nicht hervorgebracht hatte.

Dabei machte mich meine Leidenschaft bald feig, bald tollkühn, je nachdem Cäcilie abwesend oder zugegen war

Ein Gewitter, welches mich auf einem einsamen Abendspaziergang überraschte, versetzte mich in eine qualvolle Angst. Sorgsam mied ich, den Blitz fürchtend, jeden Baum. Ich wollte nicht sterben, jetzt nicht sterben. Und doch zeigte ich bei einem ähnlichen Gewittersturme auf dem Wasser eine Tollkühnheit, die mich in wirkliche Lebensgefahr brachte. Aber ich glaubte Cäcilie an einem Fenster der Villa zu erblicken und kannte keine Furcht. Ja die Idee, unter ihren Augen zu sterben und durch meinen Tod wenigstens mich unauslöschlich ihrem Gedächtnisse einzuprägen, versetzte mich in jenem Augenblicke in eine grausenhafte, an Wahnsinn streifende Aufregung.

Bei einem solchen Taumel der Leidenschaft konnte die Katastrophe nicht ausbleiben — und sie blieb nicht aus!

Ob Cäcilie damals eine Ahnung hatte von dem wilden Sehnen, von dem Ebben und Fluthen in meinem Gemüthe — — ich weiß es bis zur Stunde nicht. Sie schenkte mir von allen Personen, welche sich ihr nahten, am meisten aufmerksames Wohlwollen. Sie setzte Vertrauen in mein Wissen, ließ sich gerne belehren und unterbrach diese Belehrungen und Erläuterungen durch Blitze des Geistes, über welche sie zu jeder Zeit souverän verfügte. Sobald ich aber irgend wie der Unterhaltung eine anzügliche, für meinen Seelenzustand

bedeutungsvolle Wendung geben wollte, lenkte sie entweder das Gespräch in toller Laune auf einen ganz entfernt liegenden Gegenstand oder ihr dunkles Auge ruhte so fest und durchdringend auf mir, daß mich Zagen und Angst befiel, ich könne mich durch das Geständniß meiner Qualen und Hoffnungen auf immer aus der Gegenwart der jungen Frau verbannen.

Unterdessen war die zur Rückkehr in die Residenz bestimmte Zeit herangenaht. Herr von Wangenheim und Dein Schüler sollten Cäcilie dorthin begleiten und dann ihre Reise nach Wildbad antreten. Frau von Wangenheim wollte noch einige Wochen auf dem Gute zubringen.. Gegen das Ende ihres Aufenthaltes sollte Cäcilie abermals zum Besuche eintreffen und zwar mit ihrem Gemahle. Zunächst jedoch wurde auf Anregung der jungen Gräfin verabredet, das erste Zusammenleben der Familie Wangenheim in meinem Heimathstädtchen auf fröhliche Weise durch einen gemeinsamen Ausflug in die Umgegend zu beschließen. Dieser Ausflug, zu welchem auch der Präsident von Hagen und seine Gemahlin eingeladen wurden, sollte verhängnißvoll für mein Leben werden.

Schon der Anfang der Parthie war von trüber Vorbedeutung für mich. Ich selbst hatte eine Wasserfahrt nach dem zwei Stunden entfernten Kanzelthale vorgeschlagen. Unterstützt wurde mein Vorschlag durch den

alten Freiherrn, welcher bei Besichtigung der Güter seines Schwiegersohnes in jene merkwürdige Schlucht eingedrungen war. Den Nachmittag nach zwei Uhr sollte die Abfahrt stattfinden. Ich hatte dafür zu sorgen, daß das herrschaftliche Boot bemannt wurde und daß überdies ein Nachen bereit lag, um Wein und Lebensmittel nachzubringen, da die ganze zur Berathung versammelte Gesellschaft einstimmig erklärte, sie gehe von der Ansicht aus, daß die wildeste Romantick den Hunger nicht stillen könne, und daß es angenehm sei, im friedlichen Thale bei Speise und Trank sich zu lagern.

Mit größter Gewissenhaftigkeit stellte ich mich schon um ein Uhr ein. Dann sorgte ich mit den Schiffern und Dienern für die Beflaggung des Bootes, so wie für die Ladung der Lebensmittel. Als alles geordnet war, faßte ich einen Herrn scharf ins Auge, welcher seit geraumer Zeit aus einiger Entfernung meinem Treiben zusah. Er stand, den Blick fest auf das Boot gerichtet, an dem geöffneten Fenster des Gasthofes „zum Kronprinzen". Je länger ich hinschaute, desto unzweifelhafter wurde es mir, daß der Fremde eine auffallende Aehnlichkeit mit Secretär Schröder hatte. Ich verließ den Kahn und näherte mich langsamen Schrittes dem Gasthofe. Bald aber stand ich mit klopfendem Herzen still. Keine Täuschung war mehr möglich. Es war Fannys Bruder, welcher, anstatt sich zurückzuziehen, wie ich gehofft hatte,

ruhig in seiner Stellung verharrte und mich unverwandt ansah. Meine Bestürzung war unbeschreiblich. Mit Gewalt suchte ich mich zu fassen und ging, scheinbar auf den Fluß schauend, an dem Gasthofe vorüber und dem Präsidenten und seiner Gemahlin, welche ich in der Ferne erblickte, entgegen. Als ich mich mit diesen dem Kronprinzen näherte, trat der Secretär, in dem ich mein böses Gewissen verkörpert erblickte, von dem Fenster zurück. Meine Ruhe aber war für diesen Tag verloren.

Sollte Fanny mit ihrem Bruder angekommen sein? Ahnte der Secretär meine Leidenschaft für die junge Gräfin; hatte ihn Karl Leyer durch die Zeitungsnotiz aufmerksam gemacht, davon unterrichtet? Galt der Besuch mir und meinen Eltern? Gedachte der Secretär, Letztere in meiner Abwesenheit zu überraschen und Aufklärung zu geben, und zu verlangen? — Diese Fragen beunruhigten mich furchtbar. Selbst das Erscheinen der jungen Gräfin lenkte meine Gedanken nicht ab. Noch auf dem Flusse starrte ich, so lange als dies möglich war, nach den Fenstern des Gasthofes, um dort die schlanke, hohe Gestalt Fannys zu erspähen. Dann verfiel ich in eine gezwungene und lärmende Heiterkeit.

Nach rascher einstündiger Fahrt waren wir am Ziele. Als wir uns dem Kanzelthale näherten, lenkte ich das Boot in die Mitte des Stromes, damit die Gräfin von dem Wasser aus einen Ueberblick über die reizende

Schlucht erhalte. Meine Absicht wurde vollkommen erreicht. Mit Jubel begrüßte die kleine Gesellschaft das Thal, welches von seiner Mündung am Ufer des Flusses sanft ansteigend, enger und immer enger von bewaldeten Bergen eingeschlossen wird, bis es zuletzt ein mächtig emporragender Felsen, die Kanzel genannt, vollständig abschließt. Mitten in dem Thale liegt eine Mühle, welche in jenem Augenblicke von den fast senkrecht fallenden Strahlen der Sonne freundlich erleuchtet wurde. Diese lichte untere Hälfte des Thales bildete einen wirkungsreichen Gegensatz zu den düstern, nur hier und da von einem Lichtschimmer gestreiften oberen Stellen der Schlucht, in welcher sich der kahle Felsen und dicht hinter diesem ein Tannenwald, in seiner finstern öden Einförmigkeit, erhob.

Als Cäcilie meinte, daß bei der herrlichen Beleuchtung der Blick von der Kanzel herunter über das Thal und den Fluß nach dem jenseitigen Ufer den höchsten Reiz gewähren müsse, befahl ich den Schiffern, so rasch als möglich ans Land zu rudern. Dort erbot ich mich, während die Uebrigen langsam der Mühle zuwanderten, die junge Gräfin in fünf bis zehn Minuten auf einem Waldwege nach der Kanzel zu geleiten. Freudig ging sie darauf ein und ohne den Andern, welche von der Höhe aus überrascht werden sollten, unsere Absicht mitzutheilen, verschwanden wir im Walde.

Der Pfad, welchen wir zunächst betraten, war so

schmal, daß wir nicht nebeneinader herschreiten konnten. Ich ging deshalb voran und war sorgsam bemüht, das Gebüsch niederzuhalten und den Weg zu ebenen, wobei ich immer nach meiner Begleiterin zurückschauen mußte. Ich erinnerte sie an unsere Wanderung nach der Kapelle, an die Legionensteine, an ihren Gesang des Liedes von Mozart, kurz an den ersten unvergeßlichen Abend, welchen ich in ihrer Nähe verlebt hatte. Sie ging freundlich auf dies Thema ein und freute sich unbefangen über mein gutes Gedächtniß, indem sie scherzend hinzufügte, daß dieses mich hoffentlich auch im gegenwärtigen Momente nicht verlassen werde. Die letzte Bemerkung wurde dadurch veranlaßt, daß der Pfad sich plötzlich theilte und und ich rathlos bald zur Erde, bald zum Himmel emporschaute. Cäcilie wollte umkehren, in meiner Aufregung aber erklärte ich, daß ich als Gymnasiast den Weg in den Ferien wohl hundert Mal gemacht habe und schlug zum Beweise meiner Sicherheit alsbald den Pfad zur Linken ein, der jedenfalls zunächst an dem Rande des Thales hinführte. Einem alten Verhängniß gemäß hatte ich denn richtig den falschen Weg gewählt. Anstatt zu steigen, führte der Weg allmählich in das Thal hinab, so daß wir uns nach fünf Minuten vor einer steinigen mit niederem Gebüsch bewachsenen Anhöhe befanden, über welcher in nicht allzugroßer Entfernung die eine Seite der Kanzel sichtbar wurde. Nun

mußte ich eingestehen, daß wir uns verirrt hatten. Ich fragte Cäcilie, ob sie zurückkehren oder versuchen wolle, mit meiner Hülfe durch das Buschwerk vorzudringen. Entschlossen wählte sie das Letztere. Dies erregte mein Erstaunen, denn die Gräfin stand vor mir in einem grauseidenen, an der Taille geschmackvoll mit schwarzen Spitzen verzierten Kleide, über welches ein leichter weißer Shawl geworfen war, der ebenso wenig wie der weiße Hut und die blaßgelben Glacehandschuhe geeignet erschien, dem Gestrüpp und den Baumzweigen tüchtigen Widerstand zu leisten.

Schon nach den ersten Schritten hatte Cäcilie meine Unterstützung nöthig, welche ihr auch in reichstem Maße zu Theil wurde. Ich machte gewaltige Anstrengungen, Aeste abzubrechen und ihr den Weg zu ebenen. Die Hülfe aber, welche ich leistete, brachte mein Blut in furchtbare Wallung. Ich dachte an den Uebergang über den Splügen. Die wilde Sehnsucht der letzten Tage, nur ein einziges Mal das schöne Weib an mein Herz zu pressen, erfaßte mich wiederum und zwar mit gesteigerter Gewalt. Wenn ich ihre Hand, ihren Arm berührte, wenn ich zum Schutze ihres Gewandes die Zweige zurückbog, wenn ich ihr die Hand darreichte, um sie aus dem Gerölle auf ein Felsstück heraufzuziehen, dann flatterte mir bald das Blut in den Wangen, bald strömte es mit Macht wieder nach dem Herzen zurück. Fiebe-

rische Gluth, zitterndes Verlangen raubten mir die Sprache. Ich wagte nicht mehr die schöne Gestalt anzuschauen, aus Furcht die Herrschaft über meine Sinne zu verlieren.

Erst als sie oben auf dem Felsen stand, ein Luftzug ihr den Hut abgeweht hatte und sie nun diesen und den Shawl benutzte, um grüßend in das Thal hinab zu winken, sah ich zu ihr empor und mußte bekennen, daß ich nie ein schöneres Gebilde der Schöpfung gesehen hatte. Sie sprach zu mir von der entzückenden Aussicht. Im Anschauen verloren, antwortete ich nicht. Indem sie von dem Felsen herabstieg, eilte ich ihr entgegen. Beschäftigt, den Hut aufzusetzen und den Shawl überzuwerfen, achtete sie nicht auf den unebenen steinigen Boden und glitt aus. Indem ich sie zu stützen suchte, fühlte ich die schöne Gestalt in meinen Armen — und verschwunden war die mühsam behauptete Herrschaft über meine Sinne. Was ich heiß ersehnt hatte, genoß ich nun in wildem Entzücken. Verwirklicht war mein glühendster Wunsch. Als ich von seiner Erfüllung noch Ruhe und Frieden der Seele erwartete, war meine Phantasie nur berauscht; jetzt war sie vergiftet. —

„Und Cäcilie . . . ?" wirst Du fragen. „Und Cäcilie . . . ?" frage ich mich alltäglich bis zu dieser Stunde. Sollen meine Küsse denn keine Brandspuren in ihrem Gesichte zurückgelassen haben, soll sie denn nicht erbe-

ben und erzittern, wenn sie in nächtlichen Stunden an meine Umarmungen denkt? Soll sie nicht auch sehnend die Arme ausstrecken und schauern bei dem Gedanken, daß dies nochmals und immer wieder eintreten könne?

Ach! ich wenigstens habe nicht ungestraft aus dem funkelnden Becher der Lust getrunken!

XVII.

Drei Tage sind vorüber, seit ich die letzten Zeilen niedergeschrieben. Mühsam zwinge ich mich, mein mir selbst gegebenes Versprechen zu halten und die Geschichte meiner Qualen zu vollenden. Aber was soll ich auch niederschreiben? Was kann ein Berauschter, ein Toller beobachten und erzählen?

Als sich das schöne Weib mit Gewalt aus meinen Armen riß, suchte ich zu sprechen und Verzeihung zu erflehen. Leidenschaftlich unterbrach sie den Anfang meiner Rede, indem sie mit gedämpfter, zitternder Stimme mir zurief: „Kein Wort mehr, wenn Sie sich und mich nicht zu Grunde richten wollen!"

Indem sie dies sagte, eilte sie durch die Tannen nach der Richtung, aus welcher der Ruf des Herrn von Wangenheim nach seiner Tochter deutlich vernehmbar wurde. Muthig durch meine Leidenschaft, folgte ich ihr in krampfhafter Aufregung. Als der Freiherr, den wir bald erreicht hatten, erklärte, daß er schon wiederholt

habe seine Stimme erschallen lassen, beschäftigte mich nur noch die Frage, ob dies die Veranlassung war, daß sich Cäcilie meinen Umarmungen entriß. Monate sind seit jenem Tage verflossen und ich stehe noch immer bei dieser Frage, und werde sie wohl nie lösen.

Als wir wieder im Thale angekommen waren und bei der Mühle die Zurückgebliebenen trafen, wurde Cäcilie ausgefragt über die Fernsicht, welche der hohe Felsen gewährte. Mit keinem Worte verrieth sie, was ihr begegnet, aber ihre Stimmung war so trüb und düster, daß bald die Heiterkeit aus der Gesellschaft verschwand und die junge Gräfin endlich Unwohlsein und Erkältung vorschützte und somit die Losung zum Aufbruch gab. Die Fahrt über den Fluß war trostlos. Nach dem Thale warf Cäcilie keinen Blick des Abschiedes. Manchmal aber ruhte ihr dunkles räthselhaftes Auge forschend auf mir. — Glücklicher Weise hielt am jenseitigen Ufer der herrschaftliche Wagen, so daß wir nicht genöthigt waren, die Rückfahrt auf dem Flusse gegen den Strom zu unternehmen. Die drei Frauen und der alte Präsident stiegen ein; Herr von Wangenheim, Dein Schüler und ich gingen zu Fuß. Wir kamen abends spät im Städtchen an. Vor der Villa verabschiedete ich mich. Im elterlichen Hause fragte ich zunächst die Magd, welche mir das Thor öffnete, ob kein Besuch dagewesen. Sie verneinte es. Den Fragen des Vaters und der Mutter

suchte ich mich zu entziehen, indem ich Müdigkeit vorschützte und mich bald auf mein Zimmer begab, um dort eine qualvolle Nacht zuzubringen. Die Erscheinung von Fannys Bruder, welche mich so sehr beunruhigt hatte, bot mir nun die einzige Zerstreuung.

Am nächsten Morgen trat ich gegen zehn Uhr mit klopfendem Herzen und die brennende Röthe der Scham auf den Wangen in den Garten der Villa Gronau ein. Dort erfuhr ich von einem Diener, daß Cäcilie bereits seit zwei Stunden mit ihrem Vater und ihrem Bruder abgereist sei. Sprachlos setzte ich mich auf eine Bank nieder. Dann raffte ich mich auf und ließ mich, um den Kelch des Jammers vollends zu leeren, bei Frau von Wangenheim melden. Sie empfing mich freundlich wie immer und bestätigte mir, was ich bereits gehört hatte.

Von diesem Augenblicke an war mein Leben trostlos und öde. Jetzt erst empfand ich, welche glückselige Qualen ich früher erduldet hatte, jetzt erst begriff ich die Wollust der Thränen und des Schmerzes!

Ich sah Cäcilien nicht wieder. Mein Buch erschien. Frau von Wangenheim überreichte mir im Namen der Gräfin Gronau ein prachtvolles Album, welches herrliche Kupferstiche nach Gemälden italienischer Meister enthielt. Zugleich versicherte sie mich der wärmsten und gewiß erfolgreichen Unterstützung des Grafen, für den

Fall, daß ich daran dächte, in den Staatsdienst zurückzutreten. Stolz lehnte ich jede Unterstützung ab. Immer hegte ich die Hoffnung, Cäcilie werde nochmals zum Besuche in meinem Heimathstädtchen eintreffen. Es geschah nicht. Der Graf kam allein, um seine Schwiegermutter nach der Residenz zu geleiten. Ich stellte mich ihm nicht vor und schrieb keine Zeile des Dankes an Cäcilie.

Von Fanny hörte ich nichts. Secretär Schröder hatte sich, wie ich bald erfuhr, zwei Tage im Gasthofe „zum Kronprinzen“ aufgehalten, wiederholt bei dem Wirthe und einigen Herren Beamten das Gespräch auf mich gelenkt und meine Beziehungen zu der Familie von Wangenheim zu erforschen gesucht. Als gewissenhafter Bruder hatte er wahrscheinlich seiner Schwester die volle Wahrheit mitgetheilt. Als kluger und erfahrener Weltmann gab er ihr wohl den Rath, meine Briefe ruhig bei den übrigen der gefeierten Sängerin zugesandten Huldigungs-Manuscripten liegen zu lassen und auch die ihrigen nicht zurückzufordern. Dadurch wurde jede neue Aufregung, jeder mögliche Rückfall in die alte Schwäche glücklich vermieden.

Im Herbste las ich, daß der Erbprinz in der Residenz eingetroffen sei. Er galt in dem ganzen Lande als Ideal eines schönen ritterlichen Mannes. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß er Vasall der Gräfin Gro-

nau geworden, von welcher sich das Volk erzählte, daß sie das Land und zwar zum Segen regiere.

Zu Weihnachten brachten die Zeitungen eine neue Ueberraschung. Fanny Schröder verließ die Bühne. Sie war zum letzten Mal als Fidelio aufgetreten. Die Beschreibung ihres glänzenden Abschiedes füllte ganze Bogen. —

Mit Beginn des Frühjahres konnte ich nicht länger in meiner Heimath bleiben. Ich fürchtete jämmerlich zu verkümmern. Ich eilte in die Residenz, miethete mir in der entlegenen Vorstadt ein bescheidenes Stübchen und schrieb hier dieses Inhaltsverzeichniß meiner Leiden.

Die Heilung, welche ich von dem Niederschreiben meiner Erlebnisse erwartete, habe ich nicht errungen. Mit Gewalt suchte ich während des Winters meine Leidenschaft niederzukämpfen. Es gelang mir nicht. Sehnsucht trieb mich hierher und Sehnsucht lenkte heute meine Schritte nach dem Landgute des Grafen, von welchem aus ich bei meinem früheren Aufenthalte in der Residenz zum ersten Male die herrliche Stadt überschaut hatte. Wie damals waren die Läden der Villa fest geschlossen, aber das Nebenhaus fand ich bewohnt. Ich trat ein und fragte, ohne meinen Namen zu nennen, den Verwalter nach dem Grafen. Er bestätigte mir,

was ich bereits früher gehört hatte, daß sein Gebieter aus Rücksichten der Gesundheit noch in Süd-Frankreich weile. Die Zeit der Rückkehr wußte er nicht anzugeben. Auf dem Heimwege wurde mir das traurige Glück zu Theil, dem Erbprinzen auf seinem Spazierritte zu begegnen. Die Bilder, welche ich früher von der zukünftigen Hoheit gesehen hatte, sind in der That sprechend ähnlich. Zu den höchsten Vorzügen des Körpers kommen bei dem Prinzen große geistige Fähigkeiten. „Aeußeres Gepränge ist jetzt bei Fürsten kaum mehr an der Zeit. Es kommt darauf an, was Einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles Uebrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohesten Masse und kaum dieser." Diesen Ausspruch, welchen ich neulich in Goethe's Gesprächen mit Eckermann zufällig wieder aufschlug, befolgt und beherzigt der Prinz. —

Ich schäme mich vor mir selbst, so tief bin ich gesunken. Die ganze Stadt ist in der furchtbarsten Aufregung. Der ausbrechende Krieg in Italien beschäftigt Jung und alt. Ein ungewohntes politisches Treiben ist erwacht. Seit 1848 habe ich nichts Aehnliches erlebt. Die Aufregung hat selbst die Frauen erfaßt. Der Fürst sieht sich genöthigt, die Kammern zu einer außerordent-

lichen Sitzung einzuberufen. Und ich — — ich denke nur, daß Graf Gronau als Mitglied des Herrenhauses demnächst mit seiner Gemahlin in der Residenz wieder eintreffen muß.

Alles scheint gegen mich verschworen. Ich hatte eine edlere Regung, sie sollte aber bald wieder vernichtet werden. Entflammt durch die Trauerbotschaften aus Italien schrieb ich, eingedenk meiner besseren Tage, einen Aufsatz, in welchem ich daran erinnerte, daß die deutsche Ehre verpfändet sei, und zu gemeinsamem Handeln aufforderte. Ich sandte meine Arbeit an die Redaction eines hier erscheinenden vielgelesenen Oppositionsblattes und erhielt zur Antwort: „Wir verkennen den Werth Ihres Aufsatzes nicht, finden die Richtung aber, welche Sie vertreten, zu feindlich gegen Preußen und somit der Tendenz unseres Blattes nicht entsprechend.“ Nun wandte ich mich an die schwarzgelb gefärbte Redaction der Hofzeitung und diese fand die Arbeit zu feindlich gegen Oesterreich „und somit der Tendenz ihres Blattes nicht entsprechend“. Es bleibt mir demnach nichts übrig, als meine Meinung zu verschweigen oder sie breit zu treten in den Wirthshäusern, in welchen ich jetzt häufig Zerstreuung suche und auf Augenblicke finde.

Wahrlich in all meinem Jammer bin ich noch zu beneiden! Ich verstehe alles so leicht und ohne Commentare. So beginnt heute der Elementarlehrer, bei dem ich wohne, ein literarisches Gespräch und fragt mich, was es mit dem Rattenliede in Goethe's Faust zu bedeuten habe, er verstehe diese Stelle nicht recht. Der Arme! Wie viel glücklicher bin ich. Ich kann wahrhaft prunken mit meinem Verständnisse:

Sie fuhr herum, sie fuhr heraus,
Und soff aus allen Pfützen;
Zernagt, zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen.
Sie thät' gar manchen Aengstesprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb im Leibe.

Die Mutter an Edmund.

Du glaubst gar nicht, mein Edmund, mit welcher Sehnsucht wir Deinen Brief aus der Residenz erwartet haben. Ich zürnte am Ende dem gelben Kragen, wenn er mit seinen Packeten in der Hand vorüberging und das Haus nicht ansah. Brachte er ja einmal einen Brief, so sprang ich aus der Küche und war außer mir, wenn es ein Schreiben an den Vater war. Nun haben wir endlich einen. Gestern Abend ist er gekommen und jetzt morgens um fünf Uhr antworte ich Dir schon. Ach! wie vermissen wir Dich, mein Lieber. Wie still und todt ist es im Hause und

wie ist alles zu viel, was ich koche. Wirst Du wohl glauben, daß wir die Lust zu sprechen verloren hatten, als wir so lange vergeblich auf Deinen Brief warten mußten. Doch jetzt haben wir ihn und wenn wir auch nur daraus erfuhren, daß Du gesund bist, so sind wir doch zufrieden. Vor allen Dingen des Morgens heraus, mein Edmund, heraus in die freie Natur. Wie schön ist es da! O daß ich es allen Langschläfern zurufen könnte: Ihr verschlaft die schönste Zeit eures Lebens. Nach einem solchen Spaziergange gleich an die Arbeit. Da ist die Kraft frisch und es geht rasch voran. Aber überarbeite Dich nicht, mein Lieber, denke bei allem, was Du thust, daß Du unser Eins und Alles bist und daß Du für uns leben mußt. Schone Dich, gehe nicht zu leicht gekleidet, Deine wollenen Strümpfe so wie auch die Winterkleider lege noch nicht ab, denn das Wetter ist zu wechselnd. Trinke nicht, wie Du es hier thatest, so viel Wasser bei dieser Witterung, sondern Milch und laß Dir sie wo möglich warm und undurchgeschlagen von der Kuh weg kommen, das ist gut für die Brust. Alle Stunden des Tages, und wenn ich ja einmal in der Nacht aufwache, bitte ich den lieben Gott um Gesundheit für Dich. Hat man die, so ertragen sich leichter alle Sorgen und Mühseligkeiten des Lebens. — Warum aber, lieber Edmund, hast Du uns nichts geschrieben von Deinen Plänen und Arbeiten? Warum

bist Du so verschlossen gegen Deine alten Eltern. Ist der Roman, welchen Du den Winter begonnen hattest, schon weit vorgerückt? Weilt die Gräfin Gronau in der Residenz und hast Du Dich bedankt für das herrliche Album, welches sie Dir überreichen ließ? Das alles beantworte uns in Deinem nächsten Brief. Und nun lebe wohl! Vater ist gesund, doch zuviel beschäftigt, um schreiben zu können. Er grüßt Dich mit mir von ganzem Herzen und läßt Dir sagen, daß Du bald antworten sollst Deiner treuen Mutter.

Das furchtbarste Schicksal schwebt über unserer Familie; es wird sich erfüllen, es wird uns alle vernichten. Als ich noch zu Hause war, erzählte die Mutter oft von Familien, welche, so brav und rechtschaffen sie auch waren, dennoch nach und nach auf die elendeste Weise zu Grunde gingen. Ja, ich glaube, selbst einzelne unserer Verwandten wurden von solchen Schlägen getroffen. Wann wird denn meine Stunde kommen; hoffentlich wird sie nicht lange auf sich warten lassen.

Solltest Du jemals diese Tagebuchblätter lesen, so weine an dieser Stelle und bete für mich, für Deinen namenlos unglücklichen Freund. Mit Gewalt zwinge

ich mich zum Arbeiten, aber mein Geist ist abwesend und ich schreibe nur Unsinn und wirres Zeug. Mein Körper ist in fieberhafter Aufregung und dabei werde ich die Kopfschmerzen, an denen ich sonst nie gelitten habe, gar nicht los. Ich sehe keinen Ausweg, nur der Tod könnte mich retten. Ach! ich wünsche, ich würde nicht mehr aufwachen. Liebe, Eifersucht und Gewissenspein vernichten mich.

Gestern waren zwei Jahre verflossen, seit ich Fanny zum ersten Male in der Schweiz gesehen und heute hörte ich, daß die gefeierte Sängerin sich mit einem Regierungsrathe, einem Freunde ihres Bruders, verlobt habe. Möge sie durchs Leben begleiten, was ich selbst für immer verloren, möge ihr Ruhe und Frieden der Seele zu Theil werden!

Alle Welt hat mich verlassen, aber ein Trost ist mir geblieben. Ich suche und finde ihn in meinem Goethe. Wenn ich seine kleinen Liedchen lese, fühle ich mich noch auf Augenblicke gehoben. Er allein hat meine Leiden gemildert, meine stumme Verzweiflung durch Thränen, die er mir entlockt, gelindert. Ach! nur zu oft wiederhole ich, indem ich an Cäcilie denke, die Worte Tasso's:

Du armes Herz,
Dem's so natürlich war sie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unaussprechliches Gefühl die Brust!
Erblickt' ich sie, da ward das helle Licht
Des Tags mir trüb, unwiderstehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt sich kaum und alle Kraft
Des Geists bedurft' ich aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen, kaum
Vermocht ich diesen Taumel zu zerstreuen.
Hier halte fest, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Auch Sie, auch Sie! entschuldige sie ganz;
Allein verbirg dir's nicht, — auch Sie, auch Sie!

Die Mutter an Edmund.

Du wirst Dich freuen, mein innig geliebter Edmund, wenn Du meine Schriftzüge siehst. Sind sie auch nicht klar, Du entzifferst sie doch wie im Fluge und bist froh, daß Deine arme Mutter nach so manchen schrecklichen Schicksalsschlägen noch so gut die Feder führen kann. Aber warum ich Dir schreibe? Schlägt Dir denn nicht ein wenig das Herz, Edmund, daß Du zum ersten Male vergessen, dem Vater zu seinem Geburtstage zu gratuliren. Diesmal war das Fest nicht groß, denn Du fehltest. Am Morgen fragte ich, ob ich gratuliren oder condoliren solle und dies war mein völliger Ernst. Er wünscht immer noch das erstere. Trotzdem daß er sich

die sechs und sechzig so mühsam herbeigeschafft, ist er doch noch gerne da. Und sitzt er mit seiner Pfeife hinter einem guten Gläschen, so macht er Pläne, in die weite weite Welt zu ziehen und dort zu suchen, was er in sechzig Jahren hier nicht gefunden. Diesmal war er ganz selig. Ich hatte aber auch ein gutes Pröbchen aus dem Keller geholt und wir stießen oft auf Deine Gesundheit an. Haben Dir denn die Ohren nicht geklungen? Du hättest den Vater sehen sollen, wie er vergnügt die Rauchwolken in die Stube blies und mit Stolz sein eigenes Wachsthum versuchte und lobte. Den Abend kam unser getreuer Freund Jäger. Er setzte sich zu uns und wir sprachen von Dir. Ich mußte das Gedicht holen, welches Du in Deinem fünfzehnten Jahre auf dieses Fest gemacht hast und mußte es vorlesen. Es gefiel ungemein. Der Vater war selig, sein Kind loben zu können; aber auch eine Thräne für den armen Gestorbenen sah ich in sein Glas fallen. Sollte sein Geist vielleicht um uns gewesen sein? Soll es ihm nicht wohlthun im Himmel, wenn er sich hier auf Erden noch so geliebt sieht. O! Edmund, denke daß Du unsere letzte Hoffnung bist, daß Du unseres Alters Stütze sein sollst. Den Vater und mich wirst Du geleiten müssen in den Tagen der Schwäche, welche immer mehr herannahen. Unser letzter Händedruck wird Dir gelten, unsere Augen sollst Du schließen. Dies be-

denke, mein Edmund. Du bist an einem für junge Leute gefährlichen Orte. Dein erster Aufenthalt in der Residenz hat Dir keinen Segen gebracht. Und doch, wirst Du es wohl glauben, haben der Vater und ich im Stillen schon oft bereut, daß wir gegen Deine Verlobung mit Fanny Schröder waren. Wie geht es ihr, hast Du sie gesehen, gesprochen? Seit der Trennung eures Verhältnisses bist Du ein anderer Mensch geworden. Zeige Dich wieder wie früher und weiche nicht ab von dem Pfade der Tugend, damit nicht Reue Dein ganzes Leben vergiftet. Habe nur immer Deine alte Mutter vor Augen, mit welch' innigem Gebete für Dich sie sich zu dem Wesen wendet, das unser Schicksal regiert. Und wenn Du Dich des Abends ruhig auf Dein Kissen legst, überzeugt daß Du Deine Schuldigkeit gethan, dann denke, daß hier auch ein Kopf auf dem Kissen liegt, der diese Ruhe fühlt und Gott dafür dankt. Nur gestrebt Deine Talente auszubilden, alles Uebrige bei Seite gelassen. — Uns hier geht es leidlich, nur haben wir viel zu thun. Besonders fällt mir in diesem Jahre die Gartenarbeit schwer. Die Hitze ist sehr groß und die Gemüse sowohl als die Bäume müssen fleißig begossen werden. Der Garten ist aber auch im schönsten Flor und wir betrachten oft gegen Abend aus dem schattigen Häuschen unser Tagewerk. Besonders prächtig nimmt sich Dein Ländchen aus, das ich besser pflege,

als Du es wohl je gethan hast. Du siehst daraus, wie wir fortwährend mit Dir beschäftigt sind. Das bedenke, Edmund, und vergiß uns nicht ganz. Ich hatte Mühe genug, dem Vater gegenüber Dein Schweigen am Geburtstage zu entschuldigen. Auch heute hat er vergeblich einen Brief erwartet. Todmüde von der Arbeit kam er nach Hause und fand ihn nicht. Ich habe ihn den Abend mit Gewalt beredet, auszugehen, damit er in Gesellschaft seine Mühen ein wenig vergesse. Als er fortging, begann ich meinen Brief. Er trug mir viele Grüße an Dich auf, aber auch die ernste Bitte, daß Du bald und ausführlich schreiben sollst: Erwarten will ich ihn nicht, da es zu spät werden könnte. Das Mädchen ist schon auf seinem Zimmer und nun will ich mich auch zur Ruhe legen. Darum gute Nacht, mein lieber Edmund. Vielleicht sitzest Du jetzt an Deinem Fensterchen, ruhst Dich von der Arbeit aus und denkst an uns. Nochmals gute Nacht! Und möge unser gütiger himmlischer Vater immer alle Angst und Qual von Deinem Lager fern halten; das ist das stündliche Gebet Deiner Mutter.

Ich bin verloren, rettungslos verloren. Ich kann nicht arbeiten. Ein schrecklicher Kopfschmerz macht mich zu allem untauglich. Es ist mir, als hätte ich heißes

Blei in meinem Kopfe — und dabei immer die fürchterlichste Fieberhitze. Nur im Freien finde ich ein wenig Linderung und auch da muß ich mich immer an einem Bache halten, um von Zeit zu Zeit den heißen Kopf mit Wasser abzukühlen.

Mein Schmerz concentrirt sich auf einen Punkt, aber es wird mir nicht wohler dabei. Und mein Stübchen ist so heiß, so fürchterlich heiß, so daß ich keine Tag- und keine Nachtruhe mehr habe. Die Sonne brennt fortwährend, weßhalb die Hitze fast erstickend, und wenn ich des Nachts mein Fenster auflasse und die Kühle eindringt, kann ich doch nicht schlafen. Kaum fange ich an zu schlummern, so richte ich mich auch schon krampfhaft in die Höhe. Es ist mir, als wären Gestalten in meinem Zimmer, als hörte ich die Stimme meines Bruders.

XVIII.

Dies sind die letzten verständlichen Tagebuchblätter des unglücklichen jungen Mannes, den bald ein furchtbares, aber schon lange drohendes Verhängniß ereilen sollte. Angstvoll hin- und hergejagt, begegnete er eines Tages dem Schauspieler Wallendorf und dieser beeilte sich, ihm die in der Stadt gerüchtweise verbreitete, aber jeder Wahrheit entbehrende Nachricht mitzutheilen, daß Karl Leyer sich wahnsinnig in einer Kaltwasserheilanstalt befinde. Seiner, wie er sagte, aus der besten Quelle fließenden Mittheilung fügte er die Bemerkung hinzu, daß er als Menschenkenner längst ein solches Ende vorausgesagt habe. Wahnsinn oder Blödsinn, je nachdem der Mensch Phantasie oder keine Phantasie besitze, sei überhaupt das jedesmalige Resultat jahrelanger Faullenzerei.

Die Erläuterungen und philosophischen Betrachtungen des Schauspielers hörte Edmund nicht mehr. In dem Augenblicke, in welchem er das Wort „Wahnsinn"

vernommen hatte, glaubte er sein Urtheil gesprochen und Vernichtung brach über ihn herein.

Voll Verzweiflung eilte er auf sein Zimmer. Die Briefe der Mutter und die darin ausgesprochenen Hoffnungen und Erwartungen konnten seinen Zustand nicht mildern. Manchmal faßte er die Idee, in die Heimath zu eilen, sich an den Hals der Mutter zu werfen und ihr zu sagen, daß ihr schwer krankes Kind an ihrer Brust genesen wolle. Die Kraft, den Vorsatz auszuführen, fehlte ihm. Auch scheute er sich vor den Bewohnern seines Heimathstädtchens, die ihm, wie er meinte, den Irrsinn ansehen mußten. Blickte er doch selbst in seiner Angst häufig scheu in den Spiegel, in welchem er verzerrte Gesichtszüge zu gewahren glaubte, weshalb er auf der Straße den Leuten auswich. Nur dem Arzte der Irrenanstalt suchte er sich, wie dieser später behauptete, mehrmals zu nähern, jedoch ohne ihn anzusprechen. Vielleicht wollte er seinen qualvollen Zustand schildern und Rettung erflehen. In jenen Tagen erhielt der Arme eine freundliche und ehrenvolle Einladung zu den Sitzungen des Schillercomites. Der Gedanke an die hundertjährige Geburtsfeier des großen Dichters muß ihn noch kurz vor der Katastrophe auf Augenblicke beschäftigt haben, denn es fanden sich wirre Pläne und Skizzen aufgezeichnet vor.

Acht Tage nach der Unterredung mit dem Schau-

spieler kam er blutend und mit verwirrten, nassen Haaren in seine Wohnung. Jetzt erst wurde dem Lehrer klar, was das seltsame Wesen des jungen Mannes zu bedeuten habe. Er ließ augenblicklich den Arzt kommen und schrieb den Eltern. Es war leider zu spät. Der Kranke verfiel, als man seinem Willen entgegen treten wollte, in Tobsucht. Die sorgfältigste Pflege wurde ihm zu Theil. In ruhigen Momenten murmelte er Verse vor sich hin. Deutlich konnte man verstehen:

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht

Auch das Lied, welches Fanny einst in Gesellschaft gesungen hatte, beschäftigte ihn.

Am dritten Tage nach der Katastrophe erreichte die Aufregung des Kranken den Höhepunkt. Da wurde gegen Abend leise die Thüre des Zimmers geöffnet und herein trat, ganz in schwarz gekleidet, eine bleiche greise Frau. Sie eilte auf das Bett zu, beugte sich über den armen Leidenden und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Er ließ es ruhig geschehen. Waren seine Kräfte erschöpft oder fühlte er, daß die Mutter schützend und schirmend an seinem Krankenlager erschienen war?

Bald versank er zum ersten Male seit langer Zeit in einen ruhigen Schlummer. Der Arzt und der Wärter verließen das Zimmer. Die greise Frau aber

fiel an dem Bette auf die Kniee nieder und sandte ein Gebet zum Himmel empor, so heiß und innig, wie es eben nur dem Herzen einer Mutter entströmen kann.

XIX.

Der zehnte November war angebrochen. Ganz Deutschland hatte mit krankhafter Sehnsucht diesem Tage entgegengesehen. Die Gewitterstürme des Jahres 1859 hatten die seit Jahrhunderten aufgeworfene trostlose Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ wieder mächtig in den Vordergrund gedrängt. Inniger als je stieg die Bitte: „O Gott vom Himmel sieh' darein!“ aus allen Herzen empor. Nachdem ein Brudervolk in Italien niedergeworfen war und das Vaterland selbst von dem Prätorianerkaiser bedroht erschien, begrüßte Jeder mit doppeltem Jubel das Fest des Dichters des Wilhelm Tell.

So waren denn auch Residenz und Vorstadt gleich festlich geschmückt. Fahnen flatterten auf den Häusern, Teppiche und bunte Tücher hingen aus den Fenstern, Ehrenpforten waren errichtet. Allüberall prangten in bunten Buchstaben Sprüche aus den Werken Schillers. Das Lied an die Freude erglänzte in allen Farben.

Um zehn Uhr erfolgte der feierliche Festzug, der unter dem Geläute der Glocken begann und seine Richtung an dem Schlosse vorüber nach dem Marktplatze nahm.

Vor dem Palais hielt jede einzelne Abtheilung des Zuges und begrüßte die auf dem Balcone *versammelte* fürstliche Familie. Als die vereinigten Liederkränze — und somit die strebende Jugend der Residenz — sich dem Schlosse nahten, wurden Fahnen und Hüte geschwenkt und das Jauchzen wollte kein Ende nehmen. Dieses Jauchzen aber galt der schönen Frau, welche an der Seite des Erbprinzen stand, und sich huldvoll verneigte. Als endlich die Abtheilung der Sänger vorwärts gedrängt wurde, hatten die jungen Leute Schiller vergessen und sprachen nur von dem Zauber und der Liebenswürdigkeit der Gräfin Gronau. Es wurde erwähnt, daß man ihrem Einflusse allein es verdanke, daß das Fest in so großartiger Weise gefeiert werden durfte. Man sprach ferner davon, mit welcher Bereitwilligkeit die hohe Frau die Treibhäuser ihres Gemahles zur Verfügung gestellt habe, damit der Blumenschmuck nicht fehle. Und so wurde denn beschlossen, der Gräfin am Abend eine besondere Huldigung darzubringen, und dieser Beschluß wurde von der anempfindenden Jugend mit Leidenschaft ausgeführt.

Ein mächtiger Fackelzug bewegte sich nach eingebrochener Dunkelheit an dem Ufer des kleinen Flusses ent-

lang nach der Stadtwohnung des Grafen. Feierliche und dann jubelnde Lieder erschallten bald durch die Nacht hin und brachten die jenseits des Flusses gelegene Vorstadt in Bewegung. Durch den ungewöhnlichen Lärm wurden Edmunds Eltern zum ersten Male an diesem Tage von dem Bette des Sterbenden gelockt. Sie traten in das Nebenzimmer, öffneten ein Fenster und ihr erster Blick fiel auf ein an dem gegenüberstehenden Pfarrhause angebrachtes Transparent, auf welchem mit Flammenschrift zu lesen war:

Duldet muthig Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.



Druck von C. P. Melzer in Leipzig.





